
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY











ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

NEUNUNDVIERZIGSTER BAND

VERLAG VON W. KOHLHAMMER

BERLIN W 35
Derfflingerstrasse 16

STUTTGART
Urbanstrasse 14

LEIPZIG
Täubchenweg 21

1923

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.
Printed in Germany.

Inhalt.

Abhandlungen

Miszellen

Literatur

Die **Zeitschrift für deutsche philologie** erscheint in bänden von je 4 heften in durchschnittlichem umfang von 8 bogen zum preise von ℳ 2000.— pro band. Zu beziehen durch alle buchhandlungen und durch die post (postzeitungsliste 373 a). Einzelne hefte werden nur im buchhandel und nur zu erhöhtem preise abgegeben.

Alle manuscripte und mitteilungen, sowie recensionsexemplare sind an den herausgeber, professor dr. H. Gering in Kiel, zu richten. Die manuskripte müssen in druckfertigem zustand abgeliefert werden. Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuskripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Die mitarbeiter erhalten 10 separatabzüge ohne besondere paginierung kostenfrei geliefert, jedoch nicht vor ausgabe des heftes, in welchem der betr. beitrag erscheint. Eine grössere anzahl separatabzüge kann nur nach rechtzeitig erfolgter verständigung mit der verlagshandlung angefertigt werden. Dieselben werden mit 5 ℳ für jede druckseite berechnet.

Die erste korrektur der beiträge wird in der druckerei, die zweite vom verfasser, die dritte von der redaktion gelesen.

DIE RUNENINSCHRIFT DER GRÖSSEREN NORDENDORFER SPANGE.

Nach den ausführungen Th. von Grienbergers in Zeitschr. 45, 133 ff., F. v. d. Leyens, Zs. d. v. f. volkskunde 25, 136 ff., W. von Unwerths, ebenda 26, 8 ff., habe ich mich Zeitschr. 47, 5 ff. ebenfalls mit der genannten runeninschrift befasst. Im folgenden hoffe ich einen weiteren beitrag zu ihrer aufhellung zu bieten.

Die inschrift zerfällt der äusseren anordnung und den schriftzügen nach offenbar in zwei, von verschiedenen händen angebrachte teile[1], die zudem umgekehrt zueinander stehen. Zuerst wurde die längere, seitlich vom nadelansatz stehende inschrift angebracht, später die über demselben befindliche kürzere runenfolge eingeritzt. Diese reihenfolge ergibt sich, abgesehen von der abweichenden grösse der runenzeichen in beiden teilen, über jeden zweifel erhaben aus dem umstand, dass die letzten drei runen der kürzeren inschrift viel enger zusammengedrängt sind, als die vorderen, da es dem zweiten runenritzer an platz zu fehlen begann, wenn er nicht in die schon früher angebrachte inschrift seitlich des nadelansatzes hineingelangen wollte. Diese lautet nach übereinstimmender lesung von Henning, Wimmer und Grienberger:

logaþore
wodan
wigi þonar[2].

Viel umstritten ist die deutung des komplexes *logaþore*. Ich habe ihn am oben angeführten orte dadurch zu deuten versucht, dass ich die zeichen von rechts nach links las: *ero þa gol* 'Da sprach erde den zauberspruch'. Aus welchem motiv heraus der runenritzer den für runeninschriften typischen weihespruch – vgl. meine ausführungen an der genannten stelle – in dieser geheimnisvollen weise

1) Wimmers widerspruch gegen diese annahme (De tyske runemindesmærker, s. 79), dem sich Grienberger a. a. o. anschliesst, ist nicht berechtigt.

2) Ein runenzeichen *l* oder nach Grienberger *þ* ist nachträglich über *o* in *þonar* eingeritzt worden.

anbrachte, entzieht sich unserer kenntnis. Aber derartige künsteleien sind bei magischen inschriften nicht selten[1]. Auffällig ist der vokal *a* in *þa*, der im aisl. und ae., aber sonst nicht im as. und ahd. vorliegt, wo das adverb *þō, thō, dō* lautet. Aber auch in *wigi* ist die lautgebung nicht ahd., da hier das verb durchweg *wīhian* 'weihen' lautet, sondern übereinstimmend mit aisl. *wīgja,* afries. *wīga* oder *wīa* (mit synkope) 'weihen', afries. *wīgelsa, wīelsa,* anfr. *gewuīgit* 'benedictus' usw. und in grammatischem wechsel zur ahd. form. Donar wird also aufgefordert, die spange zum amulett zu weihen, wenn wir *wigi* (imperativ) lesen, oder es wird festgestellt, dass Donar die weihung vollzieht, wenn das übergeschriebene zeichen als *þ* nach Grienberger angesehen und eine 3. sing. praes. angenommen wird. Eine optativform *wigi* mit Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer I, s. 127 anzunehmen, stösst auf sprachliche schwierigkeiten, da eine solche form *wigje* lauten müsste. Könnten wir aber das übergeschriebene zeichen, bei dem deutlich nur ein ᛚ (*l*), sonst 'nur feinere anzeigen'[2] zu sehen sind, als ᛇ (*e*) lesen, so wäre diese schwierigkeit behoben. Eine nachprüfung der runenschrift dürfte sich daher empfehlen: sie ist mir in der gegenwärtigen zeit indes nicht möglich gewesen.

Nun zum zweiten teil der inschrift. Hennings lesung *awa leubwinie* dürfen wir als besser festhalten und Grienbergers deutung *unka leubwinie* mit von der Leyen als abzulehnen ansehen[3]. *Awa* ist als weiblicher name gut bezeugt[4]; ebenso der männliche kurzname *Leub* auf der spange von Engers im Wormser museum; auf einem knopf einer Weimarer spange[5] in der form *leob* (vielleicht auch ᛚᛁᚢᛒ *liub;* erhalten ist ᛚᛁᚢᚱ *liur*); *Leubius* in einer inschrift[6]; *Liuf* in einer Fuldaer urkunde vom jahre 837. Auch im norden ist der name *Leub* als der eines runenmeisters bekannt; auf dem 'stein von Skärkind' (Östergötland) steht *ski(n)þaleubaR* ‚Pelz-(?)Leub' (scil. ritzte die runen)[7].

1) Siehe meine ausführungen im Arkiv för nordisk filologi 35, 266 f. An verschiedenen stellen dieser studie wird auch über die weihung von schmuckstücken zu talismanen mit runenaufschriften und zauberformeln gehandelt.

2) Th. von Grienberger, Zeitschr. 45, s. 138.

3) a. a. o. s. 139 f.

4) Henning, Die deutschen runendenkmäler, s. 104 f.; Förstemann, Altdeutsches namenbuch, I², sp. 217 f.

5) Vf. Zeitschr. 45, 122.

6) Schönfeld, Wb. der altgerm. personen- und völkernamen, s. 153.

7) O. von Friesen, Runorna i Sverige, s. 8; anders Brate, Sveriges runinskrifter II, 160 ff.

Man könnte übrigens auch an einen zusammengesetzten mannesnamen mit *leub* als zweitem bestandteil denken, zumal die lesung *awa* nicht über jeden zweifel erhaben ist[1]. Von hier in betracht kommenden namen sind aus ahd. zeit belegt: *Alaliub, Adaliub, Azaliub, Manaliub* usw.[2]. Dann bliebe noch *winię* zu deuten übrig. Meist wird es nach Hennings vorgang mit *leub* verbunden und als ein zusammengesetzter name *Leubwini* aufgefasst, entsprechend ahd. *Leobwini* in einer Fuldaer urkunde aus dem jahre 822, *Liefwine* in den Libri confraternitatum II, 100 usw.[3]. Aber die grammatische erklärung der form *leubwinię* macht unlösbare schwierigkeiten, was übrigens schon Henning nicht verkannt hat. Sein versuch, die form als dat. sing. zu erklären, muss als zu gezwungen angesehen werden. Welchen sinn soll übrigens die übersetzung 'Awa dem Leubwini' haben? Eine spange wird eine frau dem manne nicht geschenkt haben. Spangen finden sich stets nur in frauengräbern; der mann hatte offenbar keine verwendung dafür. Noch weniger befriedigt Grienbergers auslegung als acc. fem. sing. eines *jō*-stammes 'Leubviniam'[4]. Auch die von mir[5] vorgeschlagene deutung 'Awa dem Freunde Liub' lasse ich jetzt fallen und will eine andere an ihre stelle setzen. Wie Henning[6] ausführt, haben die älteren entzifferer und veröffentlicher der inschrift Lindenschmit, Dietrich, Hofmann und Stephens zweimal *n* ᚾ für richtiges *g* X gelesen (in *logaþore* und *wigi* des ersten teiles der inschrift), da die regelrechte form des *g* X beide male nicht innegehalten ist. Wie Grienberger auf grund einer vergrösserten photographie feststellen konnte[7], ist bei dem X *g* in *logaþore* der nach rechts absteigende strich kürzer als der nach links absteigende, und in derselben art wird das X *g* in *wigi* als unregelmässig geschildert. So kann auch die als ᚾ *n* gelesene rune in *winię* eigentlich ein X *g* vorstellen, zumal der schreiber hier aus raummangel das zeichen nicht so weit ausladend anbringen konnte. Bei dieser lesung erhalten wir wiederum das wort *wigię*, das wir vermutungsweise schon als prädikat zu *þonar* ansetzten[8]. Man könnte dann die form als optativ auffassen

1) 'Die beiden ersten runen sind ausserordentlich undeutlich', Henning a. a. o.

2) Förstemann a. a. o., I² sp. 1019.

3) Ebenda sp. 1029.

4) Zeitschr. 45, 140 f.

5) Zeitschr. 45, s. 122, anm. 1.

6) Die deutschen runendenkmäler s. 90 ff.

7) Zeitschr. 45, s. 135.

8) Vielleicht ist der zweite runenritzer beim durchlesen der ersten inschrift auf das am ende von *wigi* fehlende ᛇ *ę* dadurch aufmerksam geworden, dass er

und den zweiten teil der inschrift aus einem namen *Awaleub* (oder wie sonst das erste kompositionsglied gelautet hat) und *wigię* als prädikat bestehen lassen und übersetzen: ‘Awaleub möge weihen’.

Es ergibt sich uns aber noch eine andere möglichkeit, wenn die lesung *wigię* das richtige trifft. Ich greife zurück auf meine veröffentlichung der Weimarer runenfunde[1] und ergänze die dort gegebene lesung der teilweise zerstörten runeninschrift auf der bernsteinperle nach nochmaliger prüfung dahin, dass der ganze komplex noch folgende lesbare runen umfasst (die einfachen punkte geben die stellung der zerstörten runen an):

ᛞ ᚨ : ᚺ ᚨ ᚺ ᚹ ᚨ ᚱ ⁝ ᚹ ᛁ ᚢ ᚦ : ᛁ ᛞ ᚨ : ᛖ ᛟ ᛁ[2]

. d (?) a : h a h w a r ⁝ w i u þ : i d a : . e o (?).

Da die inschrift fortlaufend um den trommelförmigen mantel der bernsteinperle läuft, so ist ihr anfang allerdings nicht mit sicherheit zu bestimmen. Meine frühere deutung habe ich jetzt aufgegeben und erkläre die inschrift nunmehr folgendermassen:

‘Ida Hahwar weihten, Ida . . . .’ (vielleicht ist der zum teil zerstörte komplex ᛖᛟᛁ als ᛚᛖᛟᛒ Leob zu ergänzen, da dieser name sich auch auf dem knopf einer fibel findet und die namen sich wiederholen). In *wiuþ* erblicke ich nunmehr eine dritte dualis praes. von ahd. *wīhian* ‘weihen’[3]. Durch die aufschrift haben die beiden runenkundigen (oder das priesterpaar) Ida und Hahwar dokumentiert, dass sie die perle zum amulett geweiht haben. Dieselbe absicht setze ich nun für den zweiten teil der inschrift der grösseren Nordendorfer spange voraus. Das paar Awa und Leub bekundet mit der runenaufschrift: *Awa Leub wigię,* dass es die spange zum amulett geweiht hat. In *wigię* möchte ich daher eine erste dualis praes. von dem oben genannten ndd. *wīgjan* erblicken. Bei dieser annahme bleibt freilich die endung *ę* zu erklären. Gehen wir vom gotischen aus und versuchen die dualische verbalform vom standpunkt des ahd. zu deuten, so müssten wir der endung der ersten dualis praes. *-ōs* entsprechend (z. b. in *bidjōs* ‘wir beide bitten’) etwa *-a* erwarten, wie got. gen. sing *gibōs* sich in ahd. *geba* widerspiegelt. (Vgl. den as. dual. conj. aor. *wita*

dieselbe form einritzte, und fügte es nun über der zeile noch ein, d. h. er verbesserte einen imperativ in einen optativ.

1) Zeitschr. 45, 117 ff.

2) Nach dem letzten worttrenner ist ein grösserer zwischenraum, wo keine runen gestanden zu haben scheinen. Der zum teil unlesbare komplex, der dann folgt, ist mit weiter ausladenden runen als die vorangehenden geschrieben.

3) Ausführlich von mir begründet Beiträge 43, 334 ff.

'lasst uns beide . . .')[1]. Denkbar wäre auch der fall, dass im ahd. die erste dualis praes. mit der sekundärendung *u* (got. *magu* 'wir beide können') gebildet worden ist, gleichwie in *winþ* die sekundärendung ins praesens übernommen wurde und das griechische schon in vorhistorischer zeit die primären dualendungen aufgegeben hat[2]. Aber auch in diesem fall wäre ahd. *wigiu* 'wir beide weihen' zu erwarten, entsprechend ahd. dat. (eigentlich lokativ) *suniu* usw.[3] Weshalb an stelle der zu erwartenden endung *-a* bzw. *-u* der mittellaut zwischen *i* und *e*[4] getreten ist, vermag ich nicht mit sicherheit zu sagen. Doch ist die entwicklung des westgermanischen auslautenden *u* im ahd. zur zeit noch so wenig geklärt[5], dass ich meine auffassung von *wigię* als erste pers. dualis praes. an diesem bedenken nicht scheitern lassen will.

Dafür spricht noch ein weiterer grund. Es ist mir überhaupt fraglich, ob die sprachliche erklärung der runeninschrift vom ahd. lautstand auszugehen hat. Ist meine deutung von *logaþore* als *ero þa gol* richtig, so weist der vokal *a* in *þa* auf anglo-friesische (oder nordische) herkunft der inschrift hin: ae. *þā*, fries. *thā*, aisl. *þā* gegenüber as. *thō*, *thuo*, ahd. *thō*, *dō*. In dieselbe richtung führt uns der grammatische wechsel in *wīgian* 'weihen': afries. *wīga*, aisl. *vīgja* neben as. ahd. *wīhian*. Mit hilfe dieses verbs können wir die lokalisierung der inschrift noch weiter umgrenzen, insofern als nunmehr das ae. ausscheidet, da hier wohl ein subst. *wīg* = *wēoh* 'idol', aber kein verb belegt ist. Wir hätten also nur noch die wahl zwischen dem aisl. und afries. Aber im urnordischen ist zufällig ein beleg erhalten für die erste dualis praes. – allerdings mit kurzer stammsilbe – auf dem stein von Järsberg, der ins 6. jahrhundert zu setzen ist[6]: *waritu* = **writu* 'wir beide schrieben'. Die inschrift fällt also etwa in dieselbe zeit, in welcher Brenner[7] die Nordendorfer spange aus

1) Aus **witowe* (: ai. *-āva*) zu *wītan* tendere nach van Helten, Beitr. 15, 472.

2) Brugmann-Thumb, Griech. gramm.[4] § 419, s. 404.

3) Braune, Ahd. gramm. 3.—4. aufl. § 230 s. 200 f.; Baesecke, Einführung in das ahd. § 84, s. 150 f.

4) So ist ᛇ mit Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer I, 117 ff. aufzufassen.

5) van Helten, Beitr. 36, 462 f.

6) Noreen, Aisl. und anorw. gramm.[3] s. 338; von Friesen, Reallexikon der germ. altertumskunde, bd. 4, s. 16.

7) Die archäologische stellung der deutschen runenfibeln. Kbl. des gesamtvereins 1913, s. 56 f.: 'Das inventar des Nordendorfer grabfelds führt etwa von der mitte des 6. bis zu der des 7. jahrhunderts. Die beiden Nordendorfer spangen werden um 600 anzusetzen sein'.

archäologischen gründen setzt. Wäre die spange nebst inschrift nordischer herkunft – wogegen sich übrigens Brenner aus typologischen gründen erklärt –, so dürfte das auslautende endungs-*u* des duals also noch erhalten sein.

Mittels vorstehender differentialdiagnose haben wir somit die herkunft der inschrift – natürlich nicht der spange selbst – auf das friesische sprachgebiet eingeengt. Nun sind uns allerdings so frühe friesische sprachquellen nicht erhalten[1], und in der späteren entwicklung ist in der Rüstringer mundart auslautendes westgerm. *u* nach kurzer stammsilbe mehrfach als *u, o* erhalten, während die übrigen mundarten einheitlich *e* aufweisen[2]. In einer ersten dualis **wīgju* steht *u* nun freilich nach langer stammsilbe, ist aber andererseits bedeutungsträger und konnte daher nicht einfach schwinden, schon infolge des analogiezwangs der verbalformen mit kurzer stammsilbe. Über ein non liquet kommen wir hier demnach nicht hinaus.

Ist aber die voraussetzung berechtigt, eine im heutigen bairischen sprachgebiet gefundene runeninschrift weise friesische lautformen auf? Spangen sind bewegliche gegenstände, und nichts stünde der annahme im wege, die grössere Nordendorfer spange sei – wie so viele brakteaten mit runeninschrift, die bis nach Ungarn hin zutage gekommen sind – ein wanderobjekt, das nur zufällig an der stelle, wo es zum vorschein kam, mit der zeitweiligen besitzerin in die erde gelangte. Dieser annahme widerspricht aber die feststellung Brenners, die form der grösseren Nordendorfer spange entspreche einem süddeutschen, keinem nordischen typus. Das schmuckstück ist also wohl in der gegend, wo es aufgefunden wurde, auch hergestellt worden. Dann kann eben nur die inschrift selbst von einem landfremden runenritzer herrühren, der in seiner eigenen mundart, nicht der seines zufälligen aufenthalts, die inschrift verfasste. Diese hypothese ist von Bugge für urnordische inschriften auf beweglichen gegenständen eingehend begründet worden[3]. Während er für feststehende grabsteine die annahme als berechtigt anerkennt, die sprachform der inschrift als die bodenständige gelten zu lassen, weist er sie für inschriften auf schmucksachen, brakteaten u. dgl. zurück. ‘Die kunst des runenritzens war – nach Bugges ansicht – noch zur wikingerzeit nicht allgemeingut im norden. Die inschriften müssen vielmehr von gewerbsmässigen

1) Siebs, Geschichte der friesischen sprache in Pauls Grundriss I² s. 1153.

2) Siebs a. a. o. s. 1238 f.

3) Norges indskrifter med de ældre runer. Indledning: Runeskriftens oprindelse og ældste historie, buch 7, s. 186 ff. Das folgende zitat steht s. 214 f.

künstlern herrühren. Diese künstler gehörten bestimmten schulen oder familien an, innerhalb deren die runenkunde weiter überliefert ward. Sie zogen in den nordischen ländern umher und übten ihre kunst aus. So können uns die denkmäler kein zeugnis über die sprachform geben, die an dem ort galt, wo die inschriften gefunden wurden. Freilich ist anzunehmen, dass die sprache des runenmeisters, wenn er in den nordischen ländern umherreiste, nach und nach von den sprachformen der siedlungen, in denen er sich aufhielt, beeinflusst wurde.'

Von der weitergehenden hypothese Bugges, nach der diese wandernden runenmeister Heruler waren und die sprachform der urnordischen runeninschriften also im wesentlichen herulisch gewesen sei, können wir hier absehen; halten wir nur den einen gesichtspunkt fest, dass die inschriften von wandernden künstlern abgefasst wurden. So mag es auch auf dem festland gewesen sein, wohin die kenntnis der runen vermutlich mit einem nordsüdlich verlaufenden kulturstrom gelangte. Eine direkte übertragung von den Goten am Schwarzen meer über die Donaustrasse zu den festländischen Germanen ist weniger wahrscheinlich, schon aus dem grunde, weil wir in Deutschland keine so alten runendenkmäler haben, wie im norden. Damit ist aber auch die nordische sitte, die runenkunst im umherziehen auszuüben, wohl nach dem kontinent hinübergenommen worden. Das hindert natürlich nicht, dass sich der runenmeister der sprachform seiner auftraggeber angepasst hat, soweit es ihm möglich war, ganz wie die späteren abschreiber von handschriften oft formen ihrer angeborenen mundart unbewusst in die sprachlich verschiedene gestalt des zu kopierenden manuskripts einmengten. Wenn z. b. das praeteritum *wraet* 'schrieb' der Freilaubersheimer spange als beweis dafür angesehen wird, dass die hd. lautverschiebung zur zeit der abfassung der inschrift noch nicht durchgedrungen gewesen sei, so stelle ich dieser behauptung die ebenso glaubhafte annahme gegenüber, die inschrift sei von einem niederdeutschen runenmeister abgefasst worden. Dafür spricht z. b. die vokalisierung von *wraet* sowie das erhaltene anlautende *w*; vgl. ae. *wrāt*, afries. dial. (Wangeroog) *wrait*, aofries. *wrēt*, nordfries. *wrāt*, *wrœt*[1], während im ahd. schon in der ältesten zeit der vokal des sing. praet. *ei* ist: *reiz* 'ritzte'. Der früher noch verfügbare weitere beweis für den ndd. lautstand der Freilaubersheimer runeninschrift: *þk* = *þik* zu anfang der zweiten zeile fällt nach meiner lesung[2] des Wortes als *þo* nunmehr weg.

1) Siebs, Pauls Grundriss I² s. 1306 ff.

2) Zeitschr. 47, 3.

Ausser dem sprachgeschichtlichen gesichtspunkt gilt es bei der Nordendorfer spange auch den religionsgeschichtlichen ins rechte licht zu setzen. Ist meine deutung von *Awa Leub wigię* '(wir beide) Awa Leub weihten' richtig, so ergibt sich, dass die inschrift zwei verschiedene weihungen kennt, eine durch Donar, wie auf dänischen runensteinen[1], eine andere durch ein runenmeisterpaar. Wie verhalten sich die beiden weihungen zueinander?

Magnus Olsen hat darauf hingewiesen[2], dass die weihung der runensteine bei den älteren dänischen wie blekingischen denkmälern durch den zauberkundigen runenmeister, der vielleicht priesterlichen charakter hat, vollzogen und erst bei jüngeren dänischen denkmälern ein gott (Thor) angerufen wird, um die weihung vorzunehmen. Olsen will diese wandlung dem christlichen einfluss zuschreiben: wie Christus und sein heiliges kreuz gegen unheil schützt, so weiht Thor das denkmal mit seinem hammer, der oft auch eingeritzt wird[3]. Diese sitte findet sich im norden erst nach der tätigkeit des apostels Ansgar von Dänemark. Noch um 800 tragen die runensteine also einen ausgesprochen priesterlichen charakter[4], selbst der name des gottes, der in dem auf dem runenstein von Snoldelev erwähnten heiligtum Salhauge verehrt wird, ist nicht einmal erwähnt. Wohl aber wird das uralte heidnische hakenkreuz angebracht, das nach isländischer und lappischer überlieferung Thor heilig ist (z. b. auf dem stein von Snoldelev auf Seeland), an dessen stelle später Thors hammer tritt.

Ist die ansicht Olsens richtig, die anrufung Donars sei auf christlichen einfluss zurückzuführen, so hätten wir auf festländischem boden einen weit älteren beweis für den einfluss christlicher denkweise auf heidnischen brauch, da die Nordendorfer spange um 600 n. Chr. angesetzt wird (s. o. s. 5). Es ist ja bekannt, dass schon lange vor der von England ausgehenden missionierung Deutschlands im 8. und

1) *þur wiki* 'Donar weihe' auf dem stein von Virring (Nordjütland); *þur uiki* auf dem stein von Glavendrup auf Fünen; *(þ)ur uiki* auf dem stein von Sønder-Kirkeby auf Falster. Alle diese steine fallen nach Wimmer ins 10. jahrhundert n. Chr.

2) Norges indskrifter med de ældre runer II, 630 ff.

3) z. b. auf dem gleichfalls aus dem 10. jahrhundert stammenden stein von Læborg in Jütland.

4) Auf dem stein von Helnæs auf Fünen wird genannt: *Rhuulfr Nura kuþi* 'R. priester der Norer'. Der 'þulr' *RuhaltR* vom stein von Snoldelev auf Seeland ist eine art priester auf Salhauge; *ek gudja ungandiR* auf dem stein von Hugl (Norwegen) kann vielleicht heissen: 'Ich der priester Ungand (der zauberfeste?).' Weitere beispiele bei Olsen a. a. o.

9. jahrhundert christliche einflüsse vom Rhein und der Donau her, sowie solche arianischen ursprungs, vermutlich durch vermittlung der Goten, auf die deutschen stämme eingewirkt und auch nachweisbaren sprachlichen einfluss ausgeübt haben [1]. Weshalb an stelle von Christus und dem kreuz Donar und sein hammer traten, können wir nicht mehr ermitteln. Die Donarverehrung reicht in die urgermanische zeit zurück, möglicherweise ist sie von den Kelten entlehnt. worauf die auffällige übereinstimmung des germ. gottesnamens mit dem keltischen gott *Tanaros* (vorgerm. gdf. **tn̥aros*) hinzuweisen scheint. Sie ist also älter als die verehrung Wodans, für dessen benennung keine aussergermanischen beziehungen vorliegen, wenn auch das lat. *vātes* 'seher', air. *fāith* 'dichter' stammverwandt ist. Allerdings ist die verehrung Donars gerade im fundgebiet der Nordendorfer spange zufällig nicht belegt [2], wohl aber bei den Sachsen [3], Normannen, Skandinaviern und Isländern. Auch dieser umstand führt also neben der übereinstimmung der formel *wigi þonar* mit der entsprechenden dänischen wendung auf niederdeutschen ursprung der Nordendorfer runeninschrift.

Neben der anrufung Donars findet sich in der Nordendorfer inschrift auch die (nach Olsen) ältere art der weihung durch den runenmeister. Er nimmt durch uns nicht mehr bekannte zeremonien die weihung vor, und durch einritzung seines namens beurkundet er die vollzogene weihung z. b. auf der spange von Engers, wo der name *Leub* steht, oder auf den runenspeeren von Kowel und Müncheberg, auf denen die namen *Tilarids* bzw. *Ranja* [4] eingeritzt sind. Die weihung kann auch durch eine frau vorgenommen werden, wie auf der Friedberger spange *þuruþhild* oder *Godahid* und *Arsiboda* auf den spangen von Bezenye. Daneben findet sich nun die weihung durch ein runenmeister- oder priesterpaar auf mehreren schmuckstücken. Auf der grösseren Nordendorfer spange findet sich das namenpaar: *Awa Leub*, auf der Freilaubersheimer spange *Boso Dalina*, auf der Weimarer bernsteinperle *Ida Hahwar*, auf einer der Weimarer spangen *Haribrig*

1) Kluge, Gotische lehnworte im ahd., Beitr. 35, 124 ff., spez. s. 153: 'Spuren des christentums findet man im Donaugebiet bei den Germanen schon hinlänglich im 5. jahrhundert. Die kunde von dem got. christentum und vielleicht auch die ersten glaubensboten desselben werden schon in der mitte des 5. jahrhunderts nach Norddeutschland vorgedrungen sein.' Ebenso W. Braune, Beitr. 43, 419 ff.

2) Mogk, Germ. mythologie [2], s. 355.

3) Sächsisches taufgelöbnis: *Thunaer ende Uuoden.*

4) Vgl. Mitt. des ver. f. heimatkunde des kreises Lebus, Müncheberg 1919 s. 1 ff.

Leob, auf der andern *Hiba Bubo.* Auch mehrere personen treten auf, z. b. auf dem Weimarer schnallenrahmen: *Ida, Bigina, Hahwar* (also 2 frauen und 1 mann). Auf den Weimarer schmuckstücken stehen überhaupt viele namen, teils von männern, teils von frauen, mehr als sich sonst bei runenritzungen finden. Da sie aus gräbern von sehr vornehmen personen, vielleicht sogar angehörigen des königshauses stammen[1], so liegt die vermutung nahe, bei diesen schmucksachen sei die weihung zum amulett nicht wie bei gewöhnlichen sterblichen durch einen runenkundigen (priester oder priesterin?) oder ein runenmeisterpaar, sondern durch mehrere runenkundige erfolgt, um dem gegenstand eine um so grössere zauberkraft zu verleihen.

In weitaus den meisten fällen ist aber eine, wie anzunehmen ist, wiederholte weihung des gegenstandes durch viele personen nicht üblich gewesen, sondern es genügte eine weihung durch eine oder zwei personen, zumeist einen mann und eine frau, um das schmuckstück zauberkräftig zu machen. Dass auch christliche formeln zu diesem zweck verwendet wurden, zeigt die runeninschrift der zweiten spange von Bezenye, die *Arsiboda segun* lautet. Mit *segun*, ahd. rheinfr. *segon* (neben *segan*) aus lat. *signum* ist das kreuzeszeichen gemeint, mit dem man zauberwirkung hervorrufen will, vgl. aisl. *signan* 'weihung mit dem kreuzeszeichen', *signa* 'mit dem kreuzeszeichen (aber auch mit dem Thorshammer) weihen' (aus lat. *signare* 'das kreuzeszeichen machen'). Bei dieser spange wurde die weihe demnach mittels eines symbols christlichen ursprungs vorgenommen. Das parallele einhergehen heidnischer und christlicher anschauungen bei diesen primitiven religiösen funktionen zeigt uns den naiven synkretismus, der in der frühzeit des christlichen einflusses im glauben der germanischen stämme (wie übrigens auch in andern gebieten Europas und Vorderasiens) geherrscht haben muss. Bei der dürftigkeit der quellen für die kenntnis des religiösen lebens der vorchristlichen zeit sind die winke, die wir aus den einzigen originalzeugnissen, den runeninschriften, entnehmen, immerhin von wert, wenn sich die darin enthaltenen andeutungen auch – bis jetzt wenigstens – nicht zu einem abgerundeten bild gestalten lassen.

1) Götze, Die altthüringischen funde von Weimar s. 30.

BERLIN. SIGMUND FEIST.

DER STIL DER GOTISCHEN BIBEL

VIII.

Die 'hellenisierung' des gotischen hat bewirkt, dass dank der stilgeschichtlichen leistungen, die auf den profanen und auf den gottesdienstlichen wortschatz sich verteilen, gotische wörter mit hellenistischer bedeutung sich festgesetzt haben. Darüber hinaus hat die kultsprache der Goten von seiten des semitischen, griechischen oder lateinischen rituellen sprachgebrauchs eine auffrischung erfahren[1].

Beim genuswechsel handelt es sich nicht um jene mehr äusserlichen vorgänge, die bei der einbürgerung von fremdwörtern beobachtet worden sind[2], sondern um viel tiefer schürfende wandlungen. Wenn neutrales *guþ* dem einfluss von ὁ θεός erlegen ist und fortan 'der' gott bedeutet, so kündigt sich mit dieser sprachgeschichtlichen tatsache ein umschwung des religiösen denkens an, dessen wir uns um so mehr bewusst werden, als für die heidnische vielgötterei das neutrum fortdauerte (*guda* J 10, 34–35; ags. *ȝodas*) und auch in den christlichen formeln (*guþ meins* M 27, 46, *ains guþ* Mc 2, 7 usw.) an der herkömmlichen neutr. wortform trotz der masc. pronomina nichts geändert wurde. Bei dem maskulinen gebrauch von *guþ* haben wohl in bestimmender weise *atta* und *frauja* mitgewirkt (J 8, 41. 54 L 20, 37); der got. übersetzer hat aber nicht gewagt, trotz des griechischen musters und der maskulinen attribute dem neutrum *guþ* den maskulinen artikel oder die flexion der maskulina zu verleihen. Vermutlich ist der heidnische gott (*guþ þis aiwis* k 4, 4) 'das' gott geblieben[3]. Darauf weist wenigstens die analogie der andern, satanischen prädikate. Usuell war das neutrum *skohsl* und das femininum *unhulþo*,

1) παράκλητος > *parakletus* J 14. 16. 26 (*ahma*); παράκλησις > *bida* k 8, 17 *usbloteins* 4 *laþons* L 2, 25 *gaþlaihts* k 1, 3–7 T 4. 13 (*ga*)*þrafsteins* R 15, 4–5 k 1, 5 u. a. παρακαλεῖν > *bidjan* R 12, 1 Th 4. 10 (*anahaitan bidai* 1) *þrafstjan* 18 (: 5, 14) k 1, 4. 6 *gaþlaihan* k 2, 7 (*bidjan* 8). 5, 20. 7. 4 (*gaþlaihands* . . . *gaþrafstida* ὁ παρακαλῶν . . . παρεκάλεσεν 6; *in gaþlaihtai þizuiei gaþrafstiþs ƕas* παρακλήσει ᾗ παρεκλήθη 7: *gaþrafstidai* . . . *gaþrafsteinai* 13) u. ö. Ein gutes semitisches beispiel liegt Th 4, 4 vor (*ƕas* σκεῦος = 'weib') vgl. t 2. 20–21.

2) Gegen seine griechische vorlage hat Wulfila *laigaion* Mc 5, 15 im sinn von lat. *legio* als femininum flektiert: ich erinnere des weiteren an das fem. *aiwaggeljo* (: neutr. *aiwaggeli*), masc. *aiwlaugja* und neutr. plur. *praufetja*, für deren genusgebrauch die grammatische wortform ins gewicht fiel.

3) Vgl. ahd. *das* mensch und *der* mensch (Burdach, Ackermann aus Böhmen s. 289).

bis Wulfila dem griech. διάβολος und δαίμων zu ehren unter mitwirkung von got. *ahma* das maskulinum *unhulþa* einführte (Mc 5, 12 : L 8, 29; *unhulþons* δαιμόνια 9, 49 : *sa unhulþa* τὸ δαιμόνιον 42 : *ahma unhrains* 39; T 3, 7 E 4, 27)[1].

Dieser geschlechtswechsel begünstigte das persönliche vor dem unpersönlichen, das spiritualisierte vor dem konkreten, das gefühlsmässig empfundene vor dem gattungsmässig vorgestellten. Für den bedeutungswandel war die berücksichtigung des gefühls- und stimmungswertes der wörter das wichtigste. Er ist von dem übersetzer namentlich zum zweck der spiritualisierung seiner kultsprache ausgenutzt worden. Wenn wörter, die gegenstände oder wahrnehmungen betrafen, aus dem gebiet der fünf sinne auf gemütszustände angewandt wurden, so gab der affektgehalt der sprachlichen bezeichnungen den fingerzeig. Der das adj. *baitrs* begleitende affekt – nicht der bittere geschmack – gestattete die überraschende verbindung *gaigrot baitraba* (M 26, 75); die bedeutung des wortes hieng von der intensität der einem bittern geschmack anhaftenden empfindung ab.

Der materialisierung und individualisierung (abstraktum > konkretum, neutrum > maskulinum) tritt damit eine spiritualisierung zur seite. Dies stilgesetz half die schranken zu überwinden, die äusseres und inneres, sinnliches und seelisches leben trennten. Es wirkte in der gotischen bibel sehr stark. Zahlreiche wörter sinnlichen gehalts wurden für unsinnliche, religiöse erlebnisse gebraucht. Der von einem objekt erregte affekt gehörte wohl von anbeginn jenen wörtern an, er war aber noch nicht ihr dominierendes merkmal; er lag wohl innerhalb des von der bedeutung jener wörter umschriebenen kreises, aber durchaus noch nicht in seinem mittelpunkt. Beherrschendes zentrum ist der affektwert der wörter erst in der kultsprache geworden.

brusts, hairþra und *hairto* bezeichnen nicht mehr bloss die körperteile (sitze geistiger und seelischer kräfte), sondern werden über die vom profanen sprachgebrauch gezogenen grenzen hinaus für geistige und seelische regungen beschlagnahmt (*þreihanda in hairþram izwaraim* k 6, 12; *ina þat ist meinos brusts* [nebst randgl. *hairþra*) *andnim* Phm 12; *anaþrafstai meinos brusts in Xristau* 20[2]); *brusts bleiþeins*

1) *ahman unhulþons unhrainjana* L 4, 33; *unhulþons . . . ahmans* 10, 17. 20 (πνεύματα).

2) Vgl. *sloh in brusts seinos* L 18, 13 mit *brusts in ufarassau du izwis sind* k 7, 15.

armahairtei C 3, 12; dazu *hauhhairts, hrainjahairts*). Wulfila spiritualisierte das herz nach massgabe des hellenistischen sprachgebrauches so gründlich, dass er die verbindungen *augona hairtins* E 1, 18 (Zeitschr. 40, 480), *daubiþa hairtins* 4, 18 Mc 3, 5 und *daubata hairto* 8, 17 nicht gescheut hat[1].

Höchst charakteristisch sind die analogen stilwandlungen, die sich bei altheimischen wörtern mit besonders hohem affektwert in dem bereich sinnlicher wertgegenstände und ihres kaufpreises verfolgen lassen. Dabei konnte der Gote an hellenistische formeln anknüpfen. In der lehre von der erlösung hiess es τιμῆς ἠγοράσθητε (K 7, 23); in der gotischen bibel las man *wairþa galaubamma usbauhtai sijuþ* (Zeitschr. 35, 458 f.). 'Kaufpreis' in der art des altgermanischen wergeldes und des gerichtlichen kompositionssystems wurde ein ausdruck für lösegeld und 'erlösung' (erlösen ist einlösen)[2]. 'Versöhnung' war 'herstellung eines gesetz- und rechtmässigen friedenszustandes' (*gafriþons* k 5, 18–19: *gafriþon : gasibjon* M 5, 24). Dafür konnte nach germanischer anschauungsweise[3] der für den frieden bezahlte 'preis' eintreten: *gawairþi* εἰρήνη bedeutete für einen Germanen das friedensgeld (*skattans . . . andawairþi bloþis . . . andawairþi þis wairþodus* M 27, 6. 9), den kaufpreis, der für den frieden und die beendigung der fehde bezahlt zu werden pflegte (Idg. forsch. 31, 321 f.)[4]. Um des in diesem altgermanischen ausdruck liegenden hohen gefühlswertes – nicht um seiner eigentlichen, geschäftlichen bedeutung – willen hat dies gotische sonderwort mit griech. εἰρήνη sich zusammengefunden, die bedeutung 'friede' (in religiösem sinne) angenommen (*gawairþeigs* Mc 9, 50) und ist vollständig spiritualisiert worden (L 14, 32 M 10, 34 J 16, 33 L 10, 5 k 13, 11 Th 5, 3. 13 u. a.).

1) *gablindida ize augona jah gadaubida ize hairtona ei ni gaumidedeina augam jah froþeina hairtin* J 12, 40 vgl. *gablindida fraþja* k 4, 4; *afdaubnodedun fraþja* 3, 14.

2) *ei þans uf witoda usbauhtidedi* G 4, 5 (ἐξαγοράσῃ); *ik leikeins im frabauhts uf frawaurht* R 7, 14 (: *duhve þata balsan ni frabauht was in .t. skatte* J 12, 5); *wadi* (angeld) E 1, 14: *wadjabokos* C 2, 14; *uslauseins* ἀπολύτρωσις E 4, 30 : G 1, 4; *usluneins* Skeir. (: ags. *álynnan* befreien Gen. 1432).

3) 'Verdinglichung' (Theolog. studien und kritiken 1913, 259 f.).

4) *gawairþi . . . fijands* R 8, 6–7 vgl. 12, 18. 14, 17 ff.; *so auk ist gawairþi unsar . . . fijaþwa gatairands ei . . . waurkjands gawairþi . . . gafriþodedi* E 2, 14–20; *gafriþon . . . gawairþi tawjands . . . fijands . . . iþ nu gafriþodai* C 1, 20–22; *gagawairþnan* k 5, 20 (*faur uns gatawida frawaurht ei weis waurþeima garaihtei gudis in imma* 21): *gagawairþjan* K 7, 11. Man könnte etwa lat. *merces* > französ. *merci* vergleichen ('dank' geht auf das gefühl des lohnempfängers zurück) Wundt, Völkerpsychologie II^3, 2, 577. 619 f.

Was der affektgehalt der wörter für ihren bedeutungswandel austrägt, kann man der geschichte von 'wert' (got. *wairþs* wertvoll > würdig) und 'teuer' entnehmen. In der mit got. *gawairþi* gleichlaufenden richtung haben diese adjektiva ihre bedeutung verändert, weil die seelische stimmung, die ihre aussprache begleitete, die oberhand bekam[1]. An stelle von 'teuer' findet sich in der gotischen bibel *swers* ('preisen' heisst *sweran*, 'preis' *swerifa*); dies wort scheint mit unserem 'schwer' identisch zu sein und 'schwerwiegend' (vollgewichtig) bedeutet zu haben und darum 'einen hohen preis bedingend'; im gotischen hat jedoch der affekt ganz und gar gesiegt und von 'hochwertig' zu 'geehrt und ehrenvoll' oder zu 'lieb und wert' geführt (*swers* ἔντιμος L 7, 2 : *unswers* ἄτιμος Mc 6, 4 K 4, 10)[2].

Hier stellt sich nun auch das epitheton *galaufs* wieder ein, von dem wir ausgegangen waren (*wairþa galaubamma usbauhtai sijuþ* K 7, 23). Von ihm ist jetzt der weg zu got. *galaubjan* und *galaubeins* und zu unserem religiösen begriff 'der glaube' gebahnt. Die usuelle grundbedeutung des mit *swers* teilweise sich deckenden adjektivs liegt noch ungetrübt vor: *qinons . . . fetjandeins sik . . . wastjom galaubaim* (ἱματισμῷ πολυτελεῖ) T 2, 9; *pund balsanis nardaus pistikeinis filugalaubis* (πολυτίμου) J 12, 3; *du galaubamma kasa . . . du ungalaubamma* (εἰς τιμὴν . . . εἰς ἀτιμίαν) R 9, 21 (*: liufs* 25) vgl. *kasa . . . du swaraim . . . du unsweraim . . . du swerifai* t 2, 20–21 Th 4, 4. Wurde die geschäftliche manipulation ausgeschaltet — wozu kulturgeschichtliche neuerungen den anstoss gegeben haben mögen — und die seelische spannung festgehalten, in die den menschen ein für ihn und sein haus besonders kostbarer wertgegenstand versetzt, so musste sich von einem konkreten wert ein gefühlswert ablösen und es konnte dieser einen profanen aber gemütvollen ausdruck dem übersetzer des griechischen Neuen testaments für seine religiösen bedürfnisse empfehlen. *galaufs* war das attribut einer kostbaren und hoch eingeschätzten ware, der ein *lieb*haberwert zukam; *galaufs* kann daher unmöglich von got. *liufs* (: — *lubo* liebe) getrennt werden und so hat man denn längst in 'lieb' den bedeutungskern von 'glauben' gesehen[3]. Neben 'glauben'

1) Anord. *dýrr*, ags. *dýre* pretiosus > dilectus (engl. *dear, darling*); and. *diuri* kostbar, lieb; ahd. 'beteuern' und 'bedauern'.

2) *swerifa* 'ehrerbietung' R 12, 10 T 1, 17. 6, 1 : *sweran* J 8, 49 Mc 7, 6 T 5, 3 usw. > 'ehren und lieben' J 12, 26 L 18, 20 vgl. *sweraiþ ins ufarassau in friaþwai in waurstwis ize jah gawairþi habaiþ in izwis* Th 5, 13.

3) *ich geloubet im = er liepte mir* Iwein 4194; *lieb* hat die ablautsform *laub* neben sich (frauenname *Leuba* Gregor von Tours 8, 28: *Lauba* Corpus inscript. lat.

darf aber 'erlauben' nicht unberücksichtigt bleiben und 'erlauben' ist oder war so viel als 'lieb und freundlich, rücksichtsvoll und nachgiebig sein (nachgeben, willfahren, gestatten)'[1]. Gehören nun also got. *galaubjan* und *uslaubjan* mit got. *liufs* und *galaufs* engstens zusammen, dann müssen bei 'glauben' zwei verschiedene gebilde unterschieden werden. Von got. *galaufs* ist ein verbum denominativum *galaubjan* abgeleitet, andererseits konnte neben einem durativum *laubjan* (anord. *leyfa*) das perfektivum mit den praefixen *ga-* oder *us-* gebildet werden. Dies perfektivum ist in der gotischen bibel nur in der form *uslaubjan* belegbar. Bei *galaubjan* haben wir es mit dem denominativum zu tun, von dem sich das perfectivum *uslaubjan* (gutheissen) vollständig isoliert hat[2]. Für *galaufs* und *galaubjan* geht man folgerichtig am zweckmässigsten von *liufs* und *lubo* (und weiterhin von den stammverwandten lat. *lubet, lubens, lubido*) aus[3]. Hierbei entdecken wir den etwa unserem 'wohlgefallen' entsprechenden bedeutungskern. Während *(ga)leikan* eine willensregung und willensneigung zu dem, was gefällt, ausdrückt, bezieht sich unsere sippe auf eine gefühlsmässige anteilnahme an dem, was gefällt (*leikains* 'vorsatz' K 1, 21 t 1, 9 *leikains wiljins seinis* E 1. 5. 9 [glosse][4]: *lubains* 'hoffnung' R 15, 13)[5], so dass *galaubjan* ungefähr so viel besagte als 'eine hochstehende person oder eine hoch im preis stehende sache mit wohlgefallen beurteilen'. Ich vermeide absichtlich unser wort 'liebe', weil für liebe und für lieben in der got. bibel die sippe von *frijon* gebraucht worden ist, woraus man ersieht, dass got. *liufs* und was dazu gehört, seinen eigenwert beansprucht. Der kommt nicht zum vorschein, wenn man *liufs* mit 'lieb' und wenn man auch *frijon* mit 'lieben' übersetzt[6]. *liufs* sollte in den wörterbüchern mit 'geschätzt' wieder-

XIII nr. 8565; männername *Herliub: Hereloub, Hadaloup*) vgl. alemann. *laub* (lieb) Schweizer. Idiotikon 3, 958 f.

1) Mnd. *gelouben = erlouben* DWb. 4, 1, 2873; PBBeitr. 1, 325 f.; Zfda. 30, 265. 33, 128. 34, 77; Beitr. 12, 397 f.; diese gleichung erstreckt ihre giltigkeit auch auf *sih gelouben = sih erlouben* (*urlouben*) Graff, Sprachschatz 2, 70 f.

2) *uslaubjan* vertritt griech. ἐπιτρέπειν und κελεύειν (*fraletan* K 16, 7: *uslaubjan* M 8, 21. 31 L 8, 32. 9, 59. 61 Mc 5, 13) 'gestatten' im sinn von 'bevollmächtigen' T 2, 12 > 'befehlen' M 27, 58 (*haitan* 64): *anabiudan* Mc 10, 3–5.

3) *that gibod godes thie lubiyo gilôbo* Heliand 2475 vgl. 1221 C (nebst Sievers anm., Germ. 27, 417). Gen. 204. 219.

4) *in godis wiljins* δι' εὐδοκίαν Phl 1, 15: *galeikaida* (ἔδοξεν) *mis . . . meljan* L 1, 3; *leika* 'ich suche zu gefallen' K 10, 33.

5) Die drei christlichen haupttugenden (glaube, liebe, hoffnung) wuchsen für die Goten auf einem und demselben wortstamm

6) Ausserdem ist das verbum 'lieben' ein spätes geschöpf des 15. jahrhunderts;

gegeben werden: aus seinem gefühlswert heraus ist 'geschätzt' in 'geliebt' umgeschlagen[1]; wir wissen ja aus unserem eigenen sprachgebrauch, wie gerne 'schatz' und 'liebster' ihre rollen tauschen. Guts muts darf man daher für *galaubjan* die grundbedeutung 'hochschätzen' (aus liebe, d. h. aus wohlgefallen) aufstellen: *galaufs* beweist — und unser 'loben' bestätigt — dass dabei ein hoher preiswert und eine auf wohlgefallen gegründete 'liebende' beurteilung vorausgesetzt war. Wir müssen also mit einer doppelseitigen relation rechnen. *galaubjan* stellt uns vor ein auf seinen wert geprüftes und in seinem wert preisend, lobend und liebend anerkanntes objekt und ein das ge-

ahd. *liuben* (*giliuben* : *gilouben*), mhd. *lieben* heisst 'gefallen, sich gefällig erweisen' (doch soll ahd. *liupot* : *minneot* Ahd. gl. 1, 81. 78 nicht unerwähnt bleiben). Für seinen religiösen begriff der 'liebe' hat Wulfila das uns von 'freund' und 'freundschaft' geläufige wortmaterial benützt (gegen *minnea, minneon* im Heliand). Er hatte sich mit griech. ἀγαπᾶν und φιλεῖν abzufinden: 'φιλεῖν konzentriert in seine begriffssphäre die regungen der verwandtschaftlichen und freundschaftlichen beziehungen, ἀγαπᾶν die freie richtung des sittlichen wollens' (R. Schütz, Die vorgeschichte der johanneischen formel ὁ θεὸς ἀγάπη ἐστίν. Kieler theol. diss. Gött. 1917 s. 8). Der Gote schrieb sinngemäss für φιλεῖν stets *frijon* und für φίλος stets *frijonds* (dagegen *broþralubo* φιλαδελφία . . . *friaþwa* . . . *swêriþa* R 12, 9—10 vgl. Th 4, 9 [*frijon* ἀγαπᾶν]: 5. 13; *gastigodei* φιλοξενία R 12, 13); 'der geliebte' war den Goten ein liebender verwandter oder freund (M 5, 46 L 6, 32 : 27. 14. 10. 15, 29). An stelle von griech. ἀγαπᾶν kommt *frijon* ebenfalls vor (z. b. J 11, 3. 5. 11. 36. 14, 21. 15, 12 19; *frijonds* 19. 12 : R 8, 37); aber *liufs* begegnet niemals für φίλος, sondern ersetzt ἀγαπητός und ἠγαπημένος 'woran man gefallen gefunden hat' (*broþar liubana* Phm 16; *leikeis sa liuba* C 4. 14 vgl. R 9, 25: *frijoda* . . . *fijaida* 13). Das verbalabstraktum *frijons-gafrijons* 'kuss (: *kukjan*) berechtigt uns, die vermutung zu äussern, dass das in antithese zu *fijan* auftretende verbum *frijon* und seine ableitungen anfangs die körperlichen und sinnlichen liebesgebärden mit umfasste, wovon bei *liufs* nicht wohl die rede sein könnte, bis die spiritualisierung das verbum von seinem verbalabstraktum sonderte. Das war jedoch ein jüngerer wortgeschichtlicher vorgang (ich stelle beispielshalber L 7, 44—48 und 10, 27 Mc 12, 30. 33 einander gegenüber; dazu C 3, 19 E 5, 25—29). Es ist offenbar der affektgehalt von *frijon*, der dies wort nun für die unsinnlich vergeistigte gottes- und nächstenliebe tauglich erscheinen liess (J 15, 9. 13).

1) Es ist gewiss nicht zufällig, dass *liufs* in der got. bibel nur von den partizipien ἀγαπητός und ἠγαπημένος angezogen wurde (E 1, 6 L 20, 13. 3, 22. 9, 35 Mc 1, 11. 9, 7. 12, 6 u. a.); — *lubo* begegnete dem religiös-spiritualistischen *frijon* Th 4, 9 und schliesslich hat sich nicht nur *liufs* zu *galaubjan* (*galaubjandans jah liubai* T 6, 2 vgl. *thaz sculun unir gilouben joh harto iz uns giliuben* Otfrid 1, 26, 11), sondern auch *frijaþwa* hat sich zu *galaubeins* gesellt (*galaubeins jah frijaþwa izwara jah . . . gaminþi* Th 3, 6; *friaþwa miþ galaubeinai* E 6, 23—24 dazu K 13, 2 G 5, 6. 22 Th 5, 8. T 1, 14 t 1, 13; *jus mik frijodeduþ jah galaubideduþ* J 16, 27 vgl. 14, 15. 21. 23 T 1, 5).

fallende und gepriesene liebend beurteilendes subjekt. Die subjektive wertung ist nun die dominierende tendenz der bedeutungsentwicklung geworden und *galaubjan* ist über 'liebend hochschätzen' oder 'verehren' zu der aus der gefühlslage einer einzelperson abgeleiteten sonderbedeutung '(auf wohlgefallen, hochschätzung und liebe beruhendes) vertrauen zu jemand haben' offenbar schon im vorliterarischen zeitalter der Goten gediehen[1]. Das praefix *ga-* ist also nicht perfektiv, sondern sociativ wie bei *gatrauan* zu verstehen; es betonte die auf schätzung oder ehrung gestützte verbindung zwischen zwei personen, von denen die eine nicht bloss interesse an der andern aufbringt, sondern ihr zutrauen entgegenbringt, liebe und vertrauen schenkt (vgl. geloben, gelübde) und sich ihrer hoheit gehorsam unterordnet, weil sie einen höheren wert repräsentiert (J 5, 46–47 R 11, 30 ff.)[2].

Nun ist aber der umstand zu würdigen, dass das verbum *galaubjan* in den skandinavischen sprachen sich zu unserem 'loben' und 'erlauben' gehalten, die bedeutung von 'glauben' überhaupt nicht aufzuweisen hat; anord. *leyfi* und *leyfa* sind varianten von *lof* und *lofa*. Auf diesem sprachgebiet wurde *trúa* (got. *gatrauan*) mit der vertretung von 'glauben' betraut[3]: *galaubjan* im sinn von griech. πιστεύειν ist also eine gotische beziehungsweise westgermanische sonderentwicklung. Daraus folgt abermals die zusammengehörigkeit von 'glauben'

1) Murray (s. v. *believe*) geht von *galaufs* 'valuable' aus und gelangt für *galaubjan* von 'to hold valuable' zu 'to have confidence'. Zum unterschied von G 2, 20 verweise ich auf *galaubeins* πίστις 'treue' im profanen sinn T 5, 12; dazu *jabai ni galaubjam* (untreu werden), *jains triggws wisiþ* t 2, 13; *galaubeins* . . . *triggws* . . . *gatrauan* th 3, 2–4; *galaubja* 'ich habe vertrauen gefasst' J 9, 38.

2) Wer jemand liebend verehrt und solcher autorität vertraut, 'glaubt' an sie (Mc 11, 22); das ist das 'vertrauen', das die bibel 'glauben' nennt (Schriften des Neuen testaments 1, 187) vgl. L 8, 25 (*ƕar ist galaubeins izwara?*) Mc 5, 28 : 34 M 8, 10. 13; ich lege auch auf den gegensatz von *galaubjan* und *galewjan* gewicht (*akei sind izwara sumai þaiei ni galaubjand; wissuh þan us frumistja Iesus ƕarjai sind þai ni galaubjandans jah ƕas ist saei galeiweiþ imma* J 6, 64).

3) So steht denn auch in der Gotenbibel *triggws* für griech. πιστός (L 19, 17 K 4, 2. 7, 25 T 1, 15 Tit 1, 9; C 4, 9 T 1, 12 t 2, 2; vgl. *ƕo daile galaubjandin miþ ungalaubjandin* k 6, 15). Das gesetz des alten bundes ist durch das evangelium aufgehoben (R 7, 4. 6); das gesetz des neuen bundes ist das evangelium beziehungsweise der glaube, auf dessen gesetz es im neuen bund ankommt; er heisst *triggwa*, ist ein auf treue beruhender bund; gott ist getreu und ebenso seine heilsbotschaft. So sind auch die christen zur 'treue' verpflichtet, das ist 'glaube' vgl. k 1, 18 Th 5, 14 th 3, 3 t 2, 13; *triggwai in Xristau Iesu* E 1, 1 = *galaubjandans* T 4, 3. 10. 12; *triggws* . . . *galaubeins* T 1, 12–15.

und 'vertrauen' (*galaubida jah gatraua* t 1, 12; *trauains þairh galaubein* E 3, 12)[1]. Aber bei Wulfila hat *galaubjan*, das stimmungsreichere und affektstärkere wort ('liebe') über *gatrauan* den sieg davon getragen.

Seiner grundbedeutung entsprach es, wenn *galaubjan* auf personen oder auch auf sachen anwendung fand[2]. Vornehmlich wird in der bibel das vertrauen durch worte der schrift gewonnen (*Mose . . . waurdam galaubjaiþ* J 5, 46–47. L 1, 20; *galaubjandans þairh waurda* J 17, 20; *jabai hvas meinaim hausjai waurdam ja galaubjai* 12, 47) und damit eine weitere bedeutungsveränderung von *galaubjan* eingeleitet ('einer aussage vertrauen schenken', d. h. sie für wahr halten J 10, 25)[3]. Jetzt stiess unser verbum auf *tuzwerjan* und *liugan*, wurde *tweifleins* entgegengesetzt und verband sich mit *sunja*[4]. Zu

1) *triggwaba galaubjand* L 20, 6; *gatrauan . . . þairh galaubein . . . gatrauan* k 5, 6–8; *gatrauan* 'einem etwas anvertrauen' G 2, 7 u. ö.: *þata sunjeino hvas izwis galaubeiþ* L 16, 11 (: *triggws* 10. 12); *gatrauan* näherte sich *galaubjan* auch mit der bedeutung 'überzeugt sein' (R 8, 38 t 1, 5 vgl. 3, 14). – Got. *trauaida du guda* M 27, 43 > ahd. *gitruwet in got* Tatian 205, 3 (confidet); *gilaubet in got* 162, 1 (creditis); *that sie gitruodin thiu bet, gilôbdin an is lêra* Heliand 2350 f.; *mid gilôbon endi mid treuun* 290 f. vgl. 897. 902. 2489–91. 1526 f.; ags. *ȝeléafa, ȝelýfan : ȝetrúwian*. Ich erinnere noch an ahd. *gloubtriuwa* (fides) Notker ed. Piper 2, 392. 6 (*getriuuon* 9 : *gloubige* 400, 2).

2) *waurstwam galaubjaiþ* J 10, 38; *galaubeiþ du liuhada . . . galaubida hauseinai* 12, 36–38; *galaubeiþ du garaihtiþai . . . sa galaubjands du imma . . . galaubida hauseinai* R 10, 10. 11. 16. Seitdem *galaubjan* mit *gatrauan* sich berührte, regierte es nicht mehr bloss wie loben und geloben den akkusativ (*galaubeis þata* J 11, 26; *allata galaubeiþ* K 13, 7), sondern auch den dativ (*galaubjam imma* M 27, 42 vgl. J 6, 29–30 L 20, 5–6; *galaubida guda* G 3, 6 u. a. 'vertrauen schenken'), es zieht sogar die praeposition *du* an sich (*galaubeiþ du guda jah du mis galaubeiþ* J 14, 1: *galaubeiþ mis* 12) wie (*ga*)*trauan* (*trauaida du guda* M 27, 43; *silbans trauaidedun sis* L 18, 9; *gatraua þammei mahteigs ist* t 1, 12: mit R 10, 14. 16 vgl. Phm 21, mit Phl 1, 29 vgl. k 1, 9, mit J 6, 29. 35. 40. 47 u. a. vgl. k 3, 4). Die richtung nicht das ziel drückt *in* c. dat. aus (k 10, 1. 7, 16 R 14. 14 Phl 3, 3–4: G 2, 16 E 1, 15 u. a.). Im Heliand treffen wir *liudiun gilôbdi* 5034; *ni gilôbiad mi these liudi* 5091; *gilôbid te mi* 3915. 4056 vgl. 4035 f.; *an thik gilobian* 5570 f. vgl. 3025 f.; *gilôbien after . . .* 4140. 5755 f. Wo *gilôbian* mit *gihuggian* und ähnlichen verben konkurriert, setzt es eine genetivkonstruktion an (5833 : 4638).

3) *audaga so galaubjandei þatei wairþiþ ustauhts þize rodidane izai fram fraujin* L 1, 45; zeugenaussage: *galaubida ist weitwodei unsara* th 1, 10 vgl. J 9, 18. 10, 25–26.

4) *ni tuzwerjai . . . ak galaubjai* Mc 11, 23 : *galiuga-* 13, 21–22 T 4, 1–3; *galaubeins . . . tweifleins* R 14, 1–2; *þande sunja qiþa, duhve ni galaubeiþ mis?* J 8, 45–46; *sunja qiþa . . . ni liuga, laisareis þiudo in galaubeinai jah sunjai* T 2, 7.

'glauben und vertrauen'[1] gesellte sich 'glauben und erkennen' (wissen überzeugen): *ufkunnaiþ jah galaubjaiþ* J 10, 38 (*sunja was . . . galaubidedun* 41–42) vgl. 6, 69. 14, 9–12; 'glaube' ist namentlich im Johannesevangelium ein anderer ausdruck für gotteserkenntnis. Erkannte und verbürgte wahrheit anerkennen, hocheinschätzen und annehmen (Th 2, 13 T 3, 16 Tit 1, 1–4), von der autorität der heilsbotschaft und der lehre (wortverkündigung) auch ohne augenschein sich überzeugen lassen (k 5, 7 Th 4, 14)[2], von dieser biblischen forderung gieng letztlich der bedeutungswandel aus, der die verkündigung, die lehre und ihr bekenntnis aus eigener überzeugung heraus mit dem wort 'glaube' (glaubensformel, glaubensbekenntnis) belegte; der 'glaube' ist nicht so sehr von der erkenntnis als von dem bekenntnis abhängig geworden; 'gläubig' (christlich gesinnt Tit 1, 6) ist, wer ein auf der heils- und glaubensbotschaft (dem wort der wahrheit; E 1, 13) fussendes bekenntnis ablegt[3]. Der glaube ist fortan das symbol des christentums[4]. Dieser totalen hellenisierung eines gotischen wortes folgte die hellenisierung seiner syntaktischen konstruktionen[5].

Die spiritualisierung hat auch got. *timrjan-gatimrjan, timreins-gatimreins* 'erbauung' erfasst (o. 48, 379); es sollte die seele, das innenleben des einzelnen christen und der ganzen christenheit neu aufgebaut werden (K 8, 10. 10, 23 E 2, 20–22. 4, 12. 16) im zusammenhang mit dem himmlischen bauwerk (*bauains* k 5, 1–2), mit dem heilsplan und der heilsbotschaft gottes; 'erbauung' war heils-

1) 'vertrauen fassen' und 'vertrauen haben' Afda. 38, 10 f.

2) Die heilsbotschaft (*aiwaggeljo*) war die 'wahrheit', sie zu hören, an ihr wohlgefallen zu finden, sie in das eigene herz aufzunehmen, sie anzuerkennen und ihr zu gehorchen, darauf kam es an (E 1, 13 Phl 1, 27 R 10, 8. 10. 14–19. 21. 11, 30–32), so nahm man den 'geist gottes' in sich auf (G 3, 2. 5 R 8, 7–9). Bei Paulus drückt 'glaube' ein machtvolles religiöses erlebnis aus, ist ein χάρισμα und tritt deswegen in opposition zu jeglichem menschenwerk; 'glaube' ist die stimmung und gesinnung des neuerweckten pneumatischen lebens (*ahma galaubeinais* k 4, 13 *runa galaubeinais* T 3, 9) vgl. t 1, 9 th 1, 11 R 12, 3 E 2, 8 G 2, 16. 20. 5, 5. 6. 22 (*akran ahmins . . . galaubeins*).

3) *galaubei in fraujin* E 1, 15: *galaubeiþ in aiwaggeljon* Mc 1, 15: *mereiþ galaubein* (= evangelium) G 1, 23; *mereins* = *galaubeins* K 15, 14. 17 vgl. k 4, 13 (gebet, bekenntnis) Schriften d. Neuen testaments 2, 187 f.

4) Vgl. G 2, 16 K 1, 21. 14, 22 u. ö. *swesans galaubeinai* 'glaubensgenossen' G 6, 10 (dazu th 1, 3–4); *ains frauja, aina galaubeins, aina daupeins* E 4, 5.

5) Akk. c. inf. bei *gatrauan* und *galaubjan* k 10, 7. L 20, 6 R 14. 2; *gatraua þatei . . .* (*þammei*) R 8, 38 t 1, 12 Phl 2, 24; *galaubja þatei . . .* R 10, 9 Th 4, 14 M 9, 28 J 16, 30. 11, 27. 9, 18; *galaubjan* ohne objekt: J 16, 31 K 15, 2. 11 k 4, 13 M 8, 13 Mc 5, 36. 9, 23–24 usw.

erziehung im sinne des 'glaubens' (*timreinai gudis þizai wisandein in galaubeinai* T 1, 4). Dabei wirkte der christliche dualismus mit, der das sichtbare und äusserliche durch das unsichtbare innerlich zu überwinden trachtete. Denn das religiöse denken wurde von den grossen antithesen beherrscht, die die spiritualisierung zahlreicher gotischer wörter gefördert haben (diesseits-jenseits, licht-finsternis, leben-tod, leib-seele, sünde-gnade, gut-böse, vergänglich-ewig, alt-neu usw.). Aus anlass von *airþeins* 'irdisch' waren wir auf himmel und erde zu sprechen gekommen: sogar den formwörtern 'oben' und 'unten' (ἄνω, κάτω) wurde statt des raums eine wendung auf die entgegengesetzten standorte der religion (himmel und erde, himmel und hölle) gegeben[1] und die mimische gebärde des pronomen demonstrativum zu ausdrucksvoller symbolik gesteigert[2].

Das stilgesetz der spiritualisierung fand aber das hauptfeld seiner wirksamkeit bei den hauptnormen der neuen religion, bei den sakramenten.

Die sakramentalisierung hat einen glorienschein, eine heiligende weihe über profane wörter ergossen und nun konnten die weihevollsten begriffe durch die schlichtesten ausdrücke der volkssprache dargestellt werden. σωτήρ und σωτηρία wurden mit ihrem kultischen nimbus[3] entlehnt, und dieser nimbus war es, der dem an

1) *uzuhhof augona iup* J 11. 41; *sigislaun þizos iupa laþonais gudis* Phl 3. 14; *þoei iupa sind, sokeiþ — þarei Xristus ist in taihswai gudis sitands — þaimei iupa sind fraþjaiþ ni þaim þoei ana airþai sind* C 3. 1–2: *sa iupaþro qimands* J 3, 31 (: *himinakundana jah iupaþro qumanana . . . airþakundana jah us airþai rodjandan* Skeir. 4); *atgiban iupaþro* ('vom himmel her') J 19. 11; *jus us þaim dalaþro sijuþ iþ ik us þaim iupaþro im* S. 23 vgl. 18. 36; *ƕas ussteigiþ in himin? þat ist Xristu dalaþ attiuhan . . . ƕas gasteigiþ in afgrundiþa? þat ist Xristu us dauþaim iup ustiuhan* R 10, 6–7 vgl. Th 4, 16 M 11, 23; *insaiƕands iup . . . dalaþ atsteig* L 19. 5: *iupaþro und dalaþ* M 27. 51 Mc 15, 38 vgl. M 8. 1 J 9, 6 L 4, 9 Mc 14. 66 u. a.

2) *sa fairƕus* K 1. 20–21: *jus us þamma fairƕau sijuþ iþ ik ni im us þamma fairƕau* (*dalaþro : iupaþro*) J 8, 23: *bi þizai aldai þis aiwis* (*fairƕaus*) E 2, 2 C 2, 20 J 16. 28 (: 21). 33. 17. 11 ff. 12, 31. 46: *in þamma fairƕau in libainai aiweinon* 25 usw. *þai sunjus þis aiwis . . . jainis aiwis* L 20, 34–35; *in jainamma daga* t 4. 8 J 16. 23. 26 u. ö. = *in spedistin daga* 12. 48: *fram manniskamma daga* K 4. 3: *in daga fraujins* 5. 5; *dags fraujins swe þiubs in naht swa qimiþ* Th 5. 2.

3) Wendland. Zeitschr. f. neutestamentl. wissenschaft 5 (1904) 335 ff (s. 348); Dibelius, Handb. z. Neuen testament 3. 2, 184. 212 ff.; Reitzenstein, Mysterienreligionen s. 25 f.; Bousset, Kyrios Christos s. 293 ff.; Weiss, Archiv f. religionswissenschaft 16. 492 ff. Urchristentum s. 166 u. a. vgl. Zeitschr. 48. 386.

ihre stelle tretenden gotischen profanwort (*nasjan*) seinen totalen bedeutungswandel verschaffte und das wohltuende gefühl von 'genesend und heilend' bei 'heiland' zu dem religiösen schauer des sakraments erstarren liess. Himmlische und irdische erscheinung stehen sich im sakrament nicht mehr dualistisch-antithetisch gegenüber, wirken vielmehr einheitlich zusammen. Irdisches und himmlisches vereinigen sich im *nasjands;* er sollte die sterblichen aus lebensgefahr erretten, den beruf des arztes durch heilung der kranken erfüllen, aber zugleich durch das mysterium der erlösung den sünder vom tod befreien und durch ewiges leben beseligen (t 1, 9–10). Unser deutscher sprachgebrauch gieng mit 'heiland' von der die kranken heilenden tätigkeit des arztes aus, der Gote hat für seine bibel nicht *hailjan* sondern *nasjan* gewählt[1] und damit von vornherein den stimmungszauber, den ein zur nahrungsaufnahme wieder genesender erlebt, seinem vom himmel auf die erde gesandten 'retter, erlöser und seligmacher' einverleibt, dem die andacht sich zuneigte, weil es sein geheimnis war, alle zu ernähren und am leben zu erhalten, deren diesseitiges und jenseitiges dasein gefährdet war. Das beseligende gefühl der genesung lenkte die wortwahl für griech. σωτηρία auf got. *naseins*[2] und ist auch

1) *hailjan* und (*ga*)*nasjan* sind zwei verschiedene ärztliche leistungen (θεραπεύειν und σώζειν); ist der arzt mit erfolg tätig (*galekinon* L 8, 2. 43: *lekinon* 'ärztlich behandeln' 5, 15 vgl. 9, 11), so führt er einen heilungsprozess herbei (*gahailjan* M 8, 7. 16: *hailjan* L 5, 17) und besorgt die genesung (*ganasjan* ἰᾶσθαι L 6, 19: *hailjan* ἰαθῆναι 18; *gahailjan* ἰᾶσθαι 9, 11. 42); Jesus, der arzt, heisst darum *lekeis* (L 4, 23. 5, 31) und *hailjands* (M 9, 35 vgl. J 7, 23); das ist aber nicht der 'erlöser': *nasjands* bedeutet also etwas ganz anderes als *hailjands* und 'heiland' (Mc 5, 26. 28. 29. 34); nur ein einziges mal wird *hails wairþiþ* für σωθήσεται gebraucht und in diesem fall (J 11, 12) bedeutet die formel 'gesund werden' im ärztlichen sinn. Ich erinnere an *hails* in der verbindung 'gesunde lehre' T 1, 10. 6, 3 t 1, 13. 4, 3 Tit 2, 1. 1, 13: *gahails* Th 5, 23 (gegen L 15, 27). Für (*ga*)*nasjan* hebe ich aus: *ganasjan þans gamalwidans hairtin* L 4, 18. 9, 24. 56 J 6, 9; 'retten' K 7, 16 Mc 15, 30 f. M 8, 25. 27, 49 J 12, 47. 27; 'selig machen' K 1, 21 (hängt vom 'glauben' ab; χάρισμα E 2, 5. 8); *nasjandis gudis saei allans wili ganisan* ('selig werden') *jah in ufkunþja sunjos qiman* T 2, 3–4 vgl. 15 J 10, 9 L 8, 12 R 10, 9 usw.: 'gesund machen' L 7. 3. 50. 8, 48. 50; 'gesund werden' M 9, 21–22 L 8, 36. 18, 26 Mc 6, 56; *ganisai jah libai* 5, 23.

2) *naseins* (rettung aus lebensgefahr) wechselt mit *ganists* (errettung — genesung); beide, dies ältere und jenes neuere wort, hielten verbindung mit dem heilsplan gottes (Th 5, 8–9; *aiwaggeli ganistais* E 1, 13; *ganists þairh galaubein* t 3, 15 vgl. 2, 10 R 10, 9–10. 11, 11. k 7, 10. 1, 6 R 13, 11. 10, 1). 'Errettung' aus der gefangenschaft Phl 1, 14. 19 steht im gegensatz zu *fralusts* 28 ('untergang') vgl. L 19, 9–10; *dags naseinais* k 6. 2; *naseins : uslauseins* L 1, 68–69. 71. 77; σωτήριον 2, 30. 3, 6.

an der spiritualisierung der verba *ganisan* (*ahma ganisai* K 5, 5) und (*ga*)*nasjan* beteiligt. Diese ganze wortsippe wurde statt auf das irdische auf das ewige leben bezogen und mit dem sakramentalen gehalt der erlösung und beseligung gesättigt; denn *nasjands* ist nicht der heiland oder heilbringer, sondern der aus lebensnot erlösende [1] und die leidenden selig machende, der die menschen in den himmel kommen und die sterblichen zu ewigem leben auferstehen lässt, so sicherlich wie er als rettender arzt und wundertäter verstorbene wiederauferweckt hat (L 8, 49–50 J 11, 25–26). *nasjands* ist darum in der gotischen bibel nicht bloss ein epitheton des 'heilandes' Jesu (Phl 3, 20), sondern auch gottes, des retters Israels, der sonst nicht unter 'heiland' verstanden zu werden pflegt (Tit 1, 3–4 t 1, 9–10 T 4, 10. 2, 3. 1, 1 L 1, 47 : 2, 11) [2].

Wörter der gemeinsprache empfingen mythisch-sakramentalen gehalt, wenn sie durch die erinnerung an die erlebnisse (wort und werk) des kultgottes geweiht wurden. Ein lebenswerk und ein heilswort des χριστός musste, von seinen anhängern dauernd wiederholt, für die gläubigen ein vorbildlicher kultakt werden; ihn beim gottes-

1) Ein gegenstück zu *nasjands* ist *sa fraisands* 'der versucher' (ὁ πειράζων Th 5, 3; *usfaifraisi izwis sa fraisands* 3, 5) der das heil, das leben und die seele 'gefährdet'. Aus dem profanwort *fraisan* 'gefährden' (Mc 12, 15 G 6, 1 : 4, 14 vgl. ahd. *freison*, and. *freson* [Hel. 772 f. 4476], ags. *frásian*) ist der religiöse begriff des 'sich selbst auf sein glaubensleben prüfen' (k 13, 5: Mc 10, 2) und der 'versuchung' herausgeholt worden (*fraistubni* M 6, 13 L 4, 13. 8, 13 T 6, 9; *ei ni fraisai izwara satana* K 7, 5; *ni fraisais fraujan guþ þeinana* L 4, 12 vgl. 2. Mc 1, 23). Ähnlich ist es dem neben *nasjands* und *fraisands* zu erwähnenden *sa* (*ga*)*lewjands* ergangen. *Galewjan* war ungefähr gleichwertig mit *anafilhan* und *atgiban* (48, 365 f.) vgl. J 18, 30. 35–36 K 11, 23 M 27, 2–4. 18 Mc 14, 10–11. 41–44. 9, 31 L 9, 44 und hat sich darum mit griech. παρέχειν und παραδιδόναι associert ('ausliefern' J 19, 11). Das got. verbum wurde jedoch vom übersetzer mit der gesamtvertretung von griech. παραδιδόναι also nun auch mit der vertretung von 'verraten' betraut und durch die figur des 'verräters' Judas heilsgeschichtlich vertieft (vgl. L 6, 29 : 16 Mc 3, 19; J 18, 2 : 5); wahrscheinlich ist von dem kompositum die neue bedeutung auf das simplex übergesprungen (Idg. forsch. 21, 194 f.). Merkwürdig ist die analogie zu ags. *belæwan* und *ʒesyllan* (Drake, West-saxon gospels. Diss. New York 1894 s. 40 ff.).

2) Dem got. *nasjands* entspricht ahd. *haltari* beziehungsweise *haltento* (*saluator*; der am leben erhält) Notker ed. Piper 2, 64, 9 : 56 f. 180, 11 u. ö. = *Jesus* 179, 11. 332, 3; *Christus Jesus* > *Christ der haltinto* 359, 5; *dominus Jesus* > *truhten der haltendo* 343, 4. Unter den Westgermanen wurde 'heiland' die verdeutschung des namens *Jesus* ('Jahwe ist rettung' M 1, 21): ags. *hælend* L 18, 37 Mc 10, 47. 49 usw. *the scal heliand te namon egan* Hel. 266 dazu Tatian 3, 4. 7, 1. 90, 3 vgl. 4, 5. 6, 2. 87, 9: 88, 1. 195, 1. 4 usw. Kahle a. a. o. s. 79.

dienst feierlich zu begehen, galt als sakrales gebot und kirchliches gesetz. Das hauptbeispiel eines sakramentalen mythos steht K 11, 23 ff. Es feiert den neuen blutbund (*gamainduþs bloþis fraujins* K 10, 16), der zum gedächtnis des gekreuzigten und zur erlösung der gläubigen stetig zu erneuern war (Schriften d. Neuen test. 1, 203)[1]. Seine stiftung, das einmalige und gründlegende erlebnis der jünger, wird erzählt; aus dieser erzählung (μῦθος) strömt seine sakramentale wirkung:

frauja Iesus
  in þizaiei naht galewiþs was
  nam hlaif jah awiliudonds gabrak
    jah qaþ: nimiþ matjiþ
    þata ist leik mein þata in izwara gabrukano
    þata waurkjaiþ du meinai gamundai
  swah samaleiko jah stikl
  afar nahtamat qiþands:
    sa stikls so niujo triggwa ist
    in meinamma bloþa
    þata waurkjaiþ swa ufta swe drigkaiþ *du meinai gamundai*
swa ufta auk swe matjaiþ þana hlaif jah þana stikl drigkaiþ
  dauþau fraujins gakannjaiþ unte qimai
eiþan ƕazuh saei matjiþ þana hlaif aiþþau drigkai þana stikl fraujins unwairþaba
  fraujins skula wairþiþ leikis jah bloþis fraujins
aþþan gakiusai sik silban manna
  jah swa þis hlaibis matjai jah þis stiklis drigkai.

awiliudon, wahrscheinlich ein ausdruck der heidnischen kultsprache, ist in der Gotenbibel durchaus der liturgie und dem sakrament vorbehalten[2]: die kontinuität des sprachgebrauchs wird erst unterbrochen,

1) 'Das ist das einzigartig anziehende dieser neuen religion gewesen, dass ihr mythos, um uns religionswissenschaftlich auszudrücken, nicht in irgend einer grauen vergangenheit spielt, von der man nicht mehr viel zu sagen weiss, sondern von den ersten verkündigern zum teil mit erlebt worden ist' Weiss, Urchristentum s. 167.

2) J 6, 11. 23 Mc 8, 6 (vgl. L 9, 16) L 18, 43; 11. J 11, 41 R 7. 25 t 1, 3 L 17, 15–16 (*stibnai mikilai*) u. a. *awiliuþ* εὐχαριστία (: *aiwxaristia* k 9, 11–12) 'danksagung' (zur ehre gottes) T 4, 3–4 (*gaweihada auk þairh waurd gudis*) Phl 4, 6 k 4, 15 (*du wulþau guda*); χάρις (τῷ θεῷ) K 15, 57 k 2, 14. 8, 16. 9, 15; auf die unterscheidung von *awiliuþ* und *ansts* (T 1, 12 : 14 t 1, 2 : 3) wird später zurückzukommen sein; im profanen bezug tritt *þank* oder *laun* ein (L 17. 9. 6, 32 ff.).

wo *hlaifs* und *stikls* die stellvertretung von *leik* und *bloþ fraujins* übernehmen. Unter *hlaifs* ist im mythos *hlaifs fraujins* und unter *stikls* ist *stikls fraujins* verstanden, denn es heisst hier:

saei auk matjiþ jah drigkiþ unwairþaba
staua sis silbin matjiþ
ni domjands leik fraujins K 11, 29.

hlaif matjan bedeutet in diesem kultischen zusammenhang nicht mehr 'brot essen'; über den bedeutungsgehalt der formel entschied jetzt ihre sakramentalisierung ('wer bloss isst und trinkt, zieht sich durch solch unwürdiges gebahren ein strafgericht zu, weil er den leib des herrn nicht berücksichtigt'): *jaþþe nu matjaiþ jaþþe drigkaiþ jaþþe ƕa taujiþ, allata du wulþau gudis taujaiþ* K 10, 31. Weder *matjan* noch *drigkan* sind auf die kultsprache eingeengt worden (z. b. L 15, 16 Th 5, 7), obwohl eine distanzierung der verba *matjan* und *itan*, *drigkan* und **supan* denkbar gewesen wäre und eine spiritualisierung der alltagswörter tatsächlich erfolgt ist (K 10, 3–4). Der meister der Gotenbibel gehorchte seinem stilgesetz, wenn er *matjan* und *drigkan*, *hlaifs* und *stikls* mit profaner bedeutung wiederkehren und auf das kultisch-sakrale gebiet übergreifen liess, um so trotz aller neuerungen dem volkstümlichen sprachgebrauch doch noch spielraum zu gewähren[1]: *hlaifs* wurde durch das 'wort gottes' spiritualisiert (L 4, 4. 14, 15 J 6, 26–27. 31–35: *ik im sa hlaifs libainais*) und durch den 'leib Christi' sakramentalisiert (J 6, 41. 48–51. 52–58 K 10, 17; für *stikls* verweise ich auf Mc 10, 38–39 J 18, 11).

Ein vergleich mit dem usus ergibt für *bloþ* (K 15, 20 E 6, 12) eine entstofflichung (Mc 5, 25. 29 M 27, 4; *bloþ galgins* C 1, 20 E 2, 13 J 6, 52 ff.), aber stilgerecht ist auch die dadurch nicht gefährdete fortdauer der herkömmlichen bedeutung dieses wortes. Verwickelter ist der gebrauch von *leik*, dessen spiritualisierung und sakramentalisierung uns bei *hlaifs* bereits beschäftigt hat ('himmelsbrot' J 6, 51 ff. im gegensatz zu *ahma ist saei liban taujiþ, þata leik ni boteiþ waiht* 63). Man muss auch in diesem fall das wulfilanische von dem vorwulfilanischen Gotisch zu unterscheiden versuchen, um in der verbindung der älteren und der neueren, der volkstümlichen und der biblischen, der profanen und der kultischen vorstellungen den charakteristischen stilausdruck des schriftwerkes wiederzufinden. *leik* bezeichnet in der bibel sowohl 'fleisch', d. h. stoff (σάρξ) als auch

1) Mc 3, 20. 6, 8 L 7, 33–34 u. a. gegen Mc 7, 2 ff. 2, 26 L 6, 4; th 3, 8. 12 M 6, 11; 10, 42 Mc 9, 41 K 10, 16. 21.

'leib', d. h. form und gestalt (σῶμα); daneben ist eine dritte bedeutung 'körper', d. h. geformter und gestalteter stoff (menschliche gestalt) nicht zu übersehen. Für 'fleisch' begegnet uns C 1, 22 das sonderwort *mammo* in der ausdrucksvollen und anschaulichen verbindung *leik mammons* (σῶμα τῆς σαρκός)[1], während kurz darauf geschrieben steht: usfullja gaidwa aglono Xristaus in leika meinamma faur leik is þatei ist aikklesjo (die in einzelne glieder, körperhaft, gegliederte kirche ist gemeint; ἐν τῇ σαρκί μου ὑπὲρ τοῦ σώματος αὐτοῦ 24); σάρξ und σῶμα fielen also unter umständen für den Goten zusammen (*ana leika unsaramma . . . in riurjamma leika unsaramma* ἐν τῷ σώματι ἡμῶν . . . ἐν τῇ θνητῇ σαρκὶ ἡμῶν k 4, 10–11). Seinem *leik* entsprach zumeist, dem altgermanischen herkommen gemäss, griech. σῶμα. Wenn aber *leik* 'gestalt' bedeutete[2], so war doch nicht ihre reine (bildnerisch-künstlerische, ästhetische) form darunter verstanden; sie wurde vielmehr von ihrem stofflichen dasein nicht abgelöst (*leik* körper, leiche)[3]. Nur war bei *leik* nicht der stoff das dominierende sinnesmerkmal, sondern die form. Der stoff (das fleisch) wurde als 'form' aufgefasst, wenn man *lîk* ('leibliche gestalt') dafür gebrauchte. Daher konnte es ein altgermanisches stoffadjektiv *lîkîn* nicht wohl geben[4]; got. *leikeins* ist durchaus ein wulfilanisches gebilde (kontrafaktur von griech. σαρκινός o. 48, 190)[5], *leikeins im* R 7, 14 (ich bin ein fleischeswesen) verträgt

1) *mammo* gehört zu *mimz* κρέα K 8, 10. 13.

2) *manleika* εἰκών L 20, 24 Mc 12, 16 K 15, 49: *galeiki* ὁμοίωμα (*wlit skalkis nimands . . . in galeikja manne . . . manaulja* Phl 2, 6–8 'menschengestalt'; *in galeikja leikis* 'in gestalt eines menschenleibs' R 8, 3 vgl. k 3, 18. 11, 13–15 R 12, 2 K 11, 1 Phl 3, 17 th 3, 7. 9).

3) *lîk* (materialisierte form) hat sich allmählich von 'leib' (gestalt) zurückgezogen zugunsten von *lîb* (beseelte gestalt); je mehr dies wort sich ausbreitete, um so mehr verlor *lîk* an boden und behielt nur noch stofflichen wert (*leiche*) vgl. got. *leik* 'leiche' L 17, 37 Mc 6, 29 M 27, 58–60; *hlaiwasnos usluknodedun jah managa leika þize ligandane weihaize urrisun* 52. — Im ahd. Tatian heisst *carofleisg* und *corpus-lihhamo; lih* kommt nur noch ein einziges mal und zwar mit der bedeutung 'leiche' vor (*namun sina lih inti bigruobun then in grabe: lib uita* 79, 10) wie bei Otfrid 4, 35, 31. 34, 4; dazu stimmt *lîh* 'körper, fleischesleib' 4, 29, 40. 5, 8, 20 (: 18). 4, 27, 13. 5, 1, 44. Im Heliand dient *lîk* ebenfalls als 'körper' (fleischesleib 153–54. 199 f; fleischteile 4901. 3345) und 'leiche' (5739 = *hreo* 4077 f.); dagegen hielt das ags. auch noch an *lîc* 'gestalt' fest und diese bedeutung ist im anord. ganz geläufig geblieben (ags. *eoforlic*, *wyrmes lic* Gen. 491; anord. *orms lik* Reginsm. 14 pr 2; Loki in *laxliki* Sn E).

4) Auch in Deutschland kommt ein *lîchîn* nicht vor (wohl aber mhd. *vleischîn* 'fleischern'), es wäre so unmöglich wie *lîbîn* ('leibern'), es gibt nur 'leiblich' (ags. *lichamlic* corporalis, carnalis): 'geistlich' (Braune, Beitr. 43, 404 ff.).

5) *-eins* war produktives suffix geworden und zwar gieng dies auf kosten

sich schwerlich mit dem altgermanischen sprachgebrauch ('ich bestehe aus einem leibe' wäre widersinnig; desgl. sind reine hellenismen *in spildom hairtane leikeinaim* k 3, 3 *wepna leikeina* 10, 4 und nun gar *in handugein leikeinai* 1, 12). Erst nachdem *leikeins* als σαρκινός gewertet worden war, sind derartige wortverbindungen für einen Germanen möglich gewesen. *leik* bot allerdings eine stoffliche seite dar; eine teilbeziehung dieses wortes (die stoffliche) wurde verallgemeinert und zur herrschenden erhoben, wenn das wort allmählich sich materialisierte ('leiche') oder theologisch sich spiritualierte. So konnte die kultsprache mit *leikeins* und seinem hellenistischen korrelat *ahmeins* versehen werden, weil die dünne stoffliche qualität von *ahma* (atem) und die dichtere von *leik* derartige ableitungen duldete, für die jedoch im übrigen die griech. adjektiva πνευματικός und σαρκινός verantwortlich sind. Das stoffliche ist in beiden fällen verflüchtigt und beziehungslos, es ist nur die religiöse oder theologische deutung anerkannt worden[1]. Aber nicht bloss aus dem sog. stoffadj. *leikeins* und aus seiner spiritualisierung, sondern auch aus der verbindung von got. *leik* und *hama*, die auf das altgermanische kompositum *lîkhamo* sich stützen konnte, ergibt sich der grundgehalt unseres wortes. Nach biblischer lehre ist den christen bestimmt, den fleischesleib aus- und einen lichtleib anzuziehen, wenn das irdische fleisch zerfällt und in einen himmlischen lichtstoff (δόξα) verwandelt wird. Ein 'lichtgewand' wird von der nackt und bloss gewordenen seele 'angezogen' werden (vgl. *gahamon* E 6, 11. 13 ff. 4, 24 Th 5, 8 C 3, 9–10. 12): sie setzt ihr dasein als eine lichtgestalt fort (σῶμα τῆς δόξης Phl 3, 21; *swe aggiljus þai in himinam* Mc 12, 25): die vergöttlichung des menschen (Christus 'anziehen' *gahamon fraujin unsaramma Xristau Iesua* R 13, 14; *Xristau gahamodai sijuþ* G 3, 27) vergegenständlicht sich in der verwandlung des menschenleibes in einen gottesleib (*frauja . . . inmaideiþ leika* [σῶμα] *hauneinais du ibnaskaunjamma leika wulþaus seinis* Phl 3, 21 vgl. *inmaidida sik* Mc 9, 2–3). Hierbei fand sich nun *leik* mit *hamon* zusammen:

gatimrjon us guda habam gard unhanduwaurhtana
  aiweinana in himinam
unte jah in þamma swogatjam bauainai unsarai

von -leiks (*leikeins* heisst 'leiblich' und *ahmeins* heisst 'geistlich'), wofür es bekanntlich in der got. bibel nur ganz vereinzelte belege gibt (ausser *sildaleiks, ibnaleiks* kommen fast nur *liubaleiks, laþaleiks, wairaleiko* zum vorschein).

1) Für *ahmeins*, das überhaupt nicht mehr stoffadjektiv gewesen ist, verweise ich auf R 7, 14 E 1, 3. 6, 12. 5, 19 C 3, 16 K 10, 3: C 1, 9. G 6, 1.

þizai us himina ufarhamon gairnjandans
jabai sweþauh gawasidai ni naqaþai bigitaindau
jah auk wisandans in þizai hleiþrai swogatjam
kauridai ana þammei ni wileima afhamon ak anahamon
ei fraslindaidau þata diwano fram libainai
aþþan saei jah gamanwida uns du þamma
guþ saei jah gaf uns wadi ahman
gatrauandans nu sinteino jah witandans
þatei wisandans in þamma leika
afhaimjai sijum fram fraujin
unte þairh galaubein gaggam. ni þairh siun
aþþan gatrauam jah waljam mais usleiþan us þamma leika
jah anahaimjaim wisan at fraujin . . . k 5. 1–8.

Unsere fleischlich-irdische körpermasse (*gards*) wird in der fremde zurückgelassen, geht im grabe zu grund; die seele wird nackt und leiblos, gott aber hält bei der auferstehung einen lichtleib, statt des fleisches (als des kleides des todes) einen pneumatischen leib (ein kleid des lebens) für sie im himmel bereit, um die seele damit zu 'verklären' und zu vergöttlichen (Schriften d. N. testam. 2, 164. 189 ff.; Handb. z. N. testam. 3, 1, 187. 156):

swaswe berum mannleikan þis airþeinins
bairaima jah frisaht þis himinakundins
þata auk qiþa broþrjus
þei leik jah bloþ þiudinassu gudis ganiman ni magun
nih riurei unriureins arbjo wairþiþ
sai r u n a izwis qiþa
allai auk ni gaswiltam
iþ allai *inmaidjanda*
suns in braƕa augins in spedistin þuthaurna þuthaurneiþ auk
jah dauþans usstandand unriurjai
jah weis *inmaidjanda*
skuld auk ist þata riurjo *gahamon* unriurein
jah þata diwano *gahamon* undiwanein K 15, 49–53.

In sehr merkwürdiger weise scheint hier altchristliche und altgermanische überlieferung zusammenzutreffen; altgerm. *lîkhamo*[1] – in

1) 'Leibliche gestalt' materialisierte sich zu 'leichnam'; es scheint, dass wohl *lîk* (> leiche) aber nicht *lîkhamo* mit der vorstellung 'leblos' einstmals sich vertrug; er war geistig belebt (Heliand 5657) und erforderte, wenn *hreo* gemeint war, den zusatz *liflos* (Hel. 2181 : 5671 f. 4098 f. 5901–2. 2776); *lîb* und *sêla* (Hel. 1864–68. 1904–10. 4753. 4780–83. 5770–72) haben aber nicht bloss *lîk*, sondern auch *lîk*-

der got. bibel zufällig nicht belegbar – kommt uns in den sinn bei *andhamonds sik leika* C 2, 15 (exuens se carne)[1], dem anord. *hamask* und *hǫmum skipta* begegnen. Man wird den unterschied des biblischen und des altgermanischen ausdrucks nicht verwischen[2] und nun erst recht des spezifischen bedeutungsgehalts von got. *leik* sich bewusst werden. Denn auch auf altgermanischer seite war es nicht der körperhaft massive stoff, das fleisch, sondern seine erscheinungsform, die das kompositum *lîkhamo* noch stärker als das simplex betonte[3]. *hamo* war eine decke oder hülle und liess die konturen des leibes deutlich hervortreten, wie ein hemd, das dem körper sich anschmiegte; diese erscheinungsform[4] war und blieb aber stofflicher natur. In dieser hinsicht fällt auf *lîk* und *lîkhamo* ein klärendes licht von dem altgerman. kompositum *f. đarhamo,* das eine seelenhülle, einen 'leib' bezeichnet, der aus federn besteht[5]. 'Körpergestalt' nicht als stoff, sondern als bild, dürfte die zutreffendste übersetzung von *lîk* sein, weil sie dem zugleich materiellen und spirituellen charakter des wortes am ehesten gerecht wird[6].

Von dieser grundbedeutung entfernten sich *lîk* und *lîkhamo,* wenn sie in der richtung auf 'leiche' und 'leichnam' sich materialisierten

hamo mit dem kontrastwert von 'leichnam' begabt (Tatian 38, 1:44, 19. 214, 1. 209, 3. 147, 5 [vgl. 60, 4]; Otfrid 2, 11, 44. 8, 54. 3, 21, 17:24, 83:5, 12, 10–12. 3, 20, 172:5, 11, 42; Hel. 2796. 5793. 5875 u. ö.).

1) Schr. d. Neuen testam. 2, 190 f.; 'vom fleischlichen leib sich entkleidend' (herausschlüpfen: *afslaupjan* C 3, 9 vgl. 10. 12 E 4, 22–24) vgl. auch *leika izwaramma ƕe wasjaiþ* M 6, 25.

2) Nach altgermanischer vorstellung wandert eine nackte seele in fremde leibliche gestalten (z. b. tierische) hinein, sie kann verschiedene leiber 'anziehen' (Heliand 4098 f. 4622 f.); nach biblischer vorstellung wandert die seele nicht aus ihrem leib, sondern legt ihn ab (zieht ihn aus) und zieht nun den einen, den göttlichen leib (ags. *wuldorham*) an; es ist damit jedoch auch ein ortswechsel verknüpft, weil die seele mit ihrem 'leib' auch ihre heimat wechselt, wenn sie von der erde in den himmel kommt (*wisandans in leika: usleiþan us þamma leika* k 5, 6. 8). Diese art von 'spiritualisierung' geht weit über die in altgerm. *lîk* und *lîkhama* angelegte hinaus.

3) *flesk endi lichamo* Heliand 3639.

4) Mit *atiddja ahma sa weiha l e i k i s siunai swe akaks ana ina* L 3, 22 ('gestalt') liesse sich vergleichen *Franmarr jarl hafþi hamaz i arnar líki* Helgakv. Hjǫrv. 5 u. a.

5) Vgl. ags. *flæschama:*

6) *ǫrn* als *hamr Atla* Atlam. 18 ist körperlose traumerscheinung (geisterhafte gestalt), bezeugt also eine spirituelle bedeutung, die in dem kompositum *hamingja* noch klarer sich äussert, aber trotzdem nicht ins unkörperliche verflüchtigt werden darf.

und dem von *lîb* im bund mit geist und seele ausgeübten druck nicht stand hielten. In der gotischen bibel ist diese materialisierung des altgermanischen wortes auch zu spüren, aber in grösserem umfang hat Wulfila die in got. *leik* angelegten spirituellen kräfte genährt, indem er dies wort nicht bloss für griech. σάρξ, sondern auch für griech. σῶμα gewählt und seine abstrakte bedeutung einer starken belastungsprobe ausgesetzt hat (C 2, 16–23). In diesem theologischen sinn ist nun aber auch noch *leik* = σάρξ umgewandelt worden (C 2, 11–15). In der kultsprache bezeichnet *leik* nicht mehr bloss den irdischen fleischesleib (K 9, 27 vgl. R 9, 3), sondern alles 'fleisch', d. h. alles irdisch-naturhafte (J 17, 2 L 3, 6 vgl. Mc 13, 20 G 2, 16)[1]; die irdischen leiber, ihrer materie nach 'fleisch', wurden zu leibhafter 'sünde'; die profan-kreatürliche und hinfällige materie brachte den äussern menschen in gegensatz zu dem innern menschen[2], den vergänglichen und sündhaften erdenstoff in widerspruch zu dem seligen und ewigen himmelsgeist; *leik* und *leikeins* sogen neues leben aus der antithese *ahma-ahmeins*[3]. Die grenzen, die die körper, welcher gestalt sie auch sein mochten, trennten, mussten jetzt fallen (Mc. 10, 8) und diese bewegung hat sich bis dahin fortgesetzt, wo *leik* stofflich gemeint war (k 4, 11). Es ist abermals eine metamorphose der 'körpergestalt' erfolgt und das ausdrucksvolle wort *leik*, auf griech. ἁμαρτία eingestellt, zu einem moralischen und religiösen begriff ('kreatur') umstilisiert worden. Aus dem älteren, volkssprachlichen bedeutungskern des wortes *leik*, aus seiner doppelbedeutung lassen sich die wulfilanischen neuerungen verstehen; jene gestattete, bald *leik* als stoff, bald *leik* als form zur geltung zu bringen und wie dem universalen gehalt von griech. σάρξ so auch dem weitgespannten bereich von griech. σῶμα gerecht zu werden (organisation der welt und der kirche)[4]. Das sind neuschöpfungen des Wulfila, die seine sprachliche leistung in helles licht setzen.

Das liturgische symbol für die grossen heilstatsachen wurden derartige, von ihm neu geprägte wörter der gotischen volkssprache.

1) *in leika* 'im irdischen sinn' k 11, 18 J 8, 15; 'natürlich' G 4, 23. 29 Phl 1, 21–24; 'menschlich' C 3, 22 Phm 16.

2) Phl 3, 3–4 E 2, 11 : 3, 16 vgl. R 7, 22–25 G 6, 12–13 k 4, 16. 7, 1.

3) R 7, 14. 8, 1 ff. G 5, 13. 16 ff. 25. 6, 8. 3, 3; *leik* wurde der feind des frommen im widerstreit zu der naiven volksanschauung (E 5, 28–29).

4) R 12, 4–5 K 12, 12 ff. 10, 17; ich erwähne noch die entsprechung σῶμα-σάρξ-*leik* für den organismus eines einzelkörpers, d. h. für 'persönlichkeit' oder 'person' (*leik unsar* 'ich' k 7, 5 vgl. R 7, 18 Phl 1, 20 ff.); vielheit der glieder auf eine einheit bezogen (organisiert), ergab gestaltete form.

Er hat sie hellenistisch-kirchlich abgestempelt. Dies ist namentlich dann geschehen, wenn ein erlebnis des gottmenschen vorbild und heilmittel der erdenkinder geworden und das irdische feld himmlisch geweiht worden war. Nun konnten auch die alltagswörter religiös geweiht (sakramentalisiert) werden.

Seitdem Jesus ins Jordanwasser 'getaucht', ist aus dem 'tauchen' und 'abwaschen' ein sakramentales 'taufen' geworden. Man hat demgemäss die verba βαπτίζειν – (*uf*)*daupjan* (eintauchen[1], waschen) auf die neue kultische bedeutung festgelegt. Stilgerecht war es, dass auch in diesem got. fall das sakralwort nicht vollständig von dem profanwort abgetrennt wurde, sondern dass es restweise seinen gemeinen wert behalten und die verbindung mit der profansprache aufrecht erhalten hat (sumans þize siponje is gamainjaim handum þat ist u n þ w a h a n a i m matjandans hlaibans . . . Iudaieis niba ufta þ w a h a n d handuns ni matjand . . . niba d a u p j a n d ni matjand . . . d a u p e i n i n s stikle jah aurkje . . . Mc 7, 2–4); *daupjan* wechselt noch mit *þwahan*[2] und bedeutet noch 'hände waschen' und 'geschirr abwaschen'; im allgemeinen werden jedoch für 'waschen' und 'baden' nicht mehr βαπτίζειν – *daupjan,* sondern νίπτειν – *þwahan* gebraucht und diese auslese wird auf seiten des gotischen meisters nicht bloss durch die griech. vorlage und durch seine übersetzungstechnik veranlasst worden sein; *daupjan* war zum ritualwort gediehen und erheischte darum ein selbständiges profanwort (*þwahan*). Diese spaltung des volkstümlichen sprachgebrauches ist das bemerkenswert neue[3]. *þwahan* und *daupjan* eigneten sich zunächst für abspülungen, die von den ritualvorschriften der juden verlangt wurden; weit hat sich davon der christliche ritus mit dem untertauchen und abwaschen des menschenleibs im flussbad entfernt. Der körperreinigung dienten *þwahan* (M 6, 17) und *þwahl*[4], *daupjan* und *daupeins* wurden noch nicht ausschliesslich für das sakramentale wasserbad gewählt, sie sind aber auf dem besten wege, ihre bedeutung auf die christentaufe einzuschränken, d. h. auf das wasserbad, das durch die Jordantaufe (J 10, 40) seine sakramentale weihe empfangen hatte (*in Xristau daupidai* G 3, 27: *aina daupeins* E 4, 5).

1) *ufdaupjands þana hlaif* J 13, 26 = *thuncon* Tatian 159, 2–3; die bedeutung 'ein- oder untertauchen' rechtfertigt es, wenn der Gote *daupjan* auch für βαπτισθῆναι einsetzte (L 3, 12 vgl. K 15, 29); Braune, Beitr. 43, 421 ff.

2) Vgl. dagegen Tatian 83, 1. 84, 1. 4 (*uuasgan : thuahan*).

3) Vgl. z. b. J 13, 26 und Mc 10, 38–39; ich erinnere an ags. *fulwian, fulwiht* und anord. *skíra, skírn.*

4) J 9, 7–15. 13, 5–14 T 5, 10.

Unser bibeltext spiegelt den hergang wider, wo er zwischen *þwahan* und *daupjan* unterscheidet: Christus, so heisst es E 5, 26, weihte die 'kirche' *gahrainjands þwahla* (λουτρῷ) *watins in waurda* (das wasser allein tats nicht, erst das 'wort' wandelte das wasserbad zum taufbad)[1]; in das verfahren des Johannes (*watin daupja* 'tauche ins wasser ein' L 3, 3 ff. 16) musste der 'heilige geist' eingreifen, um das jüdische reinigungsbad zum heiligenden taufbad zu steigern (*daupjan in ahmin weihamma* L 3, 16–22)[2].

Das sind klare beispiele dafür, dass nicht sowohl neue wörter zu schaffen, als alte stilgerecht umzudeuten waren. Das wichtige stilgesetz der religiösen oder theologischen begriffsbildung, das uns bei got. *galaubjan, sunja* u. a. aufgegangen war, enfaltet voll und ganz seine wirksamkeit, wo der Gote 'tauchen' zu 'taufen', 'bitten' zu 'beten', 'geschenk' zu 'gnade', 'beglückt' zu 'selig' umstilisierte. Höchst bemerkenswert ist die schonung, die er allen seinen neuerungen zum trotz den älteren wörtern oder wortbedeutungen zugute kommen liess.

Taufen, beten und fasten bilden eine kultisch-liturgische gruppe. Auch auf beten und fasten (K 7, 5 Mc 9, 29 L 2, 37. 5, 33) trifft das stilmerkmal zu, dass diese verba neben dem sakralen ihren bisherigen profanen sinn in der Gotenbibel behauptet und damit die kontinuität des sprachgebrauchs mitten in der schwersten krisis gotischen sprachlebens sichergestellt haben. Ich gehe, um diese tatsache recht deutlich und eindringlich wirken zu lassen, von L 16, 3 aus: *graban ni mag, bidjan* (ἐπαιτεῖν) *skama mik,* reihe daran *bidagwa* προσαίτης und das synonymon *aihtronds* (bettler J 9, 8)[3]. Von dem 'bettel' steht die 'epiklese' weit ab (*bidjan : anahaitan* R 10, 12–14)[4], 'bitten' nimmt zwischen 'betteln' und 'beten' die mittelstufe ein (M 5, 44 L 6, 28) und wir glauben noch zu erkennen, wie die verbindung mit spezifisch liturgischen wörtern ein *bidjan* von *aihtron* getrennt und auf das sakrale niveau gehoben hat[5]. *awiliudon* 'danken' (E 5, 20) geriet mit 'bitten' in gottesdienstliche beziehung[6]; namentlich dürfte

1) *in namin daupjan* K 1, 13 ff.

2) Ich stelle ausserdem Mc 1, 4–8. 6, 16 L 7, 28–29. 20, 4. 3, 21 und Mc 1, 8–11 K 12, 13 einander gegenüber (leider fehlt uns K 6, 11); lehrreich ist die unter dem gesichtspunkt der abendmahlfeier vollzogene sakramentale deutung der 'Mosestaufe' K 10, 1–4; vgl. dagegen *þwahl – daupeins* Skeir. 2–3.

3) *aihtron* L 18, 35 Mc 10, 46; vgl. Groeper a. a. o. s. 59 ff.

4) k 1, 23; *bidai anahaitan* t 2, 22: *haitan* M 10, 25; vgl. o. s. 11 und ags. *hálsung* L 2, 37 (*bida*).

5) *bidja* παρακαλῶ E 4, 1; *bidjan* προσεύχεσθαι T 2, 8.

6) L 18, 10–11 E 1, 16. 6, 18 C 4, 2–3 Phl 4, 6 Th 5, 17–18; vgl. ferner

aber die formel *bida gudis* (L 6, 12), die anweisung und das vorbild des betenden heilandes[1] den übergang von 'gott bitten' zu 'beten' (M 6, 5 ff., Mc 11, 24–25) erleichtert und beschleunigt haben[2]. Auf *aihtron* hat der übersetzer verzichtet; es kommt diese sippe mit kultischer bedeutung nur in der zweigliedrigen formel *bidjan jah aihtron* (C 1, 9) oder *bida jah aihtrons* (Phl 4, 6 T 2, 1) vor[3]. So hat er auch zwischen *fastan* und *gatulgjan* (th 3, 3 'festmachen') eine reinliche scheidung vollzogen und seinen sprachgebrauch eindeutig vereinfacht. *fastan* kam für 'festmachen' (L 8, 29) und 'festhalten' (J 17, 11–12; *bairgan* 15), aber auch für 'behüten' (Th 5, 23) und 'bewahren' (J 12, 7 E 4, 3 t 2, 12. 14. 4, 7) in betracht. Der kultische bedeutungswandel gieng von dem bewahren des 'wortes' (J 15, 20. 17, 6. 8, 51–55. 14, 23–24) oder dem innehalten eines gebotes aus (J 14, 21. 15. 15, 10 L 18, 20–21 T 6, 14)[4]. Fortan ist der gehorsam gegen eine die nahrungsentziehung regelnde ritualvorschrift gemeint (L 18, 12), für die der gebrauch von *fastan* aber nicht obligat war (*usskawai sijaima* Th 5, 8); ausser mit *haban* und *gahaban* ('festhalten' J 14, 21 Th 5, 21) traf *fastan* mit *afhaban* ('sich enthalten' Th 5, 22) zusammen[5], als es das ritual der reinigung streifte[6]. Gerade so wie bei taufen und beten löste sich von den konkurrierenden verben das massgebende kultwort letztlich dadurch ab, dass unter mitwirkung eines mythischen erlebnisses (L 4, 2–4) ein gottesgebot, die anweisung des religionsstifters (M 6, 16–18. 9, 14–15) und das vorbild der griech. kultsprache (νηστεύειν) das eine von ihnen (*fastan*) gottesdienstlich geweiht hat.

bidjands aiþþau praufetjands . . . bidjandei aiþþau praufetjandei K 11, 4–5; dazu *liteins* (< λιτή?) T 2, 1.

1) M 6, 8–9 Mc 1, 35 L 5, 16. 9, 28–29 J 14, 13. 16. 16, 23–26 (ἐρωτᾶν) 17, 9 u. a. vgl. auch L 19, 46 Mc 11, 17.

2) *gabidjan* spielt nicht die rolle, die man ihm etwa vermutungsweise zuschreiben könnte; es kommt nur einmal vor (*gabidjaiþ* προσεύχεσθε th 3, 1); *usbida* εὐχόμην R 9, 3 ('ich wünschte').

3) *þairh allos aihtronins jah bidos aihtrondans in ahmin . . . wakandans in allai usdaudein jah bidom* E 6, 18.

4) *witan* (: *fastan*) 'beobachten' J 9, 16: *fastubni* K 7, 19 (: *witubni*); *witoþ fastan* G 6, 13; *witodafasteis* L 7, 30 u. ö. *waila inwidiþ anabusn gudis ei þata anafulhano izwar fastaiþ* Mc 7, 9 usw. vgl. Groeper s. 58 f.

5) *lausqiþrs* Mc 8, 2–3: *fastan* 2, 18–20; vgl. auch Groeper s. 37 f.

6) *ei þata fastais inu faurdomein* ('dass du solches ohne vorurteil beobachtest') . . . *þuk silban swiknana fastais* ('halte dich rein'), *þu ni drigkais þanamais wato ak weinis leitil brukjais* . . . T 5, 21–23.

In demselben stil ist got. *ansts* gehalten[1]). Dass dies wort ein altgerman. ausdruck für 'geschenk' war, wird auch von der got. bibel bestätigt (*briggan anst izwara in Iairusalem* χάριν K 16, 3)[2]. Mit auszeichnung wird aber jetzt in den kirchlichen kreisen ein 'geschenk gottes' dadurch bezeichnet (*ansts = giba gudis* vgl. z. b. *anstai siuþ ganasidai . . . jah þata ni us izwis, ak gudis giba ist* E 2, 8; *fauragaggi gudis anstais sei gibana ist mis* 3, 2)[3] und *ansts* in den religiösen hauptbegriff der 'gnade' und *ansteigs* in 'gnädig' umgewandelt. Es handelte sich um eine gabe gottes, die sakramentale geisteswirkung (R 16, 24 t 1, 6–7) zu gunsten der pneumatiker[4], die von gott begabt und beschenkt vor den andern menschen begnadet erscheinen (*þata barn wohs jah swinþnoda ahmins fullnands jah handugeins jah ansts gudis was ana imma* L 2, 40; *þaih . . . anstai at guda jah mannam* 52 K 15, 10 t 2, 1. 1, 9 E 4, 29 usw.).

Mit solchem gnadengeschenk gottes 'beglückt' (L 1, 28) ist der 'selige' (μακάριος); folglich hat *audags* (erfolgreich, glücklich im erwerbsleben) seine bedeutung in der von *ansts* und *ansteigs* gewiesenen richtung verändert (*audaga augona þoei saiƕand þoei jus saiƕiþ* L 10, 23; 6, 20–22. 14, 14 15 J 13, 17 M 11, 6). Den anstoss gab wiederum ein prädikat gottes. Die εὐδαιμονία gottes (*wulþus þis audagins gudis* T 1, 11; *sa audaga jah ains mahteiga* 6, 15) sollte auch die von ihm begnadeten menschen beseligen (*audaga so galaubjandei* L 1, 45); diese hellenisierung erstreckt sich über das zugehörige verbum (*audagjand mik alla kunja* L 1, 48) und substantivum (*ƕileik was nu audagei izwara?* G 4, 15)[5] und wird durch solch charakteristische

1) Groeper s. 63 ff.

2) Diese 'gabe' war durch einsammeln aufgebracht worden ('kollekte' K 16, 1 ff. k 8, 19); vgl. *fragiban* χαρίζεσθαι 'schenken' L 7, 21. 42–43 Phm 22 u. ö. > 'gnade verleihen' Phl 1, 29.

3) *gudis giba* R 11, 29 (χαρίσματα); *giba fram guda* K 7, 7 vgl. k 9, 15. 1, 11 R 6, 23 T 4, 14 L 1, 30 (*anst fram guda*); ferner E 1, 6. 2, 5. 7. 3, 7–8 (*bi gibai anstais gudis þizai gibanon mis bi toja mahtais is . . . mis atgibana ward ansts so*). 4, 7 (*atgibana ist ansts bi mitaþ gibos Xristaus*); ahd. and. *anst* Otfrid 1, 5, 18. Heliand 261. 784; ags. *ést : liss.*

4) *þai ahmeinans* G 6, 1 vgl. C 3, 16 K 10, 30 k 6, 1. 8, 1. 4. 6. 7. 9.

5) Got. *audags* (ags. *éadiȝ, éadȝian*) haben die Westgermanen zum teil durch *sâlig* ersetzt (Heliand 1300 ff.); hier und dort wurde ein profanwort 'reich begütert' gebrauchsfähig für den sorgenfreien reichtum des christlichen himmels (Hel. 1022–24. 1099. 2112 : 3142. 2798 f. 3327 ff. 3412 ff.). Im Heliand sind aber, im allgemeinen betrachtet, *ôdag* und *sâlig* gegensätze, weil nur *sâlig* für *beatus* gewählt worden, *ôdag* auf die irdischen glücksgüter beschränkt geblieben ist; es kann ja nur der arme selig werden (3297 ff.; 1655 ff.). Got. *sels* ist hieran nicht beteiligt, weil es

umdeutung einer altheimischen sippe in ihrer stilgeschichtlichen funktion gesichert. Sie kam bei den kategorien der spiritualisierung und der sakramentalisierung des gotischen wortschatzes darin zum vorschein, dass die neuen sinnbegriffe christlicher religion (glauben, taufen usw.) zwar noch volkstümlich geklungen haben, aber ihrer volkstümlichen bedeutung verlustig gegangen sind.

IX.

Die stilform der Gotenbibel hat nicht von der hellenisierung der volkssprache, sondern von der nationalisierung der kultsprache ihr endgültiges gepräge empfangen. Die volkstümliche haltung und tendenz dieses buches wird uns gerade in dem bereich der hellenisierung immer wieder aufs neue durch die stete widerkehr volkstümlich klingender wörter mit starken eindrücken zum bewusstsein gebracht (εἰρήνη > *gawairþi*, ἀλήθεια > *sunja*, χάρις > *ansts*), wenn wir statt von 'zwölf jahren' von 'zwölf wintern' vernehmen (L 2, 42) oder wenn mit dem epitheton *waliso* (T 1, 2 Tit 1, 4) heroische erinnerungen in uns erweckt werden (ahd. *Welisunc* usw.). Eine altgermanische kultformel (*hlauts imma urrann* ἔλαχεν L 1, 9), die von hellenistischer übermalung ganz verschont blieb, gemahnt uns der volkstümlichen grundzüge, mit denen die verfassung des aus der fremde seinen einzug haltenden gottesreiches ausgestattet worden ist.

Volkläufige anschauungen verweigerten den orientalischen die alleinherrschaft (*galga-hramjan* 'hängen' statt 'kreuzigen'). Es wurde das 'kreuz' nicht von den Lateinern oder den Griechen entlehnt, sondern zu einem altgerman. 'galgen' umstilisiert. Das zwiespältige panorama der Gotenbibel will also vom altgermanischen standort aus betrachtet sein, wenn es darauf ankommt, dies bedeutende buch zum schriftstellerischen hauptwerk des völkerwanderungsstils der Germanen zu erheben.

Was Wulfila in dieser hinsicht gewollt und geleistet hat, wird wohl am deutlichsten beschrieben, wenn man die sprachlichen mittel prüft, die er für die biblische kosmologie und anthropologie eingesetzt hat.

Einen gesamtüberblick über das den Goten einzuprägende menschheits- und weltbild gibt der Kolosserbrief (Norden, Agnostos Theos s. 240 ff.). Die bekenner des Christusglaubens sahen vor sich ein

— gerade umgekehrt — im gegensatz zu *audags* seinen irdisch-profanen sinn behalten hat (L 8, 15 u. a. χρηστός); wohl aber ist auch von der *selei gudis* die rede (R 11, 22 vgl. E 2, 7, 5, 9 C 3, 12).

königreich (*þiudangardi*) gottes des vaters (*atta* = *abba* G 4, 6), der die herrlich strahlende lichtwelt des himmels (*wulþus*) regiert und die mächte der finsternis niedergerungen hat. Sein sohn, sein erstgeborener (*frumabaur*), das ebenbild (*frisahts*) des vaters, war der schöpfer unseres kosmos:

in imma gaskapana waurþun alla in himinam jah ana airþai
þo gasaiƕanona jah þo ungasaiƕanona
jaþþe sitlōs jaþþe fraujinassjus
jaþþe reikja jaþþe waldufnja
alla þairh ina jah *in imma gaskapana sind*
jah is ist faura allaim
jah *alla in imma ussatida sind*
jah is ist haubiþ leikis aikklesjons
saei ist anastodeins, frumabaur us dauþaim
ei sijai in allaim is frumadein habands
unte in imma galeikaida alla fullon bauan
jah þairh ina *gafriþon alla in imma*
gawairþi taujands þairh bloþ galgins is þairh ina
jaþþe þo ana airþai jaþþe þo ana himinam C 1, 16–20.

Nur das fremdwort *aikklesjo* stört diesen strophischen vortrag über ein thema, das den Goten in seinen einzelnheiten völlig fremd war.

Die hellenistische kirche war der neue machtfaktor, der den kosmos, die welt, in der sie sich einigermassen orientiert zu haben glaubten, vor ihren augen verwandelte. Sie verflüchtigte die wirklichkeit zu einem schattenbild (*skadus*) dessen, was da leibhaftig kommen sollte, des gottesstaats, dessen irdisches oberhaupt Christus die gläubigen von den heimtückischen elementargeistern des erdbodens und des luftraums (*stabeis þis fairƕaus*) befreit und zu bürgern des himmelreichs ausersehen hat (*þatei ist skadus þize anawairþane, iþ leik Xristaus . . . haubiþ, us þammei all leik þairh gawissins jah gabindos auknando jah þeihando wahseiþ du wahstau gudis . . . þaimei iupa sind fraþjaiþ ni þaim þoei ana airþai sind* C 2, 17–3, 2). In den kult dieses schöpfers ragte hellenistische mystik herein und lehrte den sinn des ‘lebens’ neu zu bestimmen:

libains izwara gafulgina ist
miþ Xristau in guda
þan Xristus swikunþs wairþiþ libains izwara
þanuh jah jus bairhtai wairþiþ miþ imma in wulþau
dauþeiþ nu liþuns izwarans
þans þaiei sind ana airþai . . .

afslaupjandans izwis þana fairnjan mannan miþ tojam is
jah gahamoþ niujamma
þamma ananiwidin du ufkunþja
bi frisahtai þis saei gaskop ina . . .
alla jah in allaim Xristus . . .
all in namin fraujins Iesuis
awiliudondans guda attin þairh ina . . .
aihuþ . . . fraujan in himinam . . .
guþ uslukai unsis haurd waurdis
du rodjan r u n a Xristaus C 3, 3–4, 3.

Ein auf nationale ausdrucksform konzentrierter stilwille stand dahinter, wenn Wulfila die jenseitige welt der frommen lebensgeheimnisse, die der himmel der christen als ihr höchstes kleinod barg, *runa* zu nennen wagte.

Griech. κόσμος (κτίσις und κτίσμα) wurde den Goten durch *gaskafts* (schöpfung und geschöpf) vertraut (R 8, 39 k 5, 17 G 6, 15): *fram anastodeinai gaskaftais þoei gaskop guþ* Mc 13, 19; *af anastodeinai gaskaftais gumein jah qinein gatawida guþ* 10, 6; *all gaskaftais gudis* T 4, 4; *alla gaskaft þo uf himina* C 1, 23. 15. Im and. Heliand steht das kompositum *erdlîbigiscapu* 1330 f., neben *metodogiscapu* erscheint *metodogiskefti* 2190. 2210 und belegt mit ahd. *gascaft*, ags. *ʒesceapu* oder *ʒesceaft* den sinn von 'schöpfung', d. h. totalität der geschöpfe samt dem ihrer schöpfung eingeborenen, ihre entwicklung, ihr leben und ihre zukunft vorherbestimmenden schicksal (Hel. 2593 f.; ags. *eorþ-*, *lifʒesceaft*). Statt dieses verbalabstraktums bevorzugten die Westgermanen das der schicksalsidee ermangelnde kollektivum *werod* oder *werold* (Hel. 39 ff.; ags. *weoroldʒesceaft* Gen. 101. 110. 863). Wenn nun der Gote *faur gaskaft fairƕaus* πρὸ καταβολῆς κόσμου J 17, 24 (= *faur gasatein fairƕaus* E 1, 4) schrieb, so lieferte auch er uns einen beleg für jenes, die schöpfung als schicksal einführende wort, das wir um der altgermanischen schicksalsidee willen von griech. κτίσις (*gasateins*) unterscheiden müssen. Sinngemäss hat der übersetzer *gaskafts* auf *fairƕus* bezogen. Sonst pflegt er zwischen *fairƕus* und *manaseþs* zu wechseln, wenn er κόσμος widergeben soll [1]. κόσμος ('gesamtheit aller geschaffenen dinge') [2] ist im Johannesevangelium häufig. In der gotischen bibel erscheint *fairƕus* (z. b. *faurþizei sa fairƕus wesi* 17, 5) oder *manaseþs* (z. b. *so manaseþs mik ni þanaseiþs saiƕiþ* 14, 19). Auch wenn κόσμος auf das missionsfeld oder auf

1) Groeper s. 43 f.
2) Handbuch zum Neuen testament 2, 13.

den engeren kreis der gläubig gewordenen menschheit eingeschränkt worden war (z. b. *gaf libain þizai manasedai* 6, 33), wurde der griech. ausdruck 'welt' nach gotischer weise übersetzt, und nicht der raum, sondern dessen menschliche bewohner namhaft gemacht. Die bibel stellte den κόσμος, bestehend aus erdreich und luftreich (sog. 'finsternis'), in kontrast zu dem lichten himmelreich. Auch in diesem fall gebrauchte der übersetzer bald *fairƕus* (16, 21. 28), bald *manaseþs* (17, 9), je nachdem er das betreffende reich oder seine insassen vergegenwärtigen wollte (*nu staua ist þizai manasedai, nu sa reiks þis fairƕaus uswairpada ut* 12, 31 : *saei þizai manasedai reikinoþ* 14, 30: *sa reiks þis fairƕaus* 16, 11)[1]. *werald* (männergeschlecht), diese 'welt' der germanischen vorzeit, mochte Wulfila nicht aufrufen, weil sie den blick auf die männer einengte und der christ auch auf die frauenwelt bedacht nehmen wollte (die Westgermanen haben sich solche skrupeln nicht gemacht). Er gab deshalb dem gattungsbegriff 'menschheit' (*manaseþs*) den vorzug, der, damals nicht aus einer wissenschaftlichen definition sondern aus der erfahrung gewonnen, nicht wesentlich verschieden gewesen sein dürfte von dem, was wir 'volk' nennen[2]. Diesen älteren sprachgebrauch hat der bibelübersetzer ausgeweitet. ἐκκλησία war eine 'volksversammlung', bis dieser ausdruck im dienst der hellenistischen kultsprache mit der bedeutung 'kultversammlung einer volksgemeinde' belegt wurde; im zeitalter christlicher mission benannte man ebenso eine gottesdienstliche 'hausversammlung', namentlich aber die örtlich organisierte gesamtgemeinde und zuletzt die über dem kosmos verbreitete gottesgemeinde der 'kirche'[3]. Auch hierfür trat *managei* oder *manaseþs* ein (*allos þiudos . . . allos manageins* R 15, 11; *eis wairþand mis managei* k 6, 16; *managei meina* R 9, 25; *merjada so aiwaggeljo and alla manaseþ* Mc 14, 9) und so wurde aus *manaseþs*

1) *manaseþs fagynoþ* 16, 20 vgl. 15, 18–19. 17, 14; 9, 5. 39. 11, 9. 12, 46. 18, 37 k 1. 12 T 1, 15. 6, 7.

2) Got. *manaseþs* findet in westgerm. *mankunni* ('menschengeburt, -generation') seine entsprechung (*in baurim qinono: mans þis kunjis* L 7, 28. 31; and. *werold: man* Hel 1950 f.; *mancunni* 1132 f.; *barn mancunnies* 2587 f.; *manno barn* 2346–49; *an thesaru middilgard menniscono barn . . . thius werold* 3606–9) und kann durch *managei* ersetzt werden. Auf die kunde, dass Jesus nach Jerusalem komme, zog ihm die volksmenge (*managei, manageins filu Iudaie* ὄχλος) entgegen und lief ihm nach: *sai so manaseþs* (κόσμος) *afar imma galaiþ* J 12, 9. 12. 17. 19 vgl. *bairhtei þuk silban þizai manasedai* ('öffentlichkeit') 7, 4 (*menigi: werold* Hel. 4725 f.).

3) *so ingardjo aikklesjo* K 16, 19 C 4, 15 (hausgemeinde) dazu K 14, 23 (gesamtgemeinde der gläubigen); *aikklesjo gudis* K 10. 32. 11, 22. 15, 9; es ist der *gards gudis* T 3, 15 oder *leik Xristaus* C 1, 24 (christlich organisierter κόσμος 2, 19 f.).

die von dem heiland liebend umfasste welt, für die er predigt und betet, damit sie sich bekehre und gläubig werde. Mit harter antithese schliesst er davon die im götzendienst verharrende 'menschheit' aus, weil sie den 'geist der wahrheit' ablehnt[1]. Es bestehen also zwei feindliche welten nebeneinander und widerstreiten einander in gegensätzlichen affekten (J 16, 20). So weit nun der Gote sie durch *manaseþs* darstellte, beliess er seinen volksgenossen den ihnen geläufigen personalbegriff ('volk') für die welt als raum (k 5, 19)[2]. Seine sprachphantasie beschäftigte sich aber auch mit dem raumproblem, und unser übersetzer versuchte es durch seine auf *fairƕus* fallende wortwahl zu lösen. Er hat dadurch den nationalen gehalt seiner bibel abermals verstärkt. Dies altertümliche wort deckt bei ihm besonders gern die 'welt' des götzendienstes und zwar so, dass nicht eigentlich der raum des heidnischen κόσμος, sondern sein in der zeitlichen dauer begrenztes 'leben', das hauptmerkmal, ausdrucksvoll wiedergegeben wurde. *fairƕus* war ein kollektivum und ein zeitbegriff. Es fasste die vielen einzelvertreter des *ferh* (anord. *firar*, ags. *firas*, and. *firihos* [Hel. 1847], ahd. *firahi*)[3] zusammen im sinn eines 'lebensalters'[4].

Die westgermanische dichtersprache lässt *ferh* mit *aldar* variieren[5]. 'Lebensalter' oder 'lebenszeit' ist aber nicht die primäre vorstellung, die an das uralte wort sich heftete; 'beseeltes leben' gab jenem zeitmass den gegenständlich-anschaulichen inhalt[6]. Und wenn aus 'lebens-

1) σωτὴρ τοῦ κόσμου J 4, 42 vgl. T 4, 10; *jabai ƕas meinaim hausjai waurdam jah galaubjai ik ni stoja ina, nih þan qam ei stojau manased ak ei ganasjau manased* J 12, 47; *ei so manaseþs galaubjai* 17, 21 : *ni bi þo manaseþ bidja* 17, 9. 13–14. 18, 20; *ahma sunjos þanei so manaseiþs ni mag niman* 14, 17.

2) Auch and. *werold* vertritt den raum (Hel. 349. 1656 f. 1929 f. 3578) = *middilgard* 3629 f. 5448 f. u. ö.

3) Got. *fairƕus* ist gleichwertig mit der formel *firiho barn* (Hel. 1600. 3065: *werold* 3639 f. 5676 f. = *mid firihun* 4564 ff.).

4) *bi þizai aldai þis fairƕaus* = *bi þizai aldai þis aiwis* E 2, 2 A B vgl. 1, 4 (zeitrechnung); *þis aiwis : þis fairƕaus* K 1, 20 (oben s. 20).

5) *ferh : aldarlagu* Hel. 3881–82; *that sie firiho barn ferahu binamin, ehtin iro aldres* 3844–45; *mines ferhes skal, aldres ahtien* 4612–13 dazu 5493–94; *that he wurdi is ferhes los, is aldres at endie* 2684–85. Mit ags. *feorhdaʒas* vgl. Hel. 4327–29; Hildebrandslied 7–8. Ags. *midfeorh* (das 'mittlere lebensalter' der 'jugend') stimmt zu and. *mann midfiri* Hel. 3476 (mann in der mitte seines lebens) und ahd. *in mittiuerhi* Ahd. gl. 1, 610, 4. 616, 10 (*in dimidio*). Übrigens steckte auch in *werold* das 'lebensalter eines mannes' (Hel. 125 f. 145 > lebensalter einer frau 273); lebenszeit 3473 f. > erdenzeit 3448 ff.; vgl. PBBeitr. 43, 314 ff.

6) And. *ferh* (belebte und beseelte gestalt) tauscht – in weitestem abstand von 'tod' (Hel. 4033–35. 5849–51. 2253–56. 2217–18) – mit 'leben' (310–11.

zeit' die endliche und vergängliche 'weltzeit' (äon) der Gotenbibel geworden ist[1], so hat ihr meister das diesseitig in der endlichkeit befangene 'weltleben' seinen volksgenossen als ihr 'beseeltes leben' dargestellt[2], worunter sie nicht nur ein göttliches oder menschliches, sondern etwas allgemeineres, ein 'dämonisches leben' verstanden haben mögen[3]. Im germanischen altertum (anord. *firar*) und ebenso in der gotischen bibel erstreckte sich der bedeutungsbereich unseres stammwortes über den kreis von *manna* und *manaseþs* hinaus in die welt der götter und der dämonen hinein[4]. Die wulfilanische neuerung besteht nun darin, dass er bei *fairƕus* ('weltleben') vornehmlich die dem Christen feindlichen lebensmächte ins auge gefasst (J 16, 33), die kosmologische antithese gott und welt (J 10, 36) in das altgermanische wort verlegt (and. *weroldrîki : himilrîki*) und es dadurch in einen auffallenden widerspruch zu der unter den Germanen herkömmlichen bedeutung versetzt hat (*þis fairƕaus saurga dauþu gasmiþoþ* k 7, 10). 'Beseeltes leben' war mit *ferh* gemeint gewesen; in der got. bibel aber können die pneumatiker und die über *manaseþs* und *fairƕus* erhabenen, das 'ewige leben' des himmelreichs geniessenden seelen nicht mehr darunter befasst werden (J 17, 14. 16. 15, 19. 14, 17). 'Leben' (oder 'seele') und *fairƕus* wollen sich nicht mehr miteinander vertragen. *dauþus* und *fairƕus* sind korrespondierende begriffe geworden, weil wir uns bei *fairƕus* im heidnischen reich der finsternis, nicht in der christlichen himmelswelt des lichts und des lebens befinden. Dem 'leben' der heiden hatte das 'licht' gefehlt (J 8, 12. 23. 9, 5. 12, 46), das über die belebt-beseelte, aber finstere menschen- und götterwelt den sieg davon getragen und damit auch dem altgermanischen seelenwesen (*fairƕus*) ein ende bereitet hat[5]. Bei diesem merkwürdigen umschwung interessiert uns die wortwahl des übersetzers: indem er einen altgermanischen sinnesbegriff des weltlebens

2197. 3999. 4685; 3154 f. 4165 f. 5801 f. u. ö.) und mit 'seele' (4055 f. 4059 f. 3350–54; *ferht* 'beseelt) den platz; vgl. Hel. 1904–7. 5701–3.

1) *fairƕus* weltperiode J 15, 19. 16, 33. 17, 4 ff.; vgl. and. *weroldaldar* Hel. 45.

2) Auch im latein. sprachgebrauch kann *mundus* durch *saeculum* (von Raumer, Einwirkung des christentums s. 373 ff.) und beide können durch *vita* vertreten werden.

3) 'Gesamtheit der belebten und beseelten wesen' Weinhold s. 14; 'inbegriff aller naturkräfte' Groeper s. 43.

4) *manaseþs* ist nur eine teilgruppe von *fairƕus* J 17, 5 ff.; vgl. 6, 14. E 6, 12. G 4, 3 C 2, 20.

5) J 12, 25. 6, 33. 51 (vgl. Mc 8, 36 L 16, 8 Th 5, 4–5); *jabai auk uswaurpa ize gabei fairƕaus, ƕa so andanumts, nibai libains us dauþaim?* R 11. 15.

(*fairhvus*) für das biblische weltleben (κόσμος) nutzte, hat er die hellenistische wortbedeutung altgermanisch stilisiert und damit die stilstufe der germanischen völkerwanderungszeit erreicht.

Von dem geschick, das *fairhvus* betroffen hat, ist schliesslich sogar *manaseþs* ereilt worden, nachdem auch dieses wort mit κόσμος sich associert hatte und mit *fairhvus* gleichwertig geworden war[1]. Folglich konnte *fairhvus* bei dem üblichen wechsel des ausdrucks das amt von *manaseþs* versehen – auch wo man eher *manaseþs* glaubte erwarten zu dürfen (K 5, 10 G 6, 14 R 11, 12–15) – weil die beiden an sich grundverschiedenen wörter unter dem zwang der biblischen weltanschauung identische funktionen zu erfüllen hatten (*hvo allis þaurfte gataujiþ sis manna gageigands þo manased alla* L 9, 25: *hva auk boteiþ mannan jabai gageigaiþ þana fairhvu allana* Mc 8, 36; *þatei hausida at imma þata rodja in þamma fairhvau* J 8, 26: *þata rodja in manasedai* 17, 13). Dass aber *fairhvus* (nicht *manaseþs*) immer noch mit dem grossen weltenschicksal hauptsächlich auf grund des in leben, seele und charakter der menschen angelegten menschenschicksals innerlichst zusammenhing (J 17, 24; o. s. 36), dass dies dämonische seelenleben und schicksalsweben im gegensatz zu *manaseþs* übermenschlich gedacht war, wird durch die κοσμοκράτορες (*þai fairhvu habandans* E 6, 12)[2] endgiltig erwiesen. Sie führen uns tiefer in die kosmologie des urchristentums und in ihre nationalisierung unter dem gotischen horizont hinein.

Aus dem orakelwesen der Germanen hat Wulfila die bezeichnung der den willen der götter kundgebenden 'elemente' des kosmos entnommen. Es sind die gestirne oder sternbilder. Für jeden menschen stand sein schicksal in den sternen geschrieben. Das christentum ist diesem astrologischen aberglauben entgegengetreten, der mit den planetengöttern der wochentage auch unter den Germanen sich ausbreitete (*ni manna nu izwis bidomjai . . . in dailai dagis dulþais aiþþau fulliþe aiþþau sabbatum* 'woche' C 2, 16)[3] und die Goten nun auch in der bibel beschäftigte. Der übersetzer scheint an die runenstäbe (nicht an die 'buchstaben'; got. *striks, writs*)[4] anzuknüpfen,

1) Recht bemerkenswert ist – gegen Groeper s. 44 – der wortlaut von K 4, 9: *fairweitl waurþum þizai manasedai jah aggilum jah mannam.*

2) *guþ þis aiwis* k 4, 4 vgl. L 4, 6–7.

3) E. Wessén, Zur geschichte der germanischen *n*-deklination (Uppsala 1914) s. 171 ff.

4) Anord. *stafir* (*bǫlstafir, feiknstafir, helstafir* usw.); ags. *stafas* (*fácenstafas, wyrdstafas* u. a.).

wenn er für jene siderischen 'elemente' im zusammenhang mit dem dämonischen seelenleben des *fairhvus* das wort *stabeis* gebraucht und sie auf diesem wege altgermanisch beleuchtet:

swa jah weis þan wesum barniskai
uf stabim þis fairhvaus[1] wesum skalkinondans . . .
akei þan sweþauh ni kunnandans guþ
þaim þoei wistai ni sind guda skalkinodeduþ
iþ nu sai ufkunnandans guþ
maizuþþan gakunnaidai fram guda
hvaiwa gawandideduþ izwis aftra du þaim unmahteigam jah halkam stabim
þaimei aftra iupana skalkinon wileiþ
dagam witaiþ jah menoþum jah melam jah aþnam
og izwis ibai sware arbaididedjau in izwis G 4, 3. 8–11.

Es waren die im aether sichtbaren himmelskörper, am himmelsgewölbe kreisende göttermächte[2], unheimlich finstere gewalten und herrschaften der dämonen des luftreichs[3], deren oberhaupt Satan ihm vorsteht, bis gott, der es geschaffen, es zerstören wird[4]. Diese am firmament waltenden 'elemente' liess die bibel als dämonen ('engel')[5] aber nicht als 'götter' gelten (*guda, guþ* G 4, 8–10 k 4, 4 vgl. J 10,

1) Sehr wichtig ist die randglosse: *uf tugglam* cod. A, weil durch sie eine unter theologen viel verhandelte streitfrage aus der welt geschafft wird (Handb. zum Neuen test. 3, 1, 246 f. 2, 77 ff. 85; Schriften d. Neuen test. 2. 61 f. 111 f. u. a); vgl. *jabai gaswultuþ miþ Xristau af stabim þis fairhvaus, hva þanaseiþs swe qiwai in þamma fairhvau urrediþ* C 2, 20 (στοιχεῖα elementa).

2) *stairnons himinis wairþand driusandeins jah mahteis þos in himinam gawagjanda* Mc 13, 25.

3) awiliudondans attin
saei laþoda izwis du dailai hlautis weihaize in liuhada
saei galausida izwis us waldufuja riqizis . . .
jaþþe sitlos jaþþe fraujinassjus
jaþþe reikja jaþþe waldufnja
alla þairh ina jah in imma gaskapana sind C 1, 12–13. 16;

zu *waldufni* ('befehlsgewalt') — *reiki* entbehrt im got. durchaus der den Westgermanen geläufigen raumanschauung — vgl. L 20, 2. 8. 20 (*reiki jah waldufni kindinis*); Mc 10, 42; R 13, 1–4; *bi reik waldufnjis luftaus* E 2, 2 (*ahmins*) vgl. *reikjam jah waldufnjam in þaim himinakundam* 3, 10.

4) Vgl. L 10, 18 (*gasah Satanan swe lauhmunja driusandan us himina*) J 12, 31. 16, 11. 14, 30 Mc 3, 22 ff.: *ufaro allaize reikje jah waldufnje jah mahte jah fraujinassiwe* E 1, 21; *gatairiþ all reikjis jah waldufnjis jah mahtais* K 15, 24; *gamotjan fraujin in luftau* Th 4, 17.

5) M 25, 41; *nih aggeljus ni reikja ni mahteis* R 8, 38; *blotinassus aggile* C 2, 18 vgl. k 11, 14 (ἀέριοι δαίμονες Handb. zum Neuen test. 3. 2. 55. 102).

34–35). Wulfila setzte aber doch die nationalgötter des Gotenvolkes ein, wenn er auch ihren gattungsnamen in der mehrzahl der fälle hellenistisch verfärbte (*galiugaguda, galiuga* εἴδωλα K 10, 19. 20. 28. 8, 10. 5, 10–11. k 6, 16 vgl. E 5, 5 u. a.), obschon er die ableitung *gudja* für die jüdischen priester sichtlich bevorzugt hat.

Dass er diese diener gottes, die alten götter und den neuen gott mit einem und demselben durch des germ. volkes vorzeit religiös geweihten stammwort benannte, das ist eine stilerscheinung wulfilanischer sprache, die sich in der geisterwelt widerholt. Der heilige geist und die unreinen geister heissen auf hellenistische art *ahma* und *ahmans;* diese fremdartige ausdrucksweise wird aber gotisch getönt, wenn der übersetzer auch got. *unhulþo* (> *sa unhulþa* L 4, 35, *þai unhulþans* L 8, 33 o. s. 11 f.) zu worte kommen lässt:

aþþan a h m a swikunþaba qiþiþ
þatei in spedistaim dagam afstandand sumai galaubeinai
atsaiƕandans a h m a n e airziþos. jah laiseino u n h u l þ o n o
T 4, 1[1]

oder gar volkstümliche erinnerungen mit hilfe von *skohsl* befestigt (K 10, 20–21). Typisch für die stilart ist der M 8, 16. 28. 31. 33. 9, 32–34 zwischen *daimonarjans* und *ahmans, daimonarjos* und *skohsla* sich abrollende wortwechsel, bei dem Mc 5, 2 ff. 15 ff. ausser *unhulþons* auch noch *wods* auftaucht (*: dwalmon* J 10, 20–21).

Zum herrschaftsgebiet der dämonen und der geister des luftreichs gehört das 'reich der mitte', die erde (*airþa . . . midjungards* R 10, 18)[2]; es ist fruchtbarer erdboden (γῆ Mc 4, 26. 8, 6)[3], wirtschaftlicher und politischer raum (οἰκουμένη L 2, 1. 4, 5), in dem die menschen (*manaseþs*) mitten zwischen 'oben' und 'unten' (himmel und hölle) sich bewegen und verbreiten (C 3, 2 M 11, 23 R 10, 6–7 u. a.). Die naturmerkmale dieser menschheit sind *leik* und *saiwala* (M 6, 25. 10, 28), von denen jedes sein eigenleben führt (k 12, 2–3). Nicht völlig neu war für einen Goten die dualistische spaltung der einzel-

1) *ahmane ubilaize . . . unhulþons* L 8, 2. 27 ff.; *ahman unhulþons unhrainjana* 4, 33 vgl. 10, 17. 20; Groeper a. a. o. s. 39 ff.

2) Vgl. *þiudangardi* einerseits und *midjasweipains* (κατακλυσμός) andererseits.

3) Im gegensatz zu 'himmel' (Mc 9, 3 J 12, 32 L 2, 14. 10, 21 usw.), zu 'wasser' (*staþs* Mc 4, 1 L 5, 3: *airþa* 11. 8, 27 vgl. 6, 49 J 6, 21) und zu 'gestein' (M 27, 51 Mc 4, 5. 8) ist unter 'erde' der feste 'lehmboden' zu verstehen (*airþeins: muldeins* [staubförmig] K 15, 47–49); der griech. vorlage zuliebe erscheint *airþa* mit ausgesprochen politischem sinn nur M 11, 24.

person (*leik-gahugds* R 7, 25)[1], wohl aber die steigerung dieses doppelwesens zu einer dreieinigkeit von *leik-saiwala* (*gahugds*)-*ahma* (Th 5, 23 vgl. L 1, 46–47 Phl 1, 27). Der letztere ist nicht menschliche ψυχή, sondern göttliches πνεῦμα ('geist')[2], d. h. dämonische, aus dem himmel stammende, den menschen offenbarte religiöse potenz und religiöses organ der pneumatiker[3]. Der hellenistische einschlag ist bei diesem *ahma* so wenig als bei den zuvor erwähnten geistern des luftreichs zu verkennen[4]; *ahma* ist durchaus verschieden von *aha, hugs* und *fraþi*[5], aber es ist stilgerecht, dass auch diese altgermanischen sinnbegriffe wiederkehren (Phl 4, 7; *fraþi fraujins* R 11, 34 [: ahma νοῦς 7, 23] : *ahma fraujins* k 3, 17–18).

Die unterweltsvorstellungen bereicherten sich an der biblischen feuerhölle (M 25, 41. 46)[6], die am abgrund der erde durch eine kluftspalte vom himmel getrennt ist (L 8, 31). Der übersetzer zögerte jedoch nicht, dem himmlischen paradies durch *waggs* (k 12, 4) und jenem unterirdischen aufenthalt[7] durch *halja* zu volkstümlicher anschaulichkeit zu verhelfen (L 16, 23. 10, 15 M 11, 23 K 15, 55); er war nicht gesonnen, dem fremdwort *gaiainna* (*funins* M 5, 22 vgl. Mc 9, 47 : 43. 45) das feld zu überlassen[8], weil er sich bestrebte, die hellenisierenden und die gotisierenden farbentöne symmetrisch gegeneinander auszugleichen.

Dieselbe stilistische grundtendenz seines werkes beherrscht das gemälde, das er von dem überirdischen lichtreich des himmels ent-

1) *gahugds* ist 'intellekt' διάνοια L 1. 51 E 4, 17–18 C 1, 21 (= *aha* Phl 2, 3 : C 3, 12; *gamitoneis* E 2, 3); neben *saiwala* begegnet das wort L 10, 27 Mc 12, 30 (vgl. anord. *hugr*).

2) *geist fleisg inti gibeini ni habet* Tatian 230, 5.

3) M 27, 50; χάρισμα E 1, 17 (*guþ . . . gibai izwis ahman*) Th 4, 8 G 4, 6; *in mahtai ahmins* L 4, 14 : 2, 25–27 E 3, 16; für *ahma* – *leik* vgl. G 5, 16 ff. : k 1, 12 (*ansts gudis*).

4) An der auffälligen wortwahl k 7, 1 ist ganz und gar die griech. vorlage schuld; vgl. *aha* Tit 1, 15.

5) *aha : ahma* th 2, 2 : *inahei* t 1, 7; *hugs* E 4, 17; *fraþi leikis* C 2, 18 (: *in allai handugein jah frodein ahmeinai* 1, 9). Es muss eine 'erneuerung' des *fraþi* (νοῦς) stattfindeu (*anuþþanniujaiþ ahmin fraþjis izwaris* E 4, 23).

6) *fon þata unhvapnando* Mc 9, 43; *riqis þata hindumisto* M 8, 12.

7) *undaristo airþos* E 4, 9 ('niederungen').

8) Vgl. ahd. *hella, hellafiur, hellawizi* Tatian 141, 13. 28, 2. 3. 44, 19 (für *geenna* und *infernus*); dagegen im Heliand *infern : helligrund* 1490 f.; *infern. grund hellifiures* 2638–41 (vgl. 5428 f.); *fern : hel* 898. 3357 ff. (*fiur, thiustri, dalu thiustri* 2140 ff. [*suart sinnahti*]; *dôđes dalu* 5168–70; *fiur ewig* 4420. 4430 f. 4441 ff.); *helliwîti* (: *balwîti*), *hellagithuing* 1500 f.; beachte *helliportun* 3072.

worfen hat. Es steht in blendendem kontrast gegen die finsternis der untern feuerhölle mit ihren ewigen todesqualen (*balwei aiweino* M 25, 46 : *libains* C 3, 3 ff.). Für das himmelreich fand Wulfila seinen volkstümlichen hauptausdruck in got. *þiudangardi* 'königshof' (C 1, 12–13 vgl. *in þiudangardjom* L 7, 25; *in gardim þiudane* M 11, 8[1]: *þiudangardi himine* L 6, 20 M 5, 19–20. 11, 11–12 = *þiudangardi gudis* L 7, 28. 8, 1. 9, 2. 11. Me. 9, 47. 1, 15 usw. [hauptsächlich bei Lukas und Markus]), der im engeren anschluss an βασιλεία θεοῦ mit *þiudinassus* 'königtum' wechselt (*þiudinassaus þis midjungardis* L 4, 5 : *þiudinassus gudis* L 9, 27 Mc 9, 1 t 4, 1)[2]. Mit dieser differenzierung von *þiudinassus* und *þiudangardi* (*izwis atgiban ist kunnan runos þiudinassaus gudis* L 8, 10 : *izwis atgiban ist kunnan runa þiudangardjos gudis* Mc 4, 11) und mit der bevorzugung des konkret-anschaulichen *þiudangardi* vor dem abstraktum *þiudinassus* hat der übersetzer abermals die nationalfarbe seines werkes verstärkt. Er gieng aus von der alttestamentlichen majestät gottes (*þiudans aiwe, þiudans þiudanondane jah frauja fraujinondane* T 1, 17. 6, 15); neben ihr trat im Neuen testament Christus der könig hervor; auch ihn hat der Gote nicht als einen orientalischen 'herrscher' (βασιλεύς), sondern als ein 'volksoberhaupt' (*þiudans* M 27, 11 Mc 15, 18) gekennzeichnet[3]. Das biblische königtum sollte auch nicht eine 'gewaltherrschaft' sein wie die des Satan (o. s. 41; *reiks, reikinon* E 2, 2 vgl. Mc 10, 42 : M 9, 18. 23 J 7, 26. 48: *þai auk reiks ni sind agis godamma waurstwa ak ubilamma* R 13, 3), sondern ein auf huld (L 18, 13) und treue (R 11, 27; *trausti* E 2, 12) zwischen *þiuda* und *þiudans* beruhendes königtum in der art des altgermanischen; sorgsam und bewusstermassen hat der übersetzer für das himmelreich sogar den ausdruck *reiki* vermieden und an seiner statt das wortpaar *þiudangardi-þiudinassus* gewählt[4]: *þiudanoþ ufar garda Iakobis in ajuk-*

1) *þiudangardi . . . gards* Mc 3, 24–25 : *audags saei matjiþ hlaif in þiudangardjai gudis* L 14, 15 (vgl. R 14, 17).

2) Vgl. *qimai þiudinassus þeins* (βασιλεία) . . . *þeina ist þiudangardi* (βασιλεία) M 6, 11. 13.

3) Dem germanischen königstyp bleibt er auch sonst getreu (*fram þiudanam jah fram allaim þaim in ufarassau wisandam* T 2, 2; Herodes . . . *þiudans* . . . *þiudangardi* Mc 6, 22–23); *þiudinassus Teibairiaus kaisaris* L 3, 1.

4) Alttestamentliches *reikinon* kommt R 15, 12 vor; dazu gehört *frauja allwaldands* k 6, 18; sonst wird das patriarchalische verhältnis des hausherrn zu seinen erben und hausgenossen hervorgekehrt (G 5, 21. 4, 1 ff. Mc 10, 17 L 18, 18: *ibai afskauf guþ arbja seinamma* λαόν R 11, 1; *hlauts* C 1, 12 vgl. E 1, 11. 14. 18 *ingardjans gudis* 2, 19 T 5, 8) Zeitschr. f. neutestamentl. wissenschaft 18, 84 ff.

duþ jah þiudinassaus is ni wairþiþ andeis L 1, 33[1]. Es war eine spiritualisierung der βασιλεία erfolgt (*nist auk þiudangardi gudis mats jah dragk ak garaihtei jah gawairþi jah faheþs in ahmin weihamma* R 14, 17; *ni qimiþ þiudangardi gudis miþ atwitainai ... þiudangardi gudis in izwis ist* L 17, 20–21). Diesem hellenistisch-biblischen merkmal wurde damit rechnung getragen, dass neben *þiudangardi* für βασιλεία auch *þiudinassus* sich ausbreitete; dass aber der übersetzer von *þiudinassus* immer wieder aufs neue zu *þiudangardi* zurückkehrte, ist der nationalen richtung seiner kultsprache zu verdanken. Hinzuzufügen wäre, dass der Gote das wichtigste ausstattungsstück eines altgermanischen königshofs und königshauses, den 'hochsitz' (ags. *þéodenstól*)[2] in seinem himmel sehen liess, indem er bei der wortwahl für griech. θρόνος auf got. *stols* verfiel (Zeitschr. 47, 194 f. 197 ff.); dies wort war auch der gerichtshoheit des himmelskönigs angemessen (*stauastols* R 14, 10 k 5, 10)[3] und hält geziemenden abstand von *sitls* (θρόνος)[4].

Die herkömmliche bedeutung von *himins* ('decke, gewölbe' [über der erde], *firmamentum* J 17, 1 L 9, 16 Mc 14, 62 [: K 10, 1]. 4, 32; *stairnons himinis ... fram andjam airþos und andi himinis* Mc 13, 25. 27)[5] konnte nicht fortdauern, weil der christenhimmel ins grenzenlose jenseits dieser 'decke' sich erstreckte und weil man darüber hinaus mindestens sieben himmelsräume zählte (*insaiƕiþ du fuglam himinis ... atta izwar sa ufar himinam* M 6, 26). Auf seiner seelenreise war Paulus bis in den dritten himmel gelangt (k 12, 1 ff.)[6]. Seinen singular *himins* (L 3, 21–22. 4, 25) liess infolgedessen der

('testament' als erbschaftsvertrag). An das königliche hausgesinde gemahnen *skalks* L 2, 29 und *þiumagus* 1, 68–69.

1) *þiudinassus gudis* K 15, 50: *þiudanon* 24–25; *þiudans ... þiudangardi* J 18, 36–37; *arbi in þiudangardjai Xristaus jah gudis* E 5, 5.

2) And. *kuningstol* Hel. 2736; *thes mareon stol ... adalcuninges ... hohgisetu* 361–65; *is helagon stol* 5975; zu got. *himins ... stols ist gudis* M 5, 34 vgl. and. *thes herron stol ... thes alowaldon fagar fotscamel* 1509–11.

3) *stauastols* M 27, 19: ahd. *duomsedal* Tatian 198, 2. 199, 5.

4) *sitlos* C 1, 16: (*fuglos himinis*) *sitlans* L 9, 58; *sitlans þize frabugjandane ahakim* Mc 11, 15. Im ahd. Tatian verhält es sich anders: *stuola forcoufentero thio tubun* 117, 2; *in gotes sedale* (thronus) 141, 16.

5) *lauhmoni lauhatjandei us þamma uf himina in þata uf himina skeiniþ* 'von einem horizont zum andern' L 17, 24; *frauja himinis jah airþos* L 10, 21 vgl. 16, 17 M 5, 18.

6) *atstaig in undaristo airþos ... usstaig ufar allans himinans* E 4, 10; *us himina ... þai ufarhiminakundans* K 15, 47–49; *þo iupa* C 3, 1–3.

Gote mit dem hellenistischen plural *himinos* (Mc 1, 10–11) wechseln[1]. Er hat nicht nur *himinos* neu gebildet, sondern auch *himins* neu gedeutet[2]. Es ist aus dem himmelsgewölbe ein unsichtbares und unermessliches lichtreich der unsterblichkeit geworden (k 4, 17–18), in dem der himmelskönig seine getreuen[3] als 'kinder des lichts' um sich versammelt (*sunjus liuhadis* L 16, 8 = *sunjus gudis* 20, 36; vgl. Th 5, 5 E 5, 8; lichtleib o. s. 26 f.). Das wichtigste rangzeichen dieses herrschers war nach der griech. bibel alten und neuen testaments sein 'lichtglanz'(δόξα)[4], an dessen herrlichkeit der mensch der erhabenen 'majestät' gottes inne wird, aus dem er glanzvoll und wunderbar seine macht in der weltschöpfung und weltregierung offenbart (*atta wulþaus* ὁ πατήρ τῆς δόξης E 1, 17–19; *sunus . . . qimiþ in wulþu seinamma jah attins jah þize weihane aggele* L 9, 26 Mc 8, 38; *hauheins : wulþus gudis* J 11, 4. 40). Der Gote hat diese orientalische vision volksmässig vergegenständlicht, indem er für griech. δόξα ein altheimisches wort wählte, das die anschauung der gläubigen auf die imponierende prachtentfaltung eines königshofes (die herrlichkeit des königtums) ablenkte und zugleich aus dem gebiet des wunderbaren ins reich des ehrfürchtig angestaunten überleitete[5]. Das 'strahlende' scheint aber neben dem 'imponierenden' ein merkmal der betr. altgermanischen sippe gewesen zu sein[6]. Den nationalen gehalt des wortes *wulþus* ('prunk')[7]

1) M 6, 20 : Mc 10, 21; Th 4, 16 : th 1, 7; L 10, 20 : 21; C 1, 23 : 16. 20; E 3, 15 : 1, 10; *atta unsar þu in himinam . . . wairþai wilja þeins swe in himina jah ana airþai* M 6, 9–10; *in himina . . . in hauhistjam* L 19, 38; *in himinam* 6, 23.

2) Okkasionell steht *himins* sogar für 'gott' (L 15, 18. 21. 20, 4 Mc 11, 30 vgl. *þiudangardi gudis* = *þiudangardi himine* o. s. 44).

3) Besser als *in himina* L 15, 7 oder *in himinam* (k 5, 1 usw.) oder *ufar himinam* (M 6, 14. 26. 32) passt zu gotischer art *in himinakundaim* ('im himmel') ἐν τοῖς ἐπουρανίοις E 1, 3. 2, 6. 3, 10. 6, 12 vgl. *managei harjis himinakundis* L 2, 13.

4) Handb. zum Neuen test. 2, 2, 15 f. 3, 2, 35 u. a.

5) *wulþrs* 'auserlesen, wertvoll' Zeitschr. 32, 315; *mais wulþrizans* M 6, 26 (: *Saulaumōn in allamma wulþau seinamma* 29); *ni waiht mis wulþrais ist* ('imponiert mir nicht') G 2, 6; *laþoda izwis du seinai þiudangardjai jah wulþau* Th 2, 12; *þai in wastjom wulþagaim* ('prunkgewänder') . . . *in þiudangardjom sind* L 7, 25 vgl. 4, 5–6 T 1, 11 R 9, 23; *wulþagai : unswerai* K 4, 8–10 (*wulþus jah unswerei* k 6, 8); *mikilidedun guþ jah fullai waurþun agisis qiþandans þatei gasaiƕam wulþaga himma daga* L 5, 26.

6) *ni was wulþag þata wulþago in þizai halbai in ufarassaus wulþaus . . . andhulidamma andwairþja wulþu fraujins þairhsaiƕandans þo samon frisaht ingaleikonda af wulþau in wulþu* k 3, 7. 10–11. 18; ags. *wuldor* (gloria), *wuldortorht.*

7) 'Macht und pracht einer herrschaft' schlägt in abstrakte 'herrlichkeit' um (E 1, 6 : 12. 14 C 1, 27 T 3, 16).

bekommen wir kräftig zu spüren, wo sich glanz mit macht gattet (*fram wulþau mahtais* th 1, 9; *in allai mahtai gaswinþidai bi mahtai wulþaus* C 1, 11; *gasaiƕand sunu mans qimandan in milhmam miþ mahtai managai jah wulþau* Mc 13, 26)[1], während dort, wo *wulþus* schlechtweg für die den leib verklärende lichtsubstanz der himmelssöhne, für den glorien- und heiligenschein der pneumatiker verwendet worden ist, eine hellenisierung des altgermanischen ausdrucks beabsichtigt war[2].

Aus diesem lichtdurchfluteten königreich des himmels stammt die heilsordnung und der heilsplan gottes, dessen hellenistische bestandteile keiner hervorhebung bedürfen, dessen nationalisierung durch die berücksichtigung der terminologie der heimischen landesverwaltung bewirkt worden ist. Wenn eine gotische dinggemeinde geordnet zusammentrat, um eine wahl zu vollziehen oder eine satzung zu beraten oder endgültige verwaltungsmassnahmen zu beschliessen, nahmen ihre mitglieder den ihnen im heer wie im þing gebührenden standort ein, verhandelten und stimmten durch handaufheben ab:

jah ragin in þamma giba unte þata izwis batizo ist
  juzei ni þatainei wiljan
    ak jah taujan dugunnuþ af fairnin jera
iþ nu sai jah taujan ustiuhaiþ
  ei swaswe fauraist muns du wiljan
    swa jah du ustiuhan us þammei habaiþ
jabai auk wilja in gagreftai ist
  swaswe habai waila andanem ist
    ni swaswe ni habai . . .

1) Vgl. ags. *wuldorbéah* (corona), *wuldorcyninʒ* (*wuldorspéd, wuldorʒesteald* u. a.): *cyninʒa wuldor, beorna wuldor;* gott heisst *wuldres aldor, wuldres weard,* der engel *wulþres þeʒn* (*enʒel drihtnes* Gen. 2266 : *wuldorʒást* 2912), denn *wuldor* ist auch das lichtreich des himmels (*wiþ drihtne dælan meahton wuldorfæstan wíc . . . sweʒltorht* Gen. 26–28). Auf ags. *wuldor, wuldrian* (*and herien* L 2, 20), *wuldrunʒ* – und folglich schon auf altgerman. *wulþus* – trifft es auch zu, dass 'prachtentfaltung' guten ruf, ehre und 'ruhm' eingetragen hat (δόξα 'guter ruf', *gloria*): *guda du wulþau* k 1, 20; *du fraujins wulþau* 8, 19; *wulþus Xristaus* 23 vgl. L 19, 38. 2, 14. 32. 17, 18 R 11, 36 T 1, 17 (*sweriþa jah wulþus*) Phl 3, 19 (*wulþus in skandai*); es reihen sich *hauhjan, hauhjeins* ('verherrlichung'), *hauhiþa* (δόξα) an (J 7, 39. 17, 1. 4–5. 12, 41. 43. 9, 24. 8, 49–50. 54 L 14, 10).

2) δόξα durchleuchtet den ἄνθρωπος πνευματικός und treibt aus ihm das strahlenbündel des nimbus hervor (Reitzenstein, Historia monachorum [Gött. 1916] s. 214): *wulþus* L 9, 29–32; *wulþus fraujins biskain ins* 2, 9 vgl. Mc 9, 2–3 Phl 3, 21 (: C 1, 12); *liuhtida in hairtam unsaraim du liuhadein kunþjis wulþaus gudis* k 4, 6. Auch ags. *wuldorhama* (prunkgewand) ist zu 'lichtleib' geworden.

gatewiþs[1] fram aikklesjom . . .
garedandans auk goda . . . k 8, 10–12. 19. 21.

Die heilsordnung gottes war eine gesetzgebung für das königreich gottes. *ragin* (meinungsäusserung[2] vor einer beschlussfassung) wurde das hauptwort für die der *timreins* (οἰκοδομή) gewidmete οἰκονομία θεοῦ (heilsplan) und für δόγμα (satzung)[3]. Der altgermanische ausdruck befasste unter sich die wohlabgewogenen meinungsäusserungen einer zur verwaltung berufenen behörde, der an einer beschlussfassung beteiligten personen[4], die ein amt bekleiden und eine herrschaft ausüben (*fidurragini, raginon* L 3, 1. 2, 2 J 18, 14; *ragineis* G 4, 2 vgl. *fauragaggi* und *fauragaggja* L 8, 3. 16, 1 ff). Auf ihre vorschläge und ratschläge (*ragin*) folgt die beschlussfassung (*gudis garaideins* διαταγή 'satzung, verordnung' R 13, 2 vgl. k 10, 13–16)[5]; eine bis zur beschlussfassung gediehene meinungsäusserung gelangt zur beschlussreife (*garaiþs* L 3, 13 'verordnet') und zur ausführungsbestimmung (*gagrefts* 'befehl' L 2, 1 k 8, 12), die den vorschlägen gemäss ausfällt (*gareds* 'ordnungsmässig' R 13, 13 : *garedan* προνοεῖσθαι 'einen vorschlag [für eine nachfolgende beschlussfassung] machen k 8, 21)[6]. An *fauragaredan* kommt nun aber auch *fauragaleikan* nahe heran: *guþ . . . fauragarairoþ uns du suniwe gadedai þairh Iesu Xristu in imma bi leikainai* (εὐδοκία) *wiljins seinis . . . kannjan unsis runa*

1) χειροτονηθείς 'von den gemeinden gewählt' auf grund der abstimmung durch handaufheben; der got. ausdruck bezieht sich auf die standesordnung oder die reihenfolge, wie die männer in reih und glied stehen (*taihunteweis* zehnreihig K 15, 6; *ƕarjizuh in seinai tewai* 23 [τάγμα reihe, ordnung]; *ungatewiþs* 'ausserhalb der reihe' th 3, 7 [> unordentlich = *ungatass* 6. 11 Th 5, 14; ἀτακτεῖν wurde vom kriegsdienst gebraucht vgl. Handb. zum Neuen test. 3, 2, 36 f.]).

2) γνώμη k 8, 10. Phm 14; *anabusn ni haba, iþ ragin giba* K 7, 25; vgl. Journ. of engl. and german. philol. 15, 251 ff.

3) *bi ragina gudis . . . raginam seinaim* C 1, 25. 2, 14.

4) Auch anord. *regin* bedeutet 'beratender vorschlag' und 'gesetzgebende verwaltungsbehörde'; vgl. die salfränk. *raginburgi*. Got. *ragin* steht übrigens in grammatischem wechsel zu *rahnjan* (vgl. z. b. Phl 2, 6); den abschluss der beratung drückt got. *garehsns* aus, womit auch der zeitpunkt gemeint sein kann, in dem ein beschluss zustande kommt oder ein gesetz erlassen wird (*arbinumja . . . uf raginjam ist jah fauragaggam und garehsn attins* προθεσμία 'termin, frist' G 4, 2); eine dem heilsplan gottes angehörende 'bestimmung' hebt *garehsns* namentlich in der Skeireins hervor (z. b. 1, 5. 13 f. 2, 15. 18; 3, 3; *garehsns gudis* 8, 14).

5) Entschliessung über eine gesetzesvorlage, gesetzgebung (*witodis garaideins* νομοθεσία R 9, 4; dazu *witoþ anabusne garaideinim gatairands* E 2, 15) wird massgebend für die glaubens- und lebensordnung (κανών 'masstab' G 6, 16 Phl 3, 16).

6) *urredan* (eine satzung vorschlagen und annehmen) C 2, 20; *undredan* (eine bestimmung treffen) Skeir. 6, 9.

wiljins seinis bi wiljin (εὐδοκία) *saei fauragaleikaida imma du fauragaggja* E 1, 5. 9–10 (dazu die randglosse *ana leikainai þoei garaidida in imma*[1]). Diese grundverschiedenen verba mögen wohl erst durch die bibelsprache in nahezu identische beziehungen zur vorsehung gebracht worden sein; bei *leikan* und *leikains* (gefallen finden; o. s. 13) musste jedesfalls eine hellenisierung der wortsippe (verbindung mit *garedan* und *garaidjan*) ihrer umdeutung auf den heilsplan gottes vorhergehen[2].

Gottes heilsplan war das werk seiner σοφία (*handugei gudis* R 11, 33 K 1, 21. 24 E 3, 10) und blieb sein μυστήριον (sacramentum). Rücksichtslos den nationalen überlieferungen gehorchend hat Wulfila dies 'geheimnis' durch *runa* dargestellt[3]. Aber wenn er von *runa þiudangardjos gudis* Mc 4, 11; *runos þiudinassaus gudis* L 8, 10; *runa wiljins seinis* E 1, 9 spricht, drückt er sich nicht mehr altgermanisch aus; sogar *runa Xristaus* E 3, 4 C 4, 3 hat mit der deutung auf *runa aiwaggeljons* E 6, 19 (gottes wort)[4] eine biblisch-hellenistische färbung bekommen. Es gibt beispiele dafür, was jene runen enthielten. Die 'auferstehungsrune' ist das grosse geheimnis vom weltende, das den laien verschlossen bleibt, aber unter uns die erinnerung an die prophetie der Voluspá erweckt:

sai runa izwis qiþa
  allai auk ni gaswiltam
  iþ allai *inmaidjanda*
suns in braƕa augins
  in spedistin þuthaurna þuthaurneiþ auk
  jah dauþans usstandand unriurjai
  jah weis *inmaidjanda* K 15, 51–52 vgl. R 11, 25–36[5].

runa heisst im got. schon 'geheimnis' und hat die bedeutung

1) *fauragaredanai bi wiljin gudis* (κατὰ πρόθεσιν) *þis alla in allaim waurkjandins bi muna wiljins seinis* (κατὰ τὴν βουλὴν τοῦ θελήματος αὐτοῦ) E 1, 11.

2) Vgl. (*ga*)*leikan* R 8, 8 Th 2, 15. 4, 1 Mc 1, 11: J 8, 29 Th 3, 1 (*galeikaida uns* 'wir beschlossen') u. a. L 1, 3. 10, 21 (εὐδοκία > *swa warþ galeikaiþ* 'so war es dein wille') K 1, 21 (: k 12, 10 'habe wohlgefallen gefunden' u. a.). Griech. εὐδοκία ist doppelsinnig ('wohlgefallen' th 1, 11); die zweite nächstliegende got. entsprechung war *wilja* R 10, 1 (*gods wilja* Phl 1, 15 L 2, 14); daher denn auch *leikains* die funktion von πρόθεσις übernehmen konnte (t 1, 9) > *muns* ('plan'; gedanke als vorhaben und absicht) *gudis* R 9, 11: *wilja* 19; E 3, 11 (: R 13, 14 k 8, 11; 2, 11 νοήματα 'anschläge').

3) μεμύημαι (bin eingeweiht) > *usþroþiþs im* Phl 4, 12 (bin geübt).

4) Vgl. *eis ni waihtai þis froþun jah was þata waurd gafulgin af im jah ni wissedun þo qiþanona* L 18, 34.

5) Dazu die 'weissagungen' Th 4, 13–17 th 2, 1–4.

von μυστήριον (sacramentum) übernommen. Die runen gottes, vor den unmündigen verborgen, werden nur den geistbegabten pneumatikern, sehern und propheten offenbar (*jah jabai habau þraufetjans jah witjau allaize runos* . . . K 13, 2). Paulus mit solchem beruf von gott begnadet, ist geistbegabter amtsverwalter von gottes geheimnissen und macht die verborgene weisheit gottes, die runen des jenseits in der diesseitigen welt bekannt. „Wir verkünden gottes geheimnisvollen, verborgenen weisheitsplan, den gott vor allem lauf der welten zu unserer herrlichkeit sich vorgenommen hat . . .“ K 2, 7–15; z. b.:

hausideduþ f a u r a g a g g i (οἰκονομία) *gudis anstais*
sei *gibana* ist mis in izwis
unte b i a n d h u l e i n a i gakannida was mis so r u n a
swe fauragamelida in leitilamma
duþþe ei siggwandans mageiþ fraþjan frodein meinai in r u n a i Xristaus
þatei anþaraim aldim ni kunþ was sunum manne
swaswe nu a n d h u l i þ ist
þaim *weiham* is apaustaulum. jah praufetum in ahmin
wisan *þiudos* gaarbjans. jah galeikans
jah gadailans gahaitis is in Xristau Iesu. þairh aiwageljon
þizozei warþ andbahts ik. bi *gibai anstais gudis*
þizai *gibanon* mis bi toja mahtais is
mis þamma undarleijin allaize þize *weihane*
atgibana warþ *ansts* so in *þiudom*
wailamerjan þo unfairlaistidon gabein Xristaus
jah inliuhtjan allans
*h*ileik þata f a u r a g a g g i r u n o s
þizos gafulginons fram aiwam
in guda þamma alla gaskapjandin
ei kanniþ wesi nu reikjam jah waldufnjam
in þaim himinakundam. þairh aikklesjon
so filufaiho (managfalþo) handugei gudis E 3, 2–10.
þizozei warþ ik andbahts: bi ragina gudis
þatei giban ist mis in izwis
du usfulljan waurd gudis
r u n a sei gafulgina was fram aiwam jah fram aldim
iþ nu gaswikunþida warþ þaim weiham is
þaimei wilda guþ gakannjan
gabein wulþaus þizos r u n o s in þiudom
þatei ist Xristus in izwis. wens wulþaus C 1, 25–27.

Ich verweise noch auf die 'glaubensrune' (*runa galaubeinais* T 3, 9) und das wundersame 'runenlied' (*gagudeins runa* 16: Zeitschr. 48, 72), das uns der tiefe und weite des abstandes inne werden lässt, der biblische und altgermanische liturgie voneinander trennt. Auf grund der usuellen bedeutung hatte *runa*, mit μυστήριον (sacramentum) associiert, die bedeutung dieses fremden wortes angenommen und zugunsten des hellenistischen sinnbegriffs von seiner altgermanischen sonderbedeutung etwas eingebüsst[1]. Aber es ist doch von stilgeschichtlichem und religionsgeschichtlichem interesse, dass *runa*, zaubermässigen, und μυστήριον, sakramentalen gehalts, ineinander aufgegangen sind und unmittelbare kraftwirkungen heiliger dinge oder heiliger personen bezeichnen. Darum konnte *runa gudis* in der Gotenbibel für βουλὴ θεοῦ ('was gott mit den menschen vor hat' L 7, 30) eintreten (vgl. *muns wiljins seinis* βουλὴ τοῦ θελήματος αὐτοῦ E 1, 11)[2] und es durften der *runa gudis* sogar die *runos hairtane* (βουλαὶ τῶν καρδιῶν 'kraftwirkungen' K 4, 5) folgen[3]. Weitab von diesem mythischen bezirk führen diejenigen stellen, wo *runa* oder das kompositum *garuni* in profanem sinn für griech. συμβούλιον erscheint (M 27, 1 Mc 3, 6. 15, 1). *runa niman* 'eine beratung abhalten' (M 27, 1) findet an dem sonstigen sprachgebrauch der Germanen einen rückhalt[4], während die variante *garuni* eine gotische besonderheit darstellt. Unter Westgermanen und

1) 'Offenbarungen' sind verlautbarungen gottes (G 2, 2), die man riechen, schmecken, hören oder sehen kann (k 2, 14–16. 12, 4 J 12, 28 f.), himmelserlebnisse; himmelsgüter werden sterblichen menschen zu teil, den frommen wird der himmel aufgetan, die augen menschlicher herzen werden für die gotteserkenntnis aufgeschlossen (E 1. 17 ff.); dem visionär (pneumatiker) enthüllt sich gott (k 12. 1. 7), wenn ein μυστήριον menschlichen sinnen sichtbar oder erkennbar wird (E 3, 3. 5; χάρισμα K 14, 26). Dies beruht auf der biblischen 'erleuchtung' (E 1, 18. 3, 9–10 L 2, 32 th 1, 7–8). Sie verbindet sich mit altgermanischem runenwesen und so entsteht die formel *runa gabairhtjan* C 4, 3–4 oder *runa swikunþjan* C 1, 26 (vgl. t 1, 10): *gafulgina* (vgl. C 3. 3–4). T 5, 24–25 klingt mit anord. *folgit í rúnum* (Snorra Edda 1, 216) zusammen (*filhan: andhuljan* L 10, 21; *gabairhtjan* Mc 4, 22 [M 6, 4. 6]; *frauja . . . galiuhteiþ analaugn riqizis jah gabairhteiþ runos hairtane* K 4, 5 [: 14, 25] vgl. J 7, 4. 10 L 19, 42. 8, 17).

2) Got. *muns* ist an anord. *Muninn* (und *Huginn Oþins*) anzuknüpfen; epiphanien gottes sind die sog. wunderzeichen (got. *taikneis jah fauratanja* σημεῖα καὶ τέρατα), seine offenbarungen; vgl. Groeper s. 55 f.

3) Vgl. *us managaim hairtam mitoneis* L 2, 35; *þo analaugnona hairtins* K 14, 25.

4) *gengun im an huarf samad rinkos an runa bigunnun im radan tho . . .* Hel. 5061 ff.; *riedun an runu* 4138 C; *nim thu ina sundar te thi, thene rink an runa* 3225 f.

Nordgermanen ist *rûna* 'beratung eines geheimnisses' (> unterredung) ganz geläufig, auch die bedeutung 'mysterium, sacramentum' ist belegbar (Ahd. gl. 1, 210, 20; *hálige rúne* Elene 1169 [: dryhtnes word]; *jǫtna rúnar ok allra goþa* Vafþrúþnesm. 43), aber das kollektivum *garûni* durchaus der sakralen funktion vorbehalten (Ahd. gl. 1, 244, 10; *gotes giruni, giruni himilorihhes;* and. *himilisc giruni;* ags. *heofonlic zerýne, heofena ríces zerýnu*). Wenn folglich die westgermanische bibelsprache in dieser hinsicht von der ostgermanischen unabhängig, so erhellen sich gegenseitig die gemeinsamen nationalisierungsversuche, die den sinn eines von geheimnisvollem raten und raunen umsponnenen altheidnischen wortes christlich verwerteten, vom geheimnis eines einzelnen dings über das grosse ganze des göttlichen heilsplanes und vom massiven vertrauen auf die zauberkraft irdischer objekte[1] über eine unsinnliche welt der himmelswunder, theologischer begriffe und religiöser werte erweiterten.

Das gegenstück zu dieser umstilisierung eines altgermanischen kultausdruckes zu einem sinnbegriff des christenglaubens haben wir an got. *spill* (aussprache oder verkündigung eines geheimnisses; in wort, rede und lied gebundenes geheimnis = μῦθος). Schon ihre vorgeschichte musste *runa* und *spell* zusammenführen (*í valrúnom vígspjǫll* Helg. Hundingsb. II, 11)[2]. In der Gotenbibel konnten daher *spill* und *spillon* neben dem uns von märe und märchen her dichterisch anmutenden *merjan* bei der verkündigung der runen gottes, seines geheimnisvollen heilsplans (durch die heilsbotschaft des εὐαγγέλιον) vortreffliche dienste leisten, die Wulfila gründlich ausgenutzt hat. *spill* 'zaubermärchen, mythus' (t 4, 4 T 1, 4. 4, 7 Tit 1, 14) hatte das auf ein glückverheissendes omen hindeutende kompositum **þiuþspill* neben sich und dieses vollwort vermittelte für *þiuþspillon* die vertretung von εὐαγγελίζεσθαι[3]. Auch in diesem fall sind die West-

1) Altgerman. *rûna* war das 'geheimnis' eines konkreten, individuellen (dem menschen nützlichen) gegenstandes, dessen machtwirkung (wunder) in jener geheimen eigenschaft erfasst werden konnte; jedes vom menschen erlebte 'ding' hatte seine 'rune' — so auch die sprache und späterhin die schrift — ein geheimes wesensmerkmal, mit dem, wenn es 'erraten' worden war dank seiner kraftwirkung gezaubert werden konnte (anord. *megenrúnar* usw.); vgl. Petsch, Das deutsche volksrätsel (Strassb. 1917) s. 1 ff.

2) E. Schröder, Zeitschr. f. d. alt. 37, 241 ff.; *spjalli = rúni* s. 254. 263 f. 267; *ristom rún á horne, rjóþom spjǫll í dreyra* Egilssaga c. 44 ('runen' zauberkräftige 'ausdrücke', die das geheimnis des objekts in wirkung setzen); vgl. die got. *haljarunae.*

3) Groeper s. 31 ff.; vgl. ferner den gebrauch des simplex: *þize spillondane gawairþi, þize spillondane þiuþ* R 10, 15: *spillon* διηγήσασθαι Mc 5, 16. 9, 9 Neh

germanen, von dem gleichen stilwillen beherrscht, dieselben wege gewandelt und haben sich für dieselbe wortwahl entschieden (ags. *ȝódspell* [= got. **þiuþspill*] > *ȝodspell* euangelium, *ȝodspellian* euangelizare; and. *godspell;* ahd. *gotspel* und *gotspellon*)[1]. Dabei ist zu berücksichtigen, dass schon dem altgermanischen stammwort *spell* auf grund des zeugnisses von westgerman. *bîspell* nicht bloss etwas mythisches, sondern zugleich auch etwas lehrhaftes innewohnte[2], das durch die zusammensetzung mit got. *þiuþ,* ags. *ȝód* verstärkt wurde und den bibelübersetzern zugute kam. Diese feststellung, dass der Gote bei solch archaischer wortwahl mit dem Angelsachsen übereinstimmt, setzt seinen auf volkstümlichkeit abzielenden stilisierungstrieb ins licht.

Die verkündigung der in der heilsbotschaft offenbarten himmelsgeheimnisse wandte sich an die zuhörer, um sie in das königreich gottes einzuladen und zu berufen (*laþon* M 9, 13 R 9, 24; *haitan* L 14, 10 ff. 16 ff. u. a.). Nahmen sie die verkündigung und die berufung verständnisvoll erleuchtet an, so wurde von ihnen 'busse', d. h. eine sinnesänderung, ein wechsel ihrer gesinnung (μετάνοια)[3] gefordert, den Wulfila durch *idreiga* ausdrückte: *ni qam laþon garaihtans ak frawaurhtans in idreiga* L 5, 32 vgl. Mc 6, 11–12 k 7, 8–10:

unte jabai gaurida izwis in þaim bokom ni idreigo mik
 jah jabai idreigoda ('tat es mir einmal leid')
 gasaiƕa auk þatei so aipistule. jaina jabai du leitilai ƕeilai gaurida izwis –
 nu fagino
ni unte gauridai wesuþ
 ak unte gauridai wesuþ du idreiga ('zur reue')
saurgaideduþ auk bi guþ

6, 19 = *usspillon* L 8, 39. 9, 10 (*unusspilloþs* ἀνεκδιήγητος k 9. 15); *gaspillon* διαγγέλλειν 9, 60 (*þiudangardja gudis*) : *spillon* εὐαγγελίζεσθαι L 2, 10 = *wailaspillon* 8, 1; *þiuþspillon* 3, 18.

1) Vgl. *godspell that guoda* Heliand 25; *spel godes* 572. 1376. 1381. 2650; *sôdspell* 3838 (*wilspel* 519. 527 u. ö.: *sorgspell* 3174); auch anord. *guþspjall* stammt von ags. *ȝodspell* ab (Kahle a. a. o. s. 65 f.).

2) Ahd. *foraspel, forasagono spel* (prophetia); *spel* parabola (Ahd. gl. 1, 224, 27. 528, 20), fabula (2, 434, 14), mythus: uera demonent omne fictum et disciplinas annotabunt sobrias nec uitabunt fabulas [*spel*] Notker ed. Piper 1, 846 f.: vgl. *mid spellum listas læran* Gen. 516 f.; dazu Heliand 1731 f. 1992. 2416.

3) *inmaidjaiþ ananiujiþai fraþjis izwaris* R 12, 2: *idreigonds* μεταμεληθεὶς M 27, 3; *inu idreiga* (ἀμεταμέλητα 'unwiderruflich') *sind auk gibos jah laþons gudis* R 11, 29; zur frage nach der wortbedeutung von μετάνοια und *paenitentia* vgl. Norden, Agnostos Theos s. 134 ff.

ei in waihtai ni gasleiþjaindau us unsis
unte so bi guþ saurga
idreiga du ganistai gatulgida ustiuhada
iþ þis fairƕaus saurga dauþu gasmiþoþ.

Es kam darauf an, umzukehren (*id-*: ags. nd. *ed* 'zurück') und wieder von vorn anzufangen, sünden zu bereuen und zum glauben sich zu bekehren (*idreigoþ jah galaubeiþ in aiwaggeljon* Mc 1, 15 vgl. L 15, 7. 10), sich zu bessern. Die Westgermanen haben *bota* (besserung)[1] oder *hriuwa* (reue), der Gote hat anscheinend einen der volkstümlichen anthropologie entlehnten ausdruck (anord. *iþrar, iþrask;* nicht zu verwechseln mit *iþrar* < *innrar*) damit betraut, diese neuartige forderung der christlichen religion (busse zu tun) den volksgenossen zu verdeutlichen oder zu versinnlichen[2]. Wo eine neue gesinnung bewirkt worden ist, sondern sich die berufenen und bussfertigen von den ungläubigen ab (K 7, 12 ff.); der gesinnungswechsel trägt den frommen, die zu gott sich halten (*gaguds : afguds*) eine 'weihung' (läuterung und erlösung) durch sein pneuma oder seinen logos ein. Dieses höchste erlebnis des religiösen menschen wurde durch griech. ἅγιος, einen ausdruck kultischer reinheit dargestellt. Ihm liess der meister der gotischen bibel sein altgeheiligtes adj. *weihs* entsprechen und nach griech. vorbild den gegensatz des 'reinen' und 'unreinen' hervortreten:

þata auk ist wilja gudis
weihiþa izwara
ei gahabaiþ izwis af kalkinassau
ei witi ƕarjizuh izwara
gastaldan sein kas in weihiþai jah sweriþai
ni in gair . . . lustaus . . .
unte ni laþoda uns guþ du unhrainiþai
ak in weihiþa Th 4, 3–5. 7[3] vgl. t 2, 21.

Dass sich darüber hinaus got. *weihs* hellenistisch verfärbte, ist nicht zu bezweifeln; ist es doch prädikat des christlichen gottes und seiner himmlischen heerscharen und auf abstrakte begriffe abgezogen

1) Got. *gabotjan* Mc 9, 12 bezieht sich auf das äussere (in ordnung bringen) wie *gabatnan* 7, 11 (zu gut haben) und nicht auf das innere.

2) *qaino managans þize faura frawaurkjandane jah ni idreigondane ana unhrainiþai þoei gatawidedun* k 12, 21; *jabai frawaurkjai . . . idreigo mik* L 17, 3–4; vgl. M 11, 20–21.

3) *hrainjam unsis af allamma bisauleino leikis jah ahmins ustiuhandans weihiþa in agisa gudis* k 7, 1 vgl. E 5, 3 : 26–27 (*gaweihaidedi gahrainjands . . . weiha jah unwamma*). 1, 4.

worden[1]. Dadurch wird aber die annahme nicht widerlegt, es habe die neue religion bei der älteren gottesverehrung anleihen aufgenommen und die christliche kultsprache sei gotisch stilisiert worden. Wo wir uns im kreise der ihrem gott verbündeten und geweihten kultgenossen (anord. *véur*) und an den heiligen kultstätten bewegen und den kultvorschriften und kultmassnahmen begegnen, findet sich altgermanischer sprachgebrauch ein: *du alh weihai* E 2, 21[2]; *usgiban saud . . . weihana* R 12, 1 (opfertier) dazu 11, 16[3]; *witoþ weihata jah anabusus weiha* 7, 12; *sa weiha gudis* L 4, 34 Mc 1, 24. 6, 20[4]; *gabaurgjans þaim weiham jah ingardjans gudis* E 2, 19; *gawalidai gudis, weihans jah walisans* C 3, 12[5]. *weihs* gehörte offenbar ursprünglich zu der terminologie des opferwesens, verhielt sich zu *usweihs* (entweiht, profan: T 4, 7 t 2, 16) wie *gaguds* zu *afguds* oder wie *airkns* zu *unairkns* (was der weihe und des opfers würdig, echt oder unecht war; *airkniþa kiusands* k 8, 8 : *unairknai* [ἀνόσιοι] *jah usweihai* T 1, 9)[6] und kreuzte sich mit *swikns*, das den altgermanischen sinnbegriff der 'unschuld' (ags. *swicn*, anord. *sykn*) oder kultischen reinheit vertrat (*bloþ swikn* αἷμα ἀθῷον M 27, 4; *mauja swikna usgiban Xristau* ἁγνός . . . *swiknei* ἁγνότης k 11, 2–3 : *hlutrs* 7, 11)[7]. Wohl hat das opferwesen im Neuen testament eine vergeistigung erfahren, die der germanischen vorzeit nicht bewusst war (Phl 2, 17), aber trotzdem ist bei den Angelsachsen *húsl* für die eucharistie[8] und bei den Goten *hunsl* für den opfertod Christi erhalten geblieben (*Xristus . . . atgaf sik silban faur uns hunsl jah sauþ guda* προσφορὰν καὶ θυσίαν E 5, 2). Im gotischen steht *hunsl* sogar noch in ausserchristlichen beziehungen; es hat der übersetzer dies heidnische wort der alttestamentlichen oder

1) *weih namo is* L 1, 49 : *ahma weihs . . . weihs haitada sunus gudis* 35; *þize weihane aggele* 9, 26 u. ö.; *atta weiha* J 17, 11: *weihai ins in sunjai* . . . 17–19; *weihiþa* (ὁσιότης) *sunjos* E 4, 24 *in* (*ga*)*frijonai weihai* K 16, 20 Th 5, 26 : 27 (*þaim weiham broþrum*).

2) *wîh-alah* Heliand 103–4. 464–65 u. a.; anord. *vé*, ags. *wíh* (*weobed*) templum; got. runeninschr. *gutanio wi hailag* (Braune, Beitr. 43, 398 ff.).

3) *ƕazuh gumakundaize uslukands qiþu weihs fraujins haitada* L 2. 23 vgl. and. *thene meti wîhida* Hel. 2854.

4) Vgl. L 1, 70 R 12, 13 T 5, 10 E 3, 5.

5) Ferner etwa M 27, 52–53 L 1, 72 K 16, 1. 15 k 1, 1. 9, 12 E 3. 18.

6) *airkns* T 3, 3 B : *waliso* Phl 4, 3 T 1, 2 Tit 1, 4 (o. s. 34).

7) Phl 1, 17 : 4, 8 (*weih*) T 5, 22. 4, 12. 5, 2 G 5, 23 k 6, 6; J 3, 25 καθαρισμός [: *hraineins* L 2, 22; *gahraineins* 5, 14 Mc 1, 44]; ὅσιος T 2, 8 : *weihs* Tit 1, 8 Th 2, 10 vgl. L 1, 75 E 4, 24.

8) > anord. *húsl*, *húsla* Kahle s. 62 f.

heidnischen opferpraktik gewidmet[1] und auf tieropfer oder die an das schlachten der tiere sich anschliessenden opfermahle und opferfeste angewendet. Berücksichtigt man nun ags. *húsl* (abendmahl; *húslȝenȝa*), so drängt sich die schlussfolgerung auf, *hunsl* sei einstens das heilige mahl, die für die opfermahlzeit ausersehene opferspende gewesen[2]. Das opfertier heisst *tibr* (ags. *tiber*) und *sauþs*, die opferzeremonie (*ala*)*brunsts*[3] und *saljan*. Die für den opfertod Christi gewählte formel *hunsl* (opfermahl) *jah sauþs* (opfergabe) E 5, 2 Skeir. 1, 5 wäre danach so zu erklären, dass das opfer einerseits die kreuzigung (*sauþs* R 12, 1) und andererseits deren gedenkfeier (mahlzeit, *nahtamats*) einschloss. Hat sich der Gote mit solcher wortwahl an den heimischen gottesdienst angeschlossen, so hat er sich von ihm losgelöst, wenn er got. *hunsl* nicht bloss für griech. προσφορά, sondern auch für das weit allgemeinere θυσία gebrauchte (M 9, 13) und mit *sauþs* vertauschte (L 2, 22–24; anord. *sauþr* schaf). Die mit der spiritualisierung des opferbegriffs zusammenhängende verallgemeinerung wird mehrfach bekräftigt[4] und hat dazu geführt, dass *hunsl* sogar für λατρεία eintrat[5], dem doch sonst got. *blotinassus* entsprach:

bidja nu izwis broþrjus þairh bleiþein gudis
usgiban leika izwara saud qiwana weihana
waila galeikaida guda andaþahtana blotinassu izwarana R 12, 1.

Es ist der opferdienst damit gemeint (*skalkinassus* R 9, 4; *blotan fraujan* λατρεύειν L 2, 37: *skalkinon* 1, 74 vgl. K 5, 10–11 E 5, 5 G 5, 20 C 3, 5); *blotan* und *blotinassus* sind die unserem 'kultus' adäquaten ausdrücke Mc 7, 7 vgl. th 2, 4 C 2, 18 (dämonenkult). Auch sie wurden ihrer rituellen funktionen enthoben[6], nahmen

1) *unairknai* (ἀνόσιοι) *unhunslagai* (ἄσπονδοι) t 3, 3; *ƕarjatoh hunsle* (θυσία) *salta saltada* Mc 9, 49 vgl. K 10, 18–25 (*biuds*: ags. *wéobed*). 27–28 (*saljan*: *ufsneiþan* 5, 7 u. a.); *dulþjan* 5, 8; *dulþs* 'opferfest' J 6, 4 L 2, 41–42 M 27, 15; festfeier C 2, 16; σκηνοπηγία J 7, 2; vgl. auch Groeper s. 28 ff.

2) *hunslastaþs* ist nicht der altar (ags. *weobed*, *ȝlédstyde* Gen. 1805–10), sondern die opferstätte als festplatz (vgl. *galiugestaþs* K 8, 10; *Gaulgauþa staþs* τόπος Mc 15, 22 usw.).

3) *allaim þaim alabrunstim jah saudim* Mc 12, 33 (ὁλοκαυτωμάτων καὶ θυσιῶν): *allen bluostarun inti zebarun* Tatian 128, 4.

4) *hunsljada* σπένδομαι t 4, 6; *unhunslagai* ἄσπονδοι 3, 3 (unversöhnlich und pietätlos ermangeln sie der scheu vor dem heiligen, bewahren nicht die das opfer heiligende stimmung und gesinnung, sind nicht opferwillig).

5) *saƕazuh izei usqimiþ izwis, þuggkeiþ hunsla saljan guda* λατρείαν προσφέρειν J 16, 2; vgl. z. b. die schilderung des Isaak- bezw. widderopfers (holocaustum) Gen. 2850 ff.

6) In den ahd. denkmälern ist *bluostar* 'opfer' (sacrificium) = got. *hunsl*

an der vergeistigung des kultwesens teil, wurden auf die guten werke und auf das gebet bezogen (T 2, 8–10)[1], mit andacht verbunden (R 12, 1) und im stil des christlichen 'gottesdienstes' spiritualisiert. kraft ihres stimmungsgehaltes ganz neu gewertet. Wenn aber gerade *guþblostreis* in der got. bibel zur übersetzung von θεοσεβής ausersehen wurde ('gottes willen tun' J 9, 31), so ist damit kurz und bündig die nationalisierung der kultsprache gelungen (*gaguds* εὐσεβής, *gagudei* εὐσέβεια 'erfüllung der kultischen pflichten', *afgudei* ἀσέβεια).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

AUS HEINRICH CHRISTIAN BOIES NACHLASS.[2]

Textgeschichtliche mitteilungen zu
Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg, Voss und anderen.
(Fortsetzung.)

Boies drittes sammelbuch.

Erste Hälfte.

Um feste daten für das dritte sammelbuch zu gewinnen, betrachte ich zunächst die fortlaufend numerierten eintragungen, die bis nr. 150 gezählt sind, und hebe von den gelegenheitsgedichten — die wohl alle zuerst in einzeldrucken erschienen — einige heraus, die einen terminus, a quo, für Boies niederschrift ergeben. — Im dritten sammelbuche ist eingetragen unter nummer:

7 Auf die Reise Josephs des Zweyten. Gesungen
im May 1769. von M. Denis.
Herauf, o Sonne! lange ſchon harret dir . . .

Vgl. M. Denis, Die lieder Sineds des barden, Wien 1772, s. 148.

Boie übernahm das stück nicht aus der Hamburgischen neuen zeitung 1769, 99. stück vom 26. juni.

10 Das Fest des Daphnis und der Daphne,
Ein Wett-Gesang.
Am Tage der Vermaehlung des Prinzen Friederich Wilhelms von Preuſſen
und der Prinzeſſin Friederike Louise von Heſſen-Darmſtadt. gesungen
von E. D. v. N. g. v. W.

M 9, 13: Tatian 56, 4; Mc 9, 49: Tatian 95, 5 (vgl. 102, 1); 128, 4 o. s. 56 anm. 3. Die altsächs. bibeldichtung hat das wort gemieden; ags. *blót* stimmt zu anord. *blót*, *blóta* und diese sippe lässt noch deutlicher als ahd. *blôzzan* oder ags. *blótan* (Gen. 2856) den zusammenhang mit der gottesverehrung erkennen; vgl. Braune. Beitr. 43, 416 ff.

1) *barusnjan* εὐσεβεῖν T 5, 4 (Idg. forsch. 20, 325); *unsibjis* ἀσεβής 1, 9: M 7, 23 Mc 15, 28.

2) Vgl. Zeitschr. 48, 389. Lies s. 396 zeile 1: erhub sich s. 426 zeile 27 v. u.: lieſsen,

Der Schaefer.

Ich will den edlen Daphnis singen, der zur Braut . . .

Vgl. K. W. Ramlers Lyrische gedichte, Berlin 1772, s. 271.

Friederike, zweite tochter des landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt und der landgräfin Karoline, wurde mit dem prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen, dem späteren könig Friedrich Wilhelm II., am 5. juli 1769 in Darmstadt durch prokuration vermählt; vollzogen wurde die ehe in Charlottenburg am 14. juli 1769.

32 Auf Gellerts Tod. Gesungen im Winter, 1769.

von Mich. Denis aus der G. J.

Gesang.

Schauderndes Lüftchen! woher? . . .

Vgl. M. Denis, Die lieder Sineds des barden, Wien 1772, s. 253.

Gellert starb am 13. dezember 1769; also kann dieser eintrag und die folgenden erst nach dem todestage Gellerts angesetzt werden.

37 Minerva bey der Wiege des neugebohrnen

preufifchen Prinzen Friedrich, Heinrich, Aemilius, Carls.

21 Oct. 1769.

O Brennussohn! Was künftig dein Schicksahl ist; . . .

Nach Redlich, Versuch eines chiffernlexikons (programm), Hamburg 1875, s. 41, von Ramler.

40 An Gleims Geburtstage.

2 Apr. 1770.

Wenn ein Mädchen, unter seinen Schweftern, . . .

Vgl. Johann Georg Jacobis Sämtliche werke II, Halberstadt 1770, s. 230.

Dies gedicht besass Boie bereits am 18. april 1770 durch Jacobi selbst. Boie lobte es Gleim gegenüber (Zeitschr. 27, 378, ferner s. 379).

41 Kriegeslied der rusfifchen Armee.

bey Eröfnung des Feldzuges. 1770.

Frifch auf, ihr Brüder, frifch auf ins Feld . . .

Vgl. Johann Gottlieb Willamov, Sämtliche poetische schriften II, Wien 1794, s. 65; Hamburgische neue zeitung 1770, 55. stück: 6. april.

42 *ohne überschrift:*

Von deinen Siegen, Caesar Germaniens, . . .

Vgl. K. W. Ramlers Lyrische gedichte, Berlin 1772, s. 156.[1]

1) Am 28. januar 1770 meldete Boie, von Berlin aus, seinen angehörigen in Flensburg in einem tagebuchartigen briefe, dass er wieder eine neue, ganz vortreffliche Ode von Ramler bekommen: ‘An den Kayfer Jofeph über die Zufammenkunft des Kayfers und Königs’, und Boie teilte seinen angehörigen dies gedicht mit, das er sofort mit Denis’ Ode, die aus dem gleichen anlass geschrieben war — sie steht unter nr. 7 im dritten sammelbuche — verglich. Fast jeden tag, wie er sagte, lernte Boie während seines Berliner aufenthaltes im winter 1769/70 ein neues stück von Ramler kennen (Euphorion 8. s. 672). So findet sich eine ganze reihe, auch älterer, Ramlerscher gedichte im dritten sammelbuche und ebenfalls eine anzahl von gedichten der Karschin. Denn auch sie besuchte Boie fast täglich. Von Ramler war Boie entzückt, und die Karschin galt ihm, damals wenigstens, als eine grosse dichterin.

Das dritte sammelbuch ist in seinem anfange eine ergänzung zu Boies Berliner reiseberichten. Aber in dies sammelbuch ist doch nicht alles, wie in ein tagebuch. durchaus in chronologischer folge, d. h. so wie Boie die einzelnen gedichte bekannt wurden, eingetragen. Man muss vielmehr daran denken, dass Boie die

43 Gleim an Wieland.

Zum Himmel, Kronegk nach, hat Gellert fich gefchwungen, . . .

Fehlt in Gleims Sämtlichen werken, hsg. von W. Körte, Halberstadt 1811 ff.

Boies sammelbücher bringen eine grössere anzahl von gedichten, bei denen Gleim als verfasser genannt ist, die **nicht** in der Körtischen ausgabe — jedesfalls nicht in der durch Boie überlieferten form — stehen. Boies nahe, persönliche beziehungen zu Gleim sind bekannt, so dass seine überlieferungen immerhin beachtung verdienen. In Gleims auftrage bemühte sich Boie auch mit der sammlung um gelder für Gellerts monument; vgl. z. b. Boies brief vom 11. märz 1770 an Nicolai, Ramlers brief vom 28. märz 1770 an einen ungenannten Leipziger freund (hs. der kgl. bibliothek Berlin).

44 An Klopftock.

Du fchweigft, und alle Stümper singen? . . .

Vgl. Almanach der deutschen musen (Leipzig) 1771 s. 59; Verf.? im register: 'eines Gleims würdig'.

45 Auf Gellerts Tod von Mastallier.

Die Muse und der Dichter.

Der Dichter.

Was soll der Trauerflor an deinem Saytenspiel, . . .

Vgl. Carl Mastaliers Gedichte nebst oden aus dem Horaz, Wien 1774, s. 113.

46 Ode auf den Tod der einzigen Prinzesfinn

Tochter des Kaysers von Karl Mastalier.

Schwer, wie ein kummervolles Jahrhundert auf . . .

Vgl. Carl Mastaliers Gedichte nebst oden aus dem Horaz, Wien 1774, s. 102; dort mit der datierung: Im jahre 1770.

59 Ode an Philibert.

Berlin, am 24ten Jenner 1771.

von Ramler.

Des Patrioten Muse, mein Philibert, . . .

Vgl. K. W. Ramlers Lyrische gedichte, Berlin 1772, s. 163; Hamburgische neue zeitung 1771, 17. stück 29. januar.

Diese gelegenheitsgedichte nennen bestimmte daten, wann frühestens die eintragung in das sammelbuch erfolgt sein kann.

Bei einer weiteren reihe von eintragungen ist als quelle, aus der Boie schöpfte, ein datierter druck angegeben. Auch diese jahreszahlen bieten einen terminus, a

einzelnen, gesammelten gedichte gelegentlich — und dann allerdings mit fortlaufender zählung —, aber nicht immer in der reihenfolge, wie er diese stücke erhalten, in sein buch eintrug. Denn nr. 42 war z. B. früher als das unter nr. 40 eingetragene geburtstagsgedicht in Boies hand, und nr. 41 ist vermutlich überhaupt erst später, als Boie nr. 42 schon bekannt war, entstanden.

Nr. 42 gab Boie, von seiner Berliner reise nach Göttingen zurückgekehrt, am 20. april 1770 an Raspe weiter (Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 25).

Als Boie während seines Berliner aufenthaltes verschiedene gedichte von der Karschin erhielt, meldete er seinen angehörigen, dass sie 'künftig viel von ihr in den Unterh[altungen] lefen' würden. — Von den 'Unterhaltungen' erschien der 1. bis 10. bd. mit den jahresangaben 1766 bis 1770 in Hamburg bei Michael Christian Bock. Bei den wechselnden redaktionsverhältnissen dieses journals ist es eine noch unbeantwortete frage, in welchem masse Boie an einzelnen bänden als stiller mitredakteur beteiligt war.

quo, für Boies niederschrift. Z. b. ist nr. 65 'Earl Walther, a Ballad', eine abschwächende bearbeitung nach Percys Reliques aus den 'Poems by a Lady. Lond. 1771' übernommen.[1] Nr. 103 bis 105 sind abschriften aus dem 'Alm. des Mufes. 1771'. Und nr. 142 'William and Margaret an ancient Ballad' stammt in dieser fassung aus dem 'Lond. Magazine. Jun. 1773 p. 276'.[2]

Bei einzelnen gedichten des dritten sammelbuches lässt sich ferner nachweisen, wann Boie sie noch nicht besessen oder wann er sie erhalten. Z. b. nr. 47 'Pergolefi's Stabat mater von Klopftock' (Muncker und Pawel I, s. 212) war anfang oder mitte september 1770 noch nicht in Boies besitz. Damals bemühte sich Boie bei Gottfried Benedikt Funk vergebens um Klopstocks text, der in den Göttinger musenalmanach auf 1771 kommen sollte; aber Funk konnte Boien den text jedesfalls nicht so schnell, als es für den abdruck im almanach nötig war, beschaffen.[3]

Die beiden nr. 67 und 68, nämlich nr. 67 'An Gallinette' (vgl. Ramlers Lyrische gedichte 1772, s. 103) und nr. 68 'An den Vulkan, Bey Erbauung eines Kamins im Gartenhause' (vgl. Ramler, a. a. O. s. 21) erhielt Boie nicht vor dem 15. juni 1771; an diesem tage sandte K. L. v. Knebel aus Potsdam die beiden gedichte oder kündigte ihre sendung an. Er schrieb:

'... wie es fcheint, fo kennen Sie die beyden Oden an Gallinette und an den Vulckan noch nicht? Sie follen fie haben! Aber, Freund, ich verlafse mich auf Ihre Treue! Ich seze fie immer unter die beften, die er gemacht hat....'

Diese daten geben für die herausgehobenen nummern des dritten sammelbuches den zeitpunkt an, wann frühestens die eintragung erfolgt sein kann.

Zur feststellung eines terminus, ad quem, dient mir zunächst der eintrag nr.

36 Ode an den Frieden. 1762.

Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?...

(K. W. Ramlers Lyrische gedichte, Berlin 1772, s. 61.)

Boie tadelte am 30. dezember 1771 Gleim gegenüber, dass das konkurrenzunternehmen zum Göttinger musenalmanach, Christian Heinrich Schmids Almanach der deutschen musen a. d. J. 1772 (Leipzig), diese ode auf s. 24 gebracht hätte, und Boie schrieb: auch er hätte die ode drucken lassen können, wenn er 'fo was ohne Erlaubnifs thäte'.[4] Danach war diese Ramlersche ode bereits bei drucklegung des Göttinger almanachs in Boies besitz und wahrscheinlich auch in sein drittes sammelbuch eingetragen.

Ein noch bestimmteres datum für die eintragungen ergibt der vergleich einiger nummern mit dem druck in den Göttinger musenalmanachen auf 1770, 1771 und 1772. Man vergleiche z. b. aus Boies drittem sammelbuche nr. 7 (von Denis) mit dem Göttinger musenalmanach auf 1770 s. 1, nr. 10 (von Ramler) 1771 s. 52, nr. 12 (von der Karschin) 1770 s. 77, nr. 13 (von der Karschin) 1770 s. 45, nr. 16 (von der Karschin) 1770 s. 111, nr. 33 (von Ramler[5]) 1771 s. 136, nr. 34 (von Ramler) 1772 s. 1, nr. 37 (von Ramler) 1771 s. 38, nr. 38 (von Ramler) 1771 s. 1, nr. 39 (von Ramler[6]) 1771 s. 26, nr. 59 (von Ramler) 1772 s. 81.

1) Vgl. Bürgers gedichte, hsg. v. Consentius, 2. Aufl. [1915], II, s. 324.
2) Vgl. Bürgers gedichte a. a. o. II, s. 295.
3) Vgl. G. B. Funks brief vom 29. september 1770; hdschr. in Boies nachlass.
4) Zeitschr. 27, s. 524.
5) Almanach der deutschen musen (Leipzig) 1771 s. 48.
6) Im Göttinger musenalmanach unterzeichnet: V.; das ist, nach Redlich, Versuch eines chiffernlexikons (programm), Hamburg 1875, s. 18: Ramler.

Was über einen solchen vergleich beim zweiten sammelbuche gesagt wurde, ist hier durchaus zu wiederholen. Das heisst: die musenalmanache waren nicht Boies quelle; Boies niederschrift ist vielmehr älter als der druck in den Göttinger almanachen.

Mit dem druck des almanaches auf 1771 wurde im september 1770 begonnen; in der ersten hälfte des dezember war der druck des textes beendet; es fehlte nur noch die einrückung der kupferzierate.[1]

Der almanach auf 1772 wurde — um ein zeitigeres erscheinen zu sichern — wohl schon im juli 1771 angefangen zu drucken.[2] Am 19. dezember 1771 war dieser almanach gedruckt und versandfertig.[3]

Halte ich die gewonnenen daten, wann frühestens und wann spätestens die eintragungen erfolgt sein können, gegeneinander, so ergibt sich:

Nr. 7 ist zwischen dem mai 1769 und dem ende dieses jahres in das dritte sammelbuch aufgenommen worden. Das heisst: Boies drittes sammelbuch schliesst sich zeitlich eng an das zweite sammelbuch an, als dessen fortsetzung es anzusehen ist. Wie der inhalt lehrt, bringt es — besonders zum schluss hin — im vergleich zu Boies früheren sammlungen erheblich mehr ungedruckte gedichte. Boies neigungen hatten ihn mit den jahren in persönliche verbindung mit einer ganzen reihe von dichtern gebracht; sie finden besonders im dritten sammelbuche ihren niederschlag.

Nr 39 und alle vorausgehenden stücke waren vor ende des jahres 1770 in das dritte sammelbuch aufgenommen und

nr. 59 sowie die früheren nummern vor ende des jahres 1771.

Die stücke von nr. 142 ab können jedoch erst nach dem juni 1773 in das dritte sammelbuch eingegangen sein. Also war Boies eifer, dies buch zu füllen, erheblich geringer als bei den beiden früheren büchern; denn jetzt fallen sehr viel weniger eintragungen auf eine verhältnismässig viel weitere spanne zeit. Wo Boie damals die Göttinger musenalmanache zu versorgen hatte, trat das zu eigenem gebrauche angelegte sammelbuch mehr zurück.

Die gewonnenen daten lehren, dass Boies niederschriften bis nr. 39 des dritten sammelbuches — und es soll im folgenden abschnitt, bei den notizen zur Darmstädter ausgabe, gezeigt werden, dass es erlaubt ist, über diese nummer noch hinauszugehen — jedenfalls vor dem erscheinen der drei bekannten sammlungen Klopstockscher gedichte vom jahre 1771 angesetzt werden müssen.

Es erschien nämlich Schubarts ausgabe von 'Klopstocks kleinen poetischen und prosaischen werken' (Frankfurt und Leipzig 1771[4]) fast gleichzeitig mit der im

1) Vgl. Boies briefe vom 3. september und 18. dezember 1770 an Friedrich Nicolai in Nicolais briefsammlung auf der kgl. bibliothek zu Berlin.

2) Vgl. Boies brief vom 23. juni 1771 an Friedrich Nicolai, a. a. o. Ferner: Boie, 18. juni 1771, an Raspe; Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 37.

3) Vgl. Briefe von Joh. H. Voss, hsg. von Abrah. Voss, I, 1829, s. 68. Eine besprechung des almanachs bereits in der Hamburgischen neuen zeitung 1771, 205. stück vom 24. dezember.

4) Mit der angabe: Frankfurt und Leipzig bedient sich der verleger einer falschen — oft missbrauchten — flagge; vgl. z. b. A. G. Kästner, Briefe aus sechs jahrzehnten, Berlin 1912, s. 57. Der Wandsbecker bothe 1771, nr. 59 vom 12. april, sagte bestimmter: 'Metzler in Stutgard ſchickt's herum'; auch der Almanach der deutschen musen (Leipzig) 1772, s. 73, brachte die nähere angabe: 'bey Metzler in Stuttgart'.
Boies äusserung vom 18. märz 1771 zu Gleim: 'Klopſtocks kleine Schriften' sollen erschienen sein, ist nicht — wie Pawel. Zeitschr. 27, s. 517. es tut — auf die

auftrage der landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt gedruckten sammlung: ‘Klopftocks Oden und Elegien’ (Darmstadt 1771), und zwar im märz 1771.[1]

Zu seiner eigenen sammlung, die unter dem titel ‘Oden’ (Hamburg 1771) herauskam, hatte Klopstock bereits im jahre 1767 anstalten gemacht.[2] Diese ausgabe wurde 1770 und in der ersten hälfte 1771 mit verlangen erwartet.[3] Aber erst am 8. november 1771 konnte Boie nach Halberstadt melden, dass er seit wenigen tagen die Hamburger ausgabe erhalten hätte.[4]

Schon ehe diese drei ausgaben vom jahre 1771 erschienen, besass Boie in seinen sammelbüchern, wie bei der datierung der eintragungen gezeigt ist, einen reichen und — wie ich hinzusetze — von anderer seite beneideten und begehrten schatz Klopstockscher lyrik.

Beneidet und begehrt! So wurde Boies schatz für die Darmstädter sammlung gefordert.

Darmstädter ausgabe, sondern auf die Schubartsche, deren titel in Boies worten wieder zu erkennen ist, zu beziehen.

Gegen Schubarts ausgabe richtet sich Klopstocks erklärung in der Hamburgischen neuen zeitung in nr. 57 vom 9. april 1771. Muncker, Klopstock 1888, s. 435, sagt: auch die erklärung des Wandsbecker bothen in nr. 59 vom 12. april 1771 stamme von Klopstock oder von Klopstocks verleger. — Dazu bleibt zu bemerken: Klopstocks autorschaft ist nicht bewiesen und bleibt höchst unwahrscheinlich. Denn beide anzeigen sind durchaus nicht identisch. Hatte Klopstock aber an einer stelle gesagt, was er zu sagen wünschte, so fehlt ein rechter grund zu der annahme, dass er gleichzeitig in einem zweiten blatte in a n d e r e r form eine anzeige der Schubartschen ausgabe selbst verfasste. Die anzeige im Wandsbecker bothen entspricht schwerlich der Klopstockschen art, sich zu äussern.

Am 25. april 1771 hatte Gleim Schubarts ausgabe in der hand (Mitteilungen a. d. literaturarchive in Berlin III, 1901—05, s. 264). und am 10. mai 1771 äusserte sich Knebel über diese sammlung (a. a. o. s. 290).

1) Der erscheinungstermin der Darmstädter ausgabe ist ein paar posttage vor dem 28. märz 1771 anzusetzen. Am 28. märz 1771 hatte Herder bereits an den geheimrat von Hesse in Darmstadt über den fehlerhaften druck dieser ausgabe geschrieben. (Herder und Karoline Flachsland I, Erlangen 1847, s. 245, auch s 229, 235, 239 f.) In Herders brief vom 28. märz 1771 an Karoline heisst es: ‘Der Autorzank mit Ihnen in H. Geh. Raths Brief war eigentlich Zank mit ihm, dafs er nicht aus beſſerm Mſpt. abdrucken laſſen, und das Uebrige mufste Einfaſſung ſeyn. Ich hoffe, dafs Sie’s ſo werden aufgenommen haben’. Damit bezieht sich Herder auf seinen schon geschriebenen brief an den geheimrat von Hesse, den Herder auch in dem oft zitierten briefe an Merck (Briefe an Joh. Heinr. Merck, hsg. von Karl Wagner, Darmstadt 1835, s. 21) erwähnt. Herders brief an Merck ist wohl besser in den märz, als in den april 1771 zu verlegen.

2) Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, 1867, s. 162, 165, ferner s. 191 und s. 196, 220 f.

3) Euphorion 8, s. 672; Zeitschr. 27, s. 383, 516, 519.

4) Zeitschr. 27, s. 522. — Ende oktober 1771 hatte auch Herder die Hamburger ausgabe in der hand; vgl Herders undatierten brief an Boie, den dieser am 23. november 1771 empfing. Weinhold, Boie s. 169, druckte Herders brief teilweise ab, bezog ihn fälschlich auf die Darmstädter ausgabe und nahm Boies dazugeschriebenes empfangsdatum für den tag, an dem Herder den brief geschrieben hätte! — Am 22. november 1771 berichtete Knebel ausführlich über seinen eindruck von der Hamburger ausgabe; Knebels brief liegt in Boies nachlass. — Im Wandsbecker bothen, den Bode, der verleger von Klopstocks oden, drucken liess, wurde die Hamburger ausgabe in nr. 175, 177 und 179, d. h am 1., 5. und 8. november 1771 (also unmittelbar nach dem erscheinen) von Claudius angezeigt.

Dass Herder bereits im juli 1771 die Hamburger ausgabe gelesen haben sollte (vgl. Briefe an Merck, 1835, s. 26), ist schlechterdings mit den eben gebrachten daten nicht zu vereinigen. Bei Wagner ist mancher brief falsch datiert.

Die Darmstädter ausgabe von Klopstocks oden und elegien. 1771.

Von der Darmstädter ausgabe, die heute eine seltenheit ersten ranges ist, gab Erich Schmidt, Beiträge (1880) s. 82 ff., eine beschreibung des exemplares, das für die landgräfin Karoline (1721–74) bestimmt war. Diesen druck, der auch bei der Klopstock-ausstellung in Hamburg 1903 gezeigt wurde[1], besitzt die grossherzogliche hofbibliothek zu Darmstadt. Die typographische ausstattung des nur in 34 exemplaren hergestellten privatdruckes ist auffallend schlecht. Ein zweites exemplar der Darmstädter ausgabe befindet sich auf der königlichen bibliothek zu Berlin. Es ist der für Karoline Flachsland bestimmte druck, dem auf dem titelblatte in deutschen schreibschrifttypen ihr name eingedruckt ist:

Klopſtocks
Oden und Elegien.

Vier und dreyſſigmal gedruckt.

Carolina Flachsland.
[Druckverzierung: vase mit blumen.]

Darmſtadt, 1771.

Der druck besteht aus dem titelblatt und 160 bezifferten seiten in frakturdruck; oktavformat. (Signatur der kgl. bibliothek Berlin: Yk 9584 R.). In dem vorderen einbanddeckel dieses exemplares die handschriftliche notiz: 'Dies Buch iſt aus der Bibliothek meines ſeeligen Vaters Johann Gottfried von Herder.

Weimar d. 11 April 1853 Luiſe Stichling
geb. Herder.'

Eine handschriftlich beigefügte poetische widmung, die das exemplar der landgräfin auszeichnet, fehlt hier.

Ein flüchtiger blick in das exemplar von Karoline Flachsland lehrt, dass Muncker und Pawel die varianten der Darmstädter ausgabe durchaus nicht erschöpfend mitgeteilt haben[2].

1) Katalog der Klopstock-ausstellung der stadtbibliothek zu Hamburg 1903, s. 7.

2) Pawel, Klopstocks oden (Leipziger periode), Wien 1880, s. 6, hatte ein exemplar der Darmstädter ausgabe in der hand, bei dem auf dem titelblatte angeblich Klopstocks name nicht genannt sein soll. Wo dieses exemplar zu finden ist, sagte Pawel nicht. Pawel, Klopstocks Wingolf, Wien 1882, s. 3, bezog sich wieder auf die Darmstädter ausgabe — vielleicht auf dasselbe von ihm früher benützte exemplar — und gab an, es sei für den erbprinzen von Darmstadt gedruckt worden. Der titel dieses exemplars stimmt nach Pawels beschreibung mit dem exemplar für die landgräfin und dem für Karoline Flachsland überein — abgesehen von dem eingedruckten namen des besitzers. Pawels weitere mitteilung: für den erbprinzen von Darmstadt sei eine besondere, kleine auflage gedruckt worden, findet an der bestimmten angabe, die in den verschiedensten briefen des Darmstädter

An dieser Darmstädter ausgabe ist Boie mit den schätzen seiner sammelbücher in erheblicher weise beteiligt.

Erich Schmidt und Franz Muncker sagen nichts davon, und auch Weinhold hatte von den drei Boieschen sammelbüchern, über deren Klopstockiana ich im vorstehenden berichtet, nur das erste in der hand. Weinhold konnte sich jedoch auf briefe von Goethes freund Ludwig Julius Friedrich Höpfner (1743–1797) stützen, aus denen er einige bruchstücke bekanntmachte. Diese briefe zeigen, dass Boie, wenn auch nicht gerade freudig und einer ersten aufforderung bereitwillig nachgebend, für die Darmstädter verehrer des dichters eine reihe Klopstockscher oden sandte. Neben drängenden und fordernden briefen Höpfners giengen briefe des geheimrats Andreas Peter von Hesse (1728–1803) an Boie ab. Letztere liegen heute nicht mehr im Boieschen nachlass. Die briefe, die Höpfner wegen der Darmstädter sammlung an Boie schrieb, mögen ganz folgen, denn sie verraten einen teil der mühe, die sich der kreis um die landgräfin gegeben, die ausgabe zustande zu bringen; sie zeigen, wie sich die sammler nicht immer begnügten, wenn sie Klopstocksche oden abschriftlich besassen, sondern dass sie eine zweite abschrift der nämlichen ode zu gewinnen suchten; und Höpfners briefe lassen auch das kritische bestreben der Darmstädter erkennen, sich über die echtheit einzelner stücke gewissheit zu verschaffen.

Der geheimrat von Hesse war der beauftragte leiter, der die sammlung der oden für die frau landgräfin übernommen hatte. Bekanntlich besass er die Bremer beiträge und die Sammlung vermischter schriften der Bremischen beiträger[1]. Diese drucke konnten immerhin der ausgabe einen festen grundstock geben; aber sie allein genügten nicht. Herder und Merck steuerten ihre gaben bei. Auf umwegen – von einer hand in die andere – gelangten weitere abschriften nach Darmstadt[2]. Wer eine ode des dichters besass – auch Goethe sammelte sich handschriftlich Klopstocks gedichte – oder eine abschrift erhielt, gab nur die abschrift seiner abschrift fort; ganz mochte sich niemand von den schätzen, die er für sich selbst zusammengetragen,

kreises wiederkehrt, dass die ganze auflage nur aus vierunddreissig exemplaren bestanden, keine stütze.

Die kurze beschreibung eines nachdrucks, der nur auszüge aus der Darmstädter ausgabe enthält, die Pawel, Klopstocks oden, 1880, s. 8, bringt, ist, wie der vergleich mit dem exemplar der kgl. bibliothek zu Berlin: Einige Oden von Klopſtock. Wetzlar, bey Philipp Jacob Winkler, dem Aelteren [o. J.], signatur: Yk 9596, lehrt, nicht zuverlässig.

1) Herder und Karoline Flachsland 1, 1847, s. 37.

2) Vgl. z. b. Erich Schmidt, Im neuen reich IX, 1, 1879, s. 994 ff.

trennen. Hesses schwägerin, Karoline Flachsland, bemühte sich um die druckvorlage als abschreiberin der einlaufenden abschriften[1].

Dass bei so vielfältiger bemühung von verschiedenen seiten der text der Darmstädter ausgabe manches zu wünschen übrig lässt, ist erklärlich. Und als die sammlung der landgräfin trotz aller anstrengungen doch nicht so reich wurde, wie man es wünschte, da wandten sich der geheimrat von Hesse und Höpfner kurz vor dem erscheinen, in letzter stunde noch, wiederum an Boie und verlangten von neuem mehr Klopstocksche stücke von ihm! Ihr werben hatte erfolg.

Höpfners briefe an Boie füge ich hier ein.

Liebſter Freund,

Ich glaube es, daſs Sie der Brief des Hn. von Heſſe in einige Verlegenheit ſetzt. Aber vielleicht iſt es Ihnen in der Zukunft noch einmal lieb, in dieſer Verlegenheit geweſen zu ſeyn. Sie haben Gelegenheit ſich einen Mann zu verbinden deſſen Wohlwollen Ihnen vielleicht ſehr nützlich werden kann, einen Mann, der Premier Miniſter, Geheimerrath, Curator der Univerſität Gieſen, und der rechte Arm des Landgrafen iſt. Daſs K[lopſtock] keine Spionen in D[armſtadt] habe dafür will ich Ihnen zwar nicht Bürge ſeyn. Dann in welchem Winkel hat er ſie nicht? Aber ich denke nicht, daſs ſie von den Oden aus den Händen der Fr[au] Landgräfin etwas bekommen ſollen. Buben von ihrer Art kommen nicht leicht in die Fürſtenſäle, und allenfalls kann man Hn. Merk bitten dagegen die nöthige Anſtalten vorzukehren. Die neulich von Ihnen erhaltene Stücke will ich mit Ihrer Erlaubniſs auch nach D[armſtadt] ſchicken. Die beyden Muſen[2] hat Hr. von H[eſſe] ſchon.

Haben Sie doch die Gütigkeit Dietrich[3] über dieſe zwey Puncte *ad protocollum* zu vernehmen

(1) ob er mir nicht die Freundſchaft erzeigen will, eine Anzahl Exemplarien unſrer Oberappellationsgerichtsdeciſionen[4] mit auf die Leipziger Meſſe zu nehmen und dort zu debitiren ſuchen will? Das Buch wird auswärts hin und wieder verlangt, weil es aber von einem bloſſen Buchdrucker verlegt iſt: ſo iſt es in keinem auswärtigen Buchladen zu haben. Ich will nicht nur Hn. Dietrich für ſeine Mühe und Koſten einen billigen Rabbat geben, ſondern auch andere Bücher an Zahlungsſtatt nehmen. Iſt er mit meinem Antrag zufrieden: ſo darf er nur beſtimmen, wieviel Exemplarien auf Schreib- und wieviel auf Druckpapier ich ihm zuſenden ſoll.

(2) ob er das *honorarium* für meine Ueberſetzung von dem AddreſsContoir erhalten? Wo nicht ſo ſeyn Sie doch ſo gütig, es ſich auszahlen zu laſſen, und ſtellen Sie es ihm zu.

1) Herder und Karoline Flachsland I, 1847, s. 229, 245.

2) Vgl. Boies 2. sammelbuch nr. 502; Muncker und Pawel I, s. 108; Darmstädter ausgabe s. 63. Die Darmstädter ausgabe stimmt mit Boies text nicht überein.

3) Johann Christian Dieterich († 1800), verleger in Göttingen; bei ihm erschien u. a. der Göttinger musenalmanach und der Gothaer hofkalender.

4) Der vom geheimen rat und präsidenten des oberappellationsgerichtes zu Cassel von Canngiesser besorgte: Collectionis notabiliorum decisionum supremi tribunalis appellationum Hasso Cassellani inde ab ejus constitutione emanatarum T. I. Cassel. 1768 fol. (vgl. Strieder, Hessische gelehrtengeschichte II, 1782, s. 120).

Sobald ich etwas von Herder und Merk erhalte[1], ſollen Sie es haben. Ihren Auftrag an Hn. Casparſon[2] habe ich beſorgt und bin Ihr verbundenſter

C[aſſel,] den 18. Febr. 1770 H[öpfner].

Boie hatte also schon früher Klopstocksche gedichte an Höpfner gesandt. Wo Boie nun erfuhr, dass eine sammlung für den kreis des Darmstädter hofes geplant war, oder wo seine abschriften ausdrücklich für diese sammlung gefordert wurden, eine sammlung, die doch zum mindesten handschriftlich verbreitet werden sollte (dass Klopstock durch seine 'spione' von dem unternehmen kenntnis erhalten würde, war sicher!), war er mit weiteren mitteilungen zunächst zurückhaltend. – Boie gab aber selbst den Göttinger musenalmanach heraus. Die beiträge, die ihm die Darmstädter dazu geben konnten, und die er seinerseits nicht gerne missen wollte, dienten mit dazu, Boie gegenüber den Wünschen des hofes gefügig zu machen.

Höpfner, der es mit seinem auftrage eilig hatte, schrieb wieder:

Theuerſter Freund

faſt fürchte ich, daſs der Brief an Sie, den ich an die beyden Herrn Engländer ſchickte, welche neulich hier waren, nicht richtig beſtellt worden iſt. Dann ſonſt hätte ich vermuthlich ſchon Ihre Antwort erhalten. Ich will Ihnen alſo kurz wiederholen was ich damals ſchrieb. Herr von Heſs iſt Premier-Miniſter in D[armſtadt] und Curator der Univerſität Gieſen. Ob K[lopſtock] ſeine Spionen in D[armſtadt] hat, weiſs ich nicht. In Gieſen wird er leider künftig drey haben. Dann Barth[3] und der Theorien Schmidt[4] ſind wirklich Profeſſores dort geworden. Ich bat Sie Hn. Dietrich über dieſe 2 Fragen zu vernehmen: ob er ſich das *hon*[*or*]*arium* für meine Ueberſetzung in den Gött[inger] Anzeigen habe bezahlen laſſen, und ob er mir den Gefallen erzeigen wolle, eine Anzahl Exemplarien der hieſigen Oberappell[ations]deciſionen in Commiſſion mit auf die Leipziger Meſſe zu nehmen und wiederhole dieſe Bitte deſto angelegentlicher, da ich den 22. Merz von hier abreiſe, und gerne mit Dietrich vorher abrechnen wollte.

Noch eine Neuigkeit: auch Fromman und Schumacher ſind nach Gieſen vocirt. Ich ſehe Ihrem Briefe mit Sehnſucht entgegen

C[aſſel,] den 28. Febr. 1770. H[öpfner].

1) Boie hatte schon für den ersten Göttinger musenalmanach durch Höpfner fabeln von Merck erhalten; vgl. Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 20.

2) Casparson, J. W. Chr. G., professor am Carolinum in Cassel. Auch mit ihm stand Boie in brieflicher verbindung; vgl. Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 29. Casparson verfasste u. a.: Theutomal, Herrmanns und Thusneldens Sohn, ein Trauerspiel in 3 Aufzügen, Cassel 1771; vgl. Strieder, Hessische gelehrtengeschichte II, s. 135. Dies stück fehlt in der übersicht, die Muncker in seiner Klopstock-biographie über die Hermann-dichtung gibt.

3) Bahrdt, Carl Friedrich (1741–1792).

4) Schmid, Christian Heinrich (1746–1800); seine Theorie der poesie erschien 1767; Schmid war am Leipziger (Dodsleyschen) musenalmanach, dem konkurrenzunternehmen zum Göttinger almanach, beteiligt.

Caſſel den 19. Oct. 1770

Hier haben Sie, geliebter Freund, die Muſik zu dem *ſolitario bosco*[1] pp. Die Fabeln des Hn. Merk würde ich Ihnen dabey geſchickt haben, wann Sie mir in einem Ihrer vorigen Briefe etwas davon geſchrieben hätten. Dann aus Ihrem Stillſchweigen schlieſſe ich, daſs Sie, dieſes Jahr wenigſtens, keine davon zum Almanach brauchen. Sinngedichte habe ich noch nicht von Darmſtadt erhalten. Ich dächte, wann Sie ſich ſelbſt die Mühe gäben, ein Briefchen darum zu ſchreiben das möchte wohl noch etwas helfen. Doch will ich nicht gut dafür ſeyn. Dann ſeit dem der Mann Kriegszahlmeiſter iſt, iſt er ich weiſs nicht ſo faul, oder gleichgültig oder beſcheiden, daſs ihn der Autorruhm im mindeſten nicht mehr rührt.

Ihrem Freund S.[2] ſtehet ſein Hang zur *Debauche*, wovon man bey weiter eingezogener Kundſchaft, erfahren hat, hauptſächlich im Wege. Am Ende freylich, wann man keinen Mann der ſchon eine etablirte Reputation hat, (dann dieſs wünſcht man ſehr) bekommen kann, ſo möchte wohl Herr S. die meiſte Hoffnung haben, und jener Fehler würde in der Hoffnung der Correction, überſehen werden.

Sie wiſſen doch, daſs Sie mir eine Abſchrift von Klopſtocks Ode an ſeine Freunde[3] verſprochen haben? Wann Sie Ihr Wort hübſch halten, und auf meine Rechnung bey Dieterich noch einen blos gehefteten Almanach ſich für mich wollen geben laſſen, ſo kann ich Ihnen vielleicht einige poetiſche Beyträge von meinem Freund Zimmermann[4] verſchaffen, der mir dergleichen verſprochen hat, wann ich ihm nur einen Begriff von der eigentlichen Einrichtung Ihres Calenders geben wollte, und dieſs kann ich nicht beſſer als wann ich ihm denſelben ſelbſt ſchicke.

Hn. Raſpe[5] erwarten wir alle Tage. Ich bin ſehr begierig, *ut eum ſtudiam — — — Narrantem loca, facta, nationis, vt mos eſt ſuus —*

Schreiben Sie einem doch ein bischen von Ihren Umſtänden, ob Sie in Göttingen bleiben, oder wohin Sie Ihren Stab ſetzen werden.

Ich bin unverändert ganz der Ihrige

Höpfner.

Ein hieſiger guter Componiſt möchte gerne ſeinen Nahmen im Muſenalmanach leſen. Haben Sie nicht ein Lied, das ſie durch ihn wollten componiren laſſen?

(Adresse:) A Monsier Monsier Boie Candidat en droits par occaſion.

à Goettingen.

1) Die Hamburgische neue zeitung 1769, 52. stück vom 3. april, hatte P. Rollis gedicht: Solitario bosco ombroso . . . abgedruckt, eine prosaische übersetzung dazu gegeben und darauf hingewiesen, dass der italienische text eine komposition verdiene. Eine gebundene übersetzung in Luise Mejers sammelbuch blatt 19a, mit varianten im Vossischen musenalmanach 1780, s. 82; vgl. auch Weinhold, Boie, 1868, s. 329 f. und Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 17, 19 f.

2) Ist Boies freund Matthias Christian Sprengel (1746–1803) gemeint? Sprengel war ein schüler Schlözers, wurde professor in Göttingen und später in Halle. Am 1. februar 1780 schrieb Dohm an Boie: Sprengel sei ganz misanthropisch und habe den wein abgeschworen. Dohm fügte dieser meldung bezeichnend hinzu: 'credat Judæus Apella.'

3) Vgl. Boies 2. sammelbuch nr. 505; Muncker und Pawel I, s. 8; Darmstädter ausgabe s. 114.

4) Zimmermann, Christian Heinrich (1740–1806), prediger und superintendent; er war nach Strieders Hessischer gelehrtengeschichte, Bd. 17, 1819, s. 353, besonders mit sinngedichten sowohl am Göttinger wie am Leipziger musenalmanach beteiligt; auch am Neuen Darmstädtischen gesangbuch für die hofgemeinde (1772) hatte er anteil.

5) Raſpe, Rudolf Erich (1737–1794); mit ihm stand Boie in briefwechsel; vgl. Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 13–41.

C[affel,] den 7. Nov. 1770

Liebfter Freund

Ich fchickte Ihnen neulich eine Compofition des *folitario bosco* pp. zu Ihrem Mufenalmanach. Geftern aber fagt mir der Compositeur dafs diefe Mufik eigentlich für die Harfe gefetzt fey und mit *accompagnement* gefpielt werden müffe. Für das Clavier und die Singftimme gefetzt wollte er mir das Stück zum Almanach mittheilen, wann ich ihm verfpräche, dafs es nicht ohne den italiänifchen Text gedruckt würde. Ohne Ihnen alle die Gründe anzuführen die er bey diefer Bedingung hatte, fchicke ich Ihnen, was ich bekommen habe, und überlaffe Ihnen, ob Sie es für fchicklich halten in einen teutfchen Mufenalmanach ein italiänifches Lied zu fetzen. Ich dächte wann Sie eine gute Ueberfetzung beyfügten, und in einer Anmerkung dem Lefer fagten dafs die Mufik eigentlich auf die italiänifche Worte gefetzt sey pp. pp. fo würde Niemand was zu erinnern haben.

Die Grazien lafs ich eben unferm Effen und Webern vor, als ich Ihren lieben Brief erhielt. Sie verdienen Ihre Lobfprüche. Aber wie mir die *mariage* des Schlafs und der Pafithea gefällt:[1] Wie fie mir im Homer[2] gefallen hat, wie fie einem gewiffen *Mr. Coftar* gefallen hat, deffen fchalkhafte Anmerkungen Sie bey dem *Bayle*[3], *articl. Thomas* (wann mich mein Gedächtnifs nicht betrügt) lefen können.

An Hn. Merk habe ich gefchrieben, und ihm zugleich Ihren Brief gefchickt. Er fchickte mir neulich beyliegendes Stück, das ich mir zurück erbitte, und verficherte mich es fey von Klopftock. Der Ton darin aber fcheint mir fo wenig Klopftocks Ton, dafs ich feiner Verficherung nicht fehr traue. Was halten Sie davon?

Thun Sie mir doch die Gefälligkeit und fragen bey Dietrich, ob er nicht neulich einen Brief von mir erhalten habe, worinn Beyträge zum Gothaifchen Calender gewefen? Ich weifs nicht warum ich auf diefen Brief von ihm keine Antwort bekomme. Dann einen zweyten hat er mir beantwortet.

Haben Sie dann wohl die Gütigkeit gehabt die Harrifonifche Gefchichte in die Göttingifche Unterhaltungen einrücken zu laffen, oder ift ein Anftand bey der Sache. Ich möcht es aus dem Grunde wiffen weil ich Dietrichen mit dem *honorario* eine kleine Bücherfchuld abtragen wollte.

Ich bin ganz d[er] Ihrige

Höpfner.

Liebfter Freund

Hr. Dieterich hat mir die Almanache für Hn. Merk und Casparfon zugefchickt. Beyde werde ich richtig beftellen. Hr. D[ieterich] aber fchreibt mir: 1. Stück erfolget für Ihnen von wegen Hn. *Boie.* Diefes Stück war nicht in dem Paquet, fondern: nur die 12 mir zu verkaufen gefchickte Exemplarien. Ich werde alfo nur 11. zu verrechnen haben. Seyn Sie doch fo gütig diefes Hn. D[ieterich] zu sagen.

Nunc aufculta et perpende

Ich habe — was dächten Sie wohl? — eine Ode von Klopstock? Das ift etwas, aber Sie haben doch nicht alles errathen. Seine allerneuefte Ode befitze ich, die er an Herdern, Herder an Merk, und dieser an mich gefchickt hat, ein Stück, das fich von allen bisherbekannten Klopftockifchen Oden auf eine aufferordentliche Art unterfcheidet. Den Inhalt wollen Sie wiffen? Nicht fo mein Freund. Sie haben mich

1) Wieland, Die grazien, Leipzig 1770, s. 182 ff. = Werke, bd. X, 1795, s. 114 ff.
2) Ilias XIV, 264 ff
3) Bayle, Historisches und kritisches wörterbuch, hsg. von Gottsched IV, Leipzig 1744, s. 363.

lange genug zappeln laſſen. Dieſsmal müſſen Sie geſtraft werden. Schicken Sie mir die Ode an die Freunde,[1] ſo ſollen Sie mit der nächſten Poſt mein Stück bekommen. Ich rufe noch einmal ſtärker als vorhin

auſculta et perpende

Merk beſitzt eine groſe Menge Balladen Lappländiſche Lieder, überſetzte Lieder aus Shakeſpear pp. pp. von Herdern, wovon Sie vieles haben ſollen wann Sie aus Ihren Archive etwas hergeben wollen, und mir zugleich die Romanze Jupiter und Europa[2] baldmöglichſt ſchicken. Mag Sie meine Nachricht immer ein wenig unruhig gemacht haben. Es hängt nur von Ihnen ab, dieſe Unruhe zu endigen. Grüſſen Sie mir Ihren lieben kleinen Lycidas *quo tepebant virgines omnes, et mox mox calebunt.* Ich umarme Sie und bin von ganzem Herzen Ihr Freund

Caſſel den 31. Januar 1771. H[öpfner].

Bitten Sie doch Hn. Dietrich daſs er mir endlich einmal auf verſchiedene Fragen meiner vorigen Briefe antworten, und den Catalogus ſeiner engliſchen Bücher ſchicken möge. Der Mann iſt doch warlich unverantwortlich nachläſſig.

(Adresse:) A Monsieur Monſieur Boie candidat en droits

franco *à Goettingen.*

Liebſter Freund

Heute bekommen Sie einen ſehr laconiſchen Brief von mir. Hier iſt die Ode von Kl[opſtock]. Der Anfang iſt wahres Meſopotamiſch für mich. Es ſoll mir lieb ſeyn wann Sie ihn verſtehen. Aus Herders und Merks Archiv kann ich Ihnen nicht ehe etwas ſchicken, bis Sie noch Klopſtockiſche Oden herausgeben. Beſonders wünſcht man die: am Thor des Himmels ſtand ich,[3] aus den Zürchiſchen freymüthi-

1) Vgl. Boies 2 sammelbuch nr. 505; Darmstädter ausgabe s. 114. Herdern war diese ode bei erscheinen der Darmstädter ausgabe neu; vgl. Herder und Karoline Flachsland I, Erlangen 1847, s. 240.

2) Vgl. Bürgers gedichte, hsg. von Consentius, 2. aufl., 1915, I, s. 129, II, s. 285.

3) Vgl. Darmstädter ausgabe s. 134. – Die ode wurde seinerzeit fast allgemein für Klopstockisch gehalten. Die deutung der überschrift: 'An Meta' auf Meta Moller (vgl. Almanach d. deutschen musen, Leipzig, a. d. J. 1772, s. 109, auch Herder und Karoline Flachsland I, Erlangen 1847, s. 46) ist falsch. Das gedicht ist auf Klopstocks Fanny zu beziehen, die im himmel – entsprechend Klopstockschen vorstellungen – einen anderen namen trägt; ihr himmlischer name heisst bezeichnend: Meta = das ziel; nämlich das ziel aller liebeswünsche Klopstocks. An sich würde die himmlische vision, um die es sich in der ode handelt, in den gedankenkreis Klopstocks passen; vgl. z. B. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock 1867, s. 99 f. Die psychologischen gründe, die Richard Hamel (Klopstocks werke, 3. bd. = Deutsche national-literatur, 47. bd., s. XXIII f.) gegen Klopstocks autorschaft geltend machte, besagen gerade bei Klopstocks vorliebe für lyrische konstruktionen wenig oder – wo die ode nicht auf Meta Moller zu beziehen ist – gar nichts. Erich Schmidt, Beiträge 1880, s. 9, dem Boies bestimmtes zeugnis, das auf Heinrich Fuessli als verfasser hinweist, nicht entgangen war, schwankte trotzdem und hielt Klopstocks verfasserschaft für möglich, und Herder sah in Klopstock den dichter der ode (Herder und Karoline Flachsland I. 1847, s. 169; Briefe an Joh. H. Merck von Goethe, hsg. von Karl Wagner 1835, s. 21).

Im sammelbuch der Luise Mejer blatt 53a lautet die überschrift: 'Ode an Meta von Klopſtock'. Ihr text wiederholt sämtliche varianten der Boieschen niederschrift aus Boies 2. sammelbuche, wo das gedicht unter nr. 791 ohne Klopstocks namen gebucht ist. Luise Mejer hat ihrer abschrift Klopstocks namen hinzugefügt.

Jedenfalls ist Boies niederschrift nicht die quelle für die Darmstädter ausgabe. Boie hat dies stück – obwohl er es damals besass – nicht zur sammlung der landgräfin beigesteuert; oder sandte er es wirklich, dann folgten die Darmstädter einer anderen, aber nicht seiner abschrift.

gen Nachrichten von 1748 oder 1750, und du frageſt mich, ob ich dich wie Meta liebe[1] zu haben. 'Lieder aus dem Offian, Shakeſpear Ballads, Elegien, Sere-'naden, altdeutſche Fabeln und [die] andern merkwürdigen Stückchen zwiſchen Her-'dern und mir, ſoll Hr. Boie haben, ſobald man ſieht, ob er auch etwas geben will.

Muncker, Klopstock, 1888, s 280, berief sich auf Boies zeugnis (vgl. C. F. Cramer, Klopstock. Er; und über ihn, bd. III, 1782, s. 479) und lehnte Klopstocks autorschaft ab. Demgemäss schlossen Muncker und Pawel das gedicht von der odensammlung aus. Mit recht! (Vgl. auch Seufferts Vierteljahrschrift 5, 1892, s. 64 f.)

Für die giltigkeit des Boieschen zeugnisses C. F. Cramer gegenüber spricht auch eine notiz in: Heinrich Fuesslis Sämtlichen werken nebst einem versuche seiner biographie (Zürich, 1807. In der kunsthandlung von Fuessli u. Compagnie), die ich heranziehe. Dort heisst es über Heinrich Füssli auf s. IV: 'Bodmer hatte ihn, wie Andre, für die Poeſie, die patriarchaliſche, geworben; mit Klopſtocks Gedichten war er ſchon bekannt, und ſo in dieſelben verliebt, daſs er durch öfteres Leſen ganze lange Stellen auswendig wuſste; ja er hatte ſich ſo ſehr in Klopſtocks Ton hinein ſtudirt, daſs er einige Jahre hernach eine Ode an Meta, als ob ſie von Klopſtock wäre, in dem kritiſchen Wochenblatt: die Freymüthigen Nachrichten, bekannt machte, wodurch alle Kenner und Liebhaber der Poeſie, vorzüglich die Bewunderer Klopstocks (nur zwey von Fueſslis Freunden nicht, die um das Geheimniſs wuſsten), getäuſcht wurden.'

Also wird Klopstock — trotz Herder — nicht als verfasser der ode An Meta zu gelten haben.

Gegen Klopstock spricht auch die überlieferung in Boies 2. sammelbuche. Dort steht die ode am schlusse einer kleinen gruppe, die Fuesslische gedichte bringt. Nämlich, im 2. sammelbuche ist von Boie eingetragen unter nummer:

788 Germanicus und Thusnelda. Germanicus. Bist Du, wie es dein Blick, dein ſtolzer Anstand . . .
789 Thusnelda. Hier, bey Wodans Altar, wo zehen Maedchen . . .
790 Thusnelda. Wo verziehet der Held? sein trunknes Schwerdt wo? . . .
791 Ode an Meta. Am Thor des Himmels stand ich, und wollte schon . . .

Als quelle, aus der Boie schöpfte, führte er die Zürcher Freymüthigen Nachrichten von 1760 an.

Das bei Boie unter 788 gebuchte gedicht sah auch Herder nicht für Klopstockisch an. Herder schrieb am 20. september 1770 an Karoline Flachsland: 'Hermann [sic!] und Thusnelda hab' ich: ſie iſt aber vom alten, garſtigen Bodmer und Ihrer Hand nicht werth'. (Vgl. Herder und Karoline Flachsland I, 1847, s. 65.) Dementsprechend ist in dem für Karoline bestimmten exemplare der Darmstädter ausgabe von alter hand neben das gedicht s. 37 geschrieben: 'iſt von Bodmer'. — Fuesslis autorschaft wird wieder durch das zeugnis Boies C. F. Cramer gegenüber sichergestellt. Vgl. auch Seufferts Vierteljahrschrift 5, s. 59, 64.

Für Boies nr. 790 nahm Erich Schmidt, Beiträge s. 77 ff., Klopstock als dichter in anspruch und setzte dieſe 'melodramatische szene' ins jahr 1767, d. h. in die entstehungszeit von Klopstocks Hermannsschlacht. Muncker, Klopstock, 1888, s. 382, schloss sich Schmidt an. So steht das gedicht auch bei Muncker und Pawel, Klopstocks oden, 1889, I, s. 206. Dagegen: Seufferts Vierteljahrschrift 5, s. 64 f. Bei der chronologischen anordnung in Muncker und Pawels ausgabe ist die ode jedenfalls zu spät angesetzt; denn bereits 1760 lag sie gedruckt vor. Die an die falsche datierung geknüpfte folgerung: es handle sich um eine eigene variante Klopstocks zur Hermannsschlacht, ist unhaltbar. Bei der vorhandenen verwandtschaft ergibt sich vielmehr die frage: inwieweit ist Klopstock durch die Zürcher Freymüthigen Nachrichten für seinen Bardiet beeinflusst?

Boies nr. 791, die ode: An Meta, muss — wo Fuessli der verfasser war — als eine parodie der Klopstockschen Fanny-oden gelten, während Fuesslis gedichte, die sich mit dem Hermann-stoffe beschäftigen, als ernst gemeinte leistungen anzusehen sind. Über Fuesslis stellung zu Klopstocks lyrik vgl. Briefe an Joh. H. Merck von Goethe usw., 1835, s. 58 ff.

1) Vgl. Boies 3. sammelbuch nr. 110; Muncker und Pawel I, s. 151. Fehlt der

So ſchreibt M[erck]. Wonach man ſich zu achten. Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen

C[aſſel,] den 4. Febr. 1771. H[öpfner].

Von der überſchickten Ode fehlen mir noch die Strophen von: Schon ruft dich — bis: Haſſer der Thorheit.[1] Ich erbitte mir ſie alſo nächſtens.

Vergleicht man das datum der beiden zuletzt abgedruckten und des folgenden briefes mit dem erscheinungstermin der Darmstädter ausgabe, so erkennt man, wie der geheimrat von Hesse und die Darmstädter noch zuguterletzt anstrengungen machten, ihre sammlung durch Boies schätze zu bereichern.

Der folgende brief zeigt wieder, dass Boie bedenken hatte, Klopstocks oden aus der hand zu geben. Diese bedenken wären bei Boie nicht verständlich, wenn es sich nur darum handeln sollte, dass die landgräfin die oden des dichters allein für ihre eigene lektüre verlangt hätte. Hatte doch Boie, wie sich aus dem ersten der mitgeteilten briefe von Höpfner ergibt, diesem verschiedene Klopstocksche gedichte übersandt[2]. Es war auch allgemein üblich, fremde und ungedruckte gedichte abschriftlich an gute freunde weiterzugeben. Man tat es, indem man die bitte daran knüpfte, die gedichte nicht weiter aus der hand zu geben: durch diese bedingung, die man stellte, glaubte man sich genügend zu decken. Boie wusste aber aus Höpfners und von Hesses briefen, dass die fortgesetzten bemühungen der Darmstädter mehr bezweckten, als nur der regierenden Landgräfin eine abschrift der oden, um sie persönlich zu erfreuen, zu überreichen! So naiv, um das zu glauben, war Boie gerade nicht. Boie wusste: Klopstocks oden waren schätze, die sorgsam verwahrt werden mussten, 'wo Räuber fremder Güter von allen Seiten lauern und ein Geheimer Rath ſich an die Spitze einer Bande ſtellt, die alles was ſie weglagern kann, für gute Priſe hält. Und ſie iſt noch lang- und vielarmigt, dieſe Bande'[3]. Das schrieb Boie bereits am 7. oktober 1769 an Raspe, also bevor sich Hesse an Boie gewandt hatte. Boie kannte aus erfahrung den missbrauch, der beim freundschaftlichen austausch

Darmstädter ausgabe, weil Boie diese ode damals noch nicht besass. — Vgl. Mitteilungen aus dem literaturarchive in Berlin III, 1901–05, s. 324, 326.

1) Die im vorigen briefe genannte ode: Auf meine Freunde (Muncker und Pawel I, s. 8 f.). Höpfner — oder der Darmstädter kreis — muss von dieser ode, ausser der von Boie gesandten, noch eine andere, abweichende abschrift vor sich gehabt haben; denn Höpfner zitiert den anfang der in Boies übersandter abschrift fehlenden partie.

2) Vielleicht war Boie früher bei der mitteilung Klopstockscher oden zurückhaltender gewesen; vgl. Zeitschr. d. gesellsch. f. schleswig-holsteinische gesch., 28. bd., 1898, s. 311.

3) Weimarisches jahrbuch III, 1855, s. 19.

fremder gedichte getrieben werden konnte. Daher seine zurückhaltung, die erst durch bitten und versprechungen, durch gegengaben und allerlei aussichten für seine zukunft überwunden werden musste.

Höpfner schrieb:

Liebſter Freund,

In dieſem Augenblick erhalte ich beyliegenden Brief des Hn. Geheimenraths Heſſe in Darmſtadt. Laſſen Sie dieſen braven Mann, der Ihnen in andern Gelegenheiten Gegengefälligkeiten erzeigen kann, keine Fehlbitte thun. Daſs Sie nichts mehr von K[lopſtock] haben dürfen Sie nicht vorgeben. Dann Sie ſind ſchon durch mich verrathen worden. Und was können Sie auch für Bedenklichkeiten haben die Oden herzugeben. Klopſtocks Einwilligung, wann er wüſste, daſs eine Fürſtin, die ſelbſt den Homer in der Grundſprache lieſt, ſeine Oden verlangt, iſt höchſt wahrſcheinlich. Wiſſen Sie dann ſchon daſs ich Profeſſor in Gieſen werden ſoll. Heute iſt mir die ſollenne Vocation zugeſchickt worden. Gott weiſs was ich für einen Entſchluſs faſſen ſoll. Sie ſind doch wieder geſund? Ich denke ja. Viele freundſchaftliche Grüſe von Raſpe und Eſſen. Ich bin ganz d[er] Ihrige

C[aſſel,] den 11 Febr. 1771. H[öpfner]..

Boie spendete wieder aus seinen sammelbüchern.

Als die Darmstädter ausgabe im märz 1771 erschien, sprach Herder – neben berechtigter kritik – seine laute freude über das neue, das die sammlung ihm brachte, aus. ‘Die 5 letzten Oden ſind mir ganz neu’ – schrieb er [1]. Diese oden, für die Muncker und Pawel keinen früheren druck nachweisen, stammen aus Boies zweitem sammelbuche, nämlich:

Darmst. ausgabe	s. 149	An Herrn Gleim. 1752;	Boies zweites sammelbuch nr. 503; Muncker und Pawel I, s. 102.
„ „	s. 152	Die Chöre. Im Jan. 1767;	Boies zweites sammelbuch nr. 577; Muncker und Pawel I, s. 191.
„ „	s. 155	Ode;	Boies zweites sammelbuch nr. 579; Muncker und Pawel I, s. 164.
„ „	s. 157	Der Tod. Im März 1764;	Boies zweites sammelbuch nr. 576; Muncker und Pawel I, s. 157.
„ „	s. 158	Siona;	Boies zweites sammelbuch nr. 578; Muncker und Pawel I, s 166.

Die varianten (abweichungen in der interpunktion, flüchtigkeiten, umstellungen einzelner worte, lese- und schreibfehler) fallen unter die von Herder an der ausgabe gerügten mängel; sie werden durch die art, wie diese sammlung entstand, erklärt oder entschuldigt.

Auch die in der Darmstädter ausgabe auf s. 144 diesen fünf stücken vorausgehende ‘Eisode’ (Muncker und Pawel I, s. 215: Die Kunst Tialfs) ist auf Boies niederschrift im dritten sammelbuche unter nr. 60 zurückzuführen. Neben orthographischen abweichungen und

1) Briefe an Joh. Heinr. Merck von Goethe usw., 1835, s. 22.

geänderter interpunktion zeigt der druck gegenüber der Boieschen abschrift nur geringfügige textliche varianten[1]. Die Darmstädter ausgabe beruht nicht etwa auf der zweiten auflage des 'Hypochondristen'. (Muncker und Pawel I, s. 215, geben die reihenfolge der drucke falsch an.) Denn diese erschien später als die Darmstädter sammlung[2] und hat erhebliche abweichungen gegenüber der Boieschen niederschrift[3] und der Darmstädter ausgabe.

Also: Da Boies nr. 60 in seinem dritten sammelbuche die quelle war, sind sämtliche eintragungen bis hin zu dieser nummer vor das erscheinen der Darmstädter ausgabe, vor den märz 1771, anzusetzen. Aber auch nur die eintragungen bis hin zu dieser nummer! Denn nr. 62 im dritten sammelbuche: Ode an Stella (Die Glücksgebohrnen alle hab ich gesehn . . .[4], vgl. auch Louise Mejers sammelbuch blatt 5a) hat Boie aus dem Wandsbecker bothen 1771 nr. 73 vom 7. mai übernommen.

Boie gehörte trotz seines erheblichen anteils an dem Darmstädter drucke nicht zu den 'heiligen Vierunddreissig', für die die Darmstädter ausgabe bestimmt war. Als der bevorzugte kreis die oden und elegien bereits ein vierteljahr in der hand hatte, schrieb Höpfner an Boie:

Giefen den 29 Jun. 1771.

Liebfter Freund

Alfo das erftemal von Giefen aus. Leider von Giefen! Nicht als ob ich nicht gefund, ruhig und verforgt wäre. Nein das bin ich. Brod und Zugemüffe, auch Wein *quantum fatis ad faporem* habe ich. Aber alles andere, was noch aufferdem, — und das ift noch ziemlich viel — zu einem zufriednen glücklichen Leben gehört, fehlt mir gänzlich. Stellen fie fich vor dafs ich an einem Orte lebe wo kaum zwey Leute von Gefchmack find, und kein einziges *Divertiffement* möglich ift, das ich genieffen möchte, wo ich fern von meinen Freunden, und ohne Hoffnung einen neuen an dem Orte zu finden lebe, kurz ein Leben ftellen Sie fich vor, das von den vorigen 6 feeligen Jahren, die ich in dem theuren unvergefslichen Caffel lebte, fo weit unter-

1) Die Darmstädter besassen von der Eisode bereits eine andere abschrift von Herder (vgl. Herder und Karoline Flachsland I, 1847, s. 204). Der druck der Darmstädter folgt aber nicht der Herderschen abschrift; denn Herdern wollte angeblich erst durch den späteren druck im Hypochondristen der sinn dieser ode verständlich werden! (Briefe an und von Joh Heinr. Merck. 1838, s. 35 f.)

2) Briefe an und von Joh. Heinr. Merck, 1838, s. 35 f.; Briefe aus dem freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, 1847, s. 27; ferner Knebels brief vom 15. juni 1771 an Boie in dessen nachlass.

3) Boie besass die 'Eisode' vor dem druck im Hypochrondisten; vgl. Knebels literarischer nachlass II, 1835, s. 98.

4) Dies gedicht stammt von Friedrich Schmit (1744–1813); vgl. Redlich, Die poetischen beiträge zum Wandsbecker bothen (programm), Hamburg 1871, s. 17.

Der eintrag nr. 61 im 3. sammelbuche kommt hier nicht in betracht; der gibt abschriftlich ein französisches epigramm mit dem verweise auf: 'Panard. Nouv. Anth. fr.'

fchieden ift, als Homer und Schönaich, Leffing und Klotz, fo wiffen Sie meine jetzige ganze Situation. Aber nun fey genug geklagt.

Ich mufs Ihnen etwas erzählen. Sie wiffen doch dafs man in Darmft[adt] Klopftocks Oden gedruckt hat, 34mal zwar nur, aber doch ohne Ihr und mein Vorwiffen, und ohne Zweifel auch gegen Ihren Willen. Indeffen es ift gefchehen und ich bitte Sie nur mir die Gerechtigkeit wiederfahren zu laffen und von mir zu glauben, dafs ich weder von d[er] Sache etwas gewufst noch den mindeften Theil daran genommen habe. Sollten Sie kein Exemplar bekommen haben fo könnte ich Ihnen die Stücke, die Sie noch nicht befitzen z. E. eine herrliche Ode Petrarch und Laura[1] fchicken.

Hr. Schmidt[2] ift hier, lebt wie eine Eule in feinen vier Mauern, giebt und nimmt keine Vifiten fchreibt tapfer teutfch und lateinifch, und fammelt fleifig zum Mufenalmanache. Ift Ihnen etwas daran gelegen fo kann ich Ihnen feine lateinifche Programmen fchicken. Nur will ich Sie bitten feine Schreib- und Druckfehler, *oratio aditionalis, haec partes, is oportet, omnius poefeos* pp. nicht für Unwiffenheitsfehler zu halten, und auszutragen.

Hr. Bahrt hat angefangen über Benners[3] Moral zu lefen. Nachdem er aber ungefehr 8. Stunden gelefen und in jeder den Herrn Verfaffer wacker ausgefilzt hatte, find ihm die *commilitones honoratiffimi* weggeblieben.

Seyn Sie grofsmüthig und antworten Sie mir eher als ich verdient habe. Ich bin ganz der Ihrige

H[öpfner].

Ihre Briefe fchicken Sie nur mit einem Umfchlage *A Mr. de Canngieffer*[4] *Etudiant en belles lettres à Cafsel:* fo kann ich fie poftfrey erhalten.

Aus den Höpfnerschen briefen folgerte Weinhold. Boie s. 173 f., dass Boie wider wissen und willen anteil an der Darmstädter ausgabe gehabt; Weinhold sagt: Höpfner und Boie seien darüber im dunkeln geblieben, dass die oden gedruckt werden sollten. Wohl gerade der zuletzt mitgeteilte brief Höpfners diente Weinhold als stütze für seine ansicht. Aber Weinhold zog die möglichkeit nicht in erwägung, ob etwa dieser brief ein schriftstück darstellt, das Boien Klopstock gegenüber gelegentlich zur rechtfertigung dienen sollte, wenn der dichter — wie zu erwarten war — kenntnis von der Darmstädter samm-

1) Vgl. die Darmstädter ausgabe s. 102 (Muncker und Pawel I, s. 48). Diese ode sandte Herder am 30. august 1770 an Karoline Flachsland; ihr war sie damals noch gänzlich unbekannt (Herder und Karoline Flachsland I, 1847, s. 29, 50). In Boies 3. sammelbuche erst unter nr. 63 eingetragen. Dass Boies niederschrift in diesem falle auf den druck der Darmstädter ausgabe zurückgeht, ist bei wesentlichen textvarianten nicht gut anzunehmen.

2) Schmid, Christian Heinrich (1746–1800).

3) Benner, Johann Hermann (1699–1782), professor der theol. und superintendent in Giessen. Von ihm: Abhandlung einer theologischen moral, zum behuf akademischer vorlesungen, Giessen 1770.

4) Wohl ein sohn des geheimen rats und präsidenten am oberappellationsgerichte zu Cassel von Canngiesser, in dessen hause Höpfner, vor seiner Giessener zeit und ehe er professor der rechte am Carolinum in Cassel ward, hofmeister gewesen.

lung erhielte. Weinhold rechnete nicht mit der möglichkeit, dass dieser brief, der eine gute weile nach dem erscheinen der ausgabe geschrieben wurde, auf bestellung abgefasst sein könnte.

Diese möglichkeit bleibt allerdings zu erwägen. Denn die von Höpfner so stark betonte angebliche unkenntnis über die absichten der Darmstädter ist bei Höpfners verbindung mit dem geheimrat von Hesse und mit Merck verdächtig. Hätte Höpfner wirklich die absicht gehabt, über den angeblichen missbrauch, d. h. über den druck, der Boieschen abschriften sein erstaunen und seine missbilligung zu äussern — er hätte damit schwerlich ein vierteljahr gewartet!

Später hat sich Boie durch Herder ein exemplar der Darmstädter ausgabe selbst verschafft, das Herder nach jahren, nachdem Carl Friedrich Cramer diesen privatdruck missbräuchlich benutzt hatte, wieder zurückforderte.

Boies beziehungen zu Klopstock suchte Herder auch nach erscheinen der Darmstädter ausgabe zu nützen, indem er, und ebenso seine frau, von Boie wieder neue mitteilungen über Klopstock begehrten, als der den odengewaltigen in Hamburg besuchte. In dem kreise, der sich seinerzeit um die landgräfin in Darmstadt geschart hatte, war das interesse an Klopstock und seinen dichtungen längst nicht erkaltet, auch als diese verehrer die echte, vom dichter selbst veranstaltete ausgabe seiner oden in der hand hatten. Boie blieb auch da noch für sie eine der reichsten quellen, aus der begeisterung und neugier zu schöpfen suchten. Stammten doch nach Boies eigener angabe die m e i s t e n der bis dahin ungedruckten stücke in der Darmstädter sammlung aus seinem portefeuille! Die textkritik wird deshalb an Boies sammelbüchern nicht vorübergehen dürfen, wo Boie die Darmstädter ausgabe mit ungedruckten oden so bereichert hat.

Dem eben gesagten dienen einige briefstellen der Boie-Herderschen korrespondenz zur stütze, die ich hier anschliesse.

B o i e, G ö t t i n g e n d e n 19. a p r i l 1772, a n H e r d e r: '. . . Wie man die Leute noch unverſchämter macht, je mehr man Ihnen einräumt, ſo erinnere ich noch, daſs Sie mir die Darmſtädtiſche Sammlung von K[lopſtock]'s Oden zu zeigen, und, wo möglich, mir ſelbſt ein Exemplar zu ſchaffen verſprochen. . . .'

Herder übersandte Boien ein exemplar der Darmstädter ausgabe.

H e r d e r s f r a u, B ü c k e b u r g d e n 19. d e z e m b e r 1773, a n B o i e; *einladung zum besuch in Bückeburg und dank für den übersandten almanach:* '. . . ſammlen Sie nur Viel denn Sie müſsen uns Von Claudius u. Klopſtock Viel erzehlen — . . .'

Herder, ohne ort [Bückeburg], ohne datum, an Boie; dessen empfangsnotiz: den 5. märz 1774: 'Alſo wars alſo, daſs Sie vorbeireiſen muſten. Aber auch kein näher Wort von Kl[opſtock] zu ſchreiben, nicht zu ſchicken – es ist, als ob man Pyramiden geſehen u. nichts zu ſich ſtecken oder mittheilen konnte.

A propos von Klopſt[ock]. – Sie haben doch vor geraumer Zeit die Samml[ung] Oden von Kl[opſtock] erhalten, die in Darmſtadt nachgedruckt worden. Es iſt nicht um ſie zurückzuhaben, zu thun, ſondern nur zu wiſsen, daſs Sie ſie haben.... Meine Fr[au] können Sie ſehr mit Etwas von Kl[opſtock] erfreuen: Sachen u. Nachricht! Thun Sies doch ja in einer müſsigen Stunde....'

Diese beiden briefstellen beziehen sich auf Boies reise im dezember 1773, die ihn nach Hamburg und Flensburg und von Flensburg wieder zu Klopstock nach Hamburg führte. Reich beladen mit Klopstockschen gedichten war Boie im februar 1774 nach Göttingen zurückgekehrt.

Boie, Hannover den 27. januar 1781, an Herder: '... Leider iſt Ihre Ahndung wegen Cramers eingetroffen. Er hatte das Buch in Göttingen bei mir geſehen, u. plagte mich ſo darum, daſs ich ſchwach genug war ſeinen Bitten nicht zu widerſtehen, da ich ohnehin nichts dabei [zu] verſehen glaubte, indem von den darin enthaltenen ungedrukten Stükken Abſchriften ſonſt exiſtiren, und die meiſten, wie Sie wiſsen, aus meinem Portefeuille kamen. Verzeihen Sie mir, liebſter, dieſe Indiskretion. Ich ſchreibe mit nächſter Poſt an Cramern und begehre das Buch zurük....'

C. F. Cramer, Klopstock. Er; und über ihn I, Hamburg 1780, s. 222 f., hatte auf die Darmstädter ausgabe, die er durch Boie erhalten, hingewiesen und a. a. o. II, s. 280 auch 'Petrarka und Laura' (Muncker und Pawel I, s. 48), eine ode, die bis dahin nur in der Darmstädter ausgabe abgedruckt war, bekanntgemacht.

Boie, Hannover den 28. februar 1781, an Herder: '... Ich ſende Ihnen hier Ihr Exemplar von Klopſtoks Oden mit meinem beſten Dank und nochmaliger Bitte um Verzeihung zurük ...'

Ein eigenes exemplar des Darmstädter druckes hat Boie also nicht erhalten. Was Weinhold darüber sagt, ist irrig[1]. Boie erhielt nur von Darmstadt her einige beiträge für den musenalmanach[2], und seine bemühungen für die Darmstädter sammlung gaben ihm das recht, gelegentlich dem herrn von Hesse seine aufwartung zu machen[3].

1) Weinhold, Boie 1868, s. 175.
2) A. a. o. s. 250 f.
3) A. a. o. s. 70.

Und auf einen anderen Darmstädter druck aus eben der zeit sei aufmerksam gemacht, den Goedeke und Muncker nicht nennen.

Als 'Neues Darmſtädtiſches Geſang-Buch für die Hof-Gemeinde. Im Verlage des Wayſenhauſes. Darmſtadt, gedruckt in der Fürſtl. Hof- und Canzleybuchdruckerey, durch Joh. Jac. Will, p. t. Factor 1772' erschien in oktavformat ein stattlicher band, der vier unbezifferte seiten titel, vorrede und inhalt, 378 seiten liedertexte und zum schluss zwei register und verschiedene gebete enthält. Dies gesangbuch bringt unter anderem über sechs dutzend Klopstockscher geistlicher lieder, teils eigene gedichte Klopstocks, teils von ihm umgearbeitete ältere kirchengesänge.

Als Klopſtock seine 'Geiſtlichen Lieder' (bd. 1 Kopenhagen und Leipzig 1758, bd. 2 ebenda 1769) erscheinen liess, sprach er in der vorrede zum zweiten bande von seiner absicht, bald ein neues protestantisches gesangbuch herauszugeben, das Cramers lieder und psalmen, Funks lieder und die meisten von Gellerts und Schlegels liedern enthalten sollte. Nach Klopstocks plane sollte auch Basedow mit einigen liedern vertreten sein, daneben etliche gesänge aus den neuen gesangbüchern übernommen werden, und natürlich durften Klopstocks eigene geistliche lieder dieser sammlung nicht fehlen. Dass Giseke zu früh verstorben, der sonst dies geplante gesangbuch bereichert hätte, bedauerte Klopstock ausdrücklich und forderte in der vorrede öffentlich Uz und die Karschin[1] zu beiträgen zu seinem gesangbuch auf. – Kurze zeit nach dieser aufforderung, bald nach der ausgabe des zweiten teiles seiner 'Geiſtlichen Lieder', trat das Neue Darmstädtische gesangbuch ans licht. Es stellt sich mit der reichen auslese Klopstockscher lieder, mit den sehr zahlreichen versen von J. A. Cramer, Gellert und J. A. Schlegel, mit einigen gedichten von Uz, von F. W. Zachariae und von N. D. Giseke dar als ein versuch, den von Klopstock ausgesprochenen gedanken zu verwirklichen, der den neueren dichtern einen platz in den überkommenen, alten liedersammlungen geben wollte, die dem religiösen gebrauche der protestantischen gemeinde dienen.

Ich begnüge mich mit dem hinweise auf diesen Darmstädter druck, ohne den varianten für Klopstock und andere dichter im einzelnen nachzugeben. – Dieser druck zeigt, dass Klopstocks 'Geiſtliche

1) Am 6. januar 1770 schrieb Boie von Berlin aus seinen eltern: '. . . Klopſtock hat die Karſchin zu geiſtlichen Geſängen aufgefordert. Sie nimmt die Aufforderung an, und ich glaube, daſs ſie ihr gelingen werden. Die erſten Verſuche, Kinderlieder, die ſehr meinen Beyfall haben, ſtehen in dem Muſen Almanach. . . .' d. h. im Göttinger musenalmanach auf 1770, s. 164 ff.

Lieder' in dem begeisterten kreise der Darmstädter jedesfalls keine 'gleichgiltige aufnahme', die Muncker im allgemeinen diesen versuchen nachsagt[1], gefunden. Die hofgemeinde Darmstadts bot für alles, was von Klopstock kam, einen überaus empfänglichen boden; sie wusste in ihrem enthusiasmus anregungen des verehrten sängers die praktische verwertung zu geben. Dieser grosse enthusiasmus erklärt und rechtfertigt auch die Darmstädter ausgabe der oden und elegien von 1771.

BERLIN. ERNST CONSENTIUS.

MISZELLEN.

Zu 'Ludwigs kreuzfahrt'.

'Ludwigs kreuzfahrt' reiht sich literarhistorisch in einen engeren und in einen weiteren zusammenhang ein. Der eine, hauptsächlich von Baesecke in der einleitung zu seinem 'Wiener Oswald' behandelte, führt das gedicht an den hof der Schweidnitz-Jauerschen piasten, der andere an dessen grösseres vorbild, den hof der böhmischen könige zu Prag. Beider beziehungen geschieht in unserem gedicht erwähnung, der einen vers 1 ff. und vers 5570 ff.[2] mit der nennung des herzogs Polke, der andern vers 5410 ff. mit dem grossen panegyricus auf die Przemisliden von Wenzel I. bis Wenzel II. Von Prag her und den dort befolgten stiltendenzen stammt zweifellos die Wolframsche manier in unserem gedicht. Seit Jantzens (Zeitschr. 36, s. 40 ff.) zusammenstellungen kennen wir die starke bedeutung, die in stilistischer beziehung Ulrich von Eschenbach, der böhmische hofpoet und

1) Muncker, Klopstock 1888, s. 307. – Erwähnt sei, dass der musikdirektor in Magdeburg, Johann Heinrich Rolle, den Klopstock persönlich kennen gelernt, zu einzelnen liedern kompositionen schuf, und zwar mit des dichters einwilligung. Denn als Rolle seine subskriptionsaufforderung vom 1. oktober 1774 erliess (vgl. z. b. Wandsbecker bothe 1774 nr. 160, 7. oktober) und fünfzig geistliche lieder mit melodien, nämlich ausgewählte lieder von Klopstock, Gellert, Funk und Sturm, ankündigte, warb unter anderen in Hamburg Johann Martin von Winthem in der Königsstrasse für diese sammlung um unterschriften (Wandsbecker bothe 1774 nr. 170, 1775 nr. 1).

Der pastor Samuel Christian Lappenberg gab 1769 fünfzig alte und bekannte kirchenlieder heraus, legte dabei Klopstocks arbeit zugrunde und verbesserte einzelne lieder, denen Klopstock schon seine bemühung zugewandt (vgl. Hamburgische neue zeitung 1769, 163. stück, 16. oktober).

Diese und andere drucke erwartet man in dem katalog von Klopstocks bibliothek, den Muncker, a. a. o. s. 551, erwähnt, zu finden. Leider sind Munckers angaben ungenau. Am 19. februar 1805 wurde nur ein teil der Klopstockschen bibliothek verkauft, und dieser teil der bibliothek, über den ein wenig sorgfältiges 'Verzeichnifs' gedruckt wurde, umfasste nicht 771 nummern, sondern 870. Aus dem auktionskataloge lernt man Klopstocks bibliothek, die doch etwas umfangreicher gewesen sein muss, als Muncker angibt, nicht kennen. Ein exemplar des 'Verzeichnifs' befindet sich auf der Hamburger stadtbibliothek (Katalog der Klopstock-ausstellung der stadtbibliothek zu Hamburg 1903 unter nr. 143).

2) Von vers 505 ab weicht meine zählung (für die neuausgabe in den Mon. Germ. hist.) um 5 verse ab von der von der Hagens, der sich hier verzählt hat. Vers 5570 bei mir ist also 5575 bei von der Hagen und so fort.

grosse epigone Wolframscher kunst, für den dichter von 'Ludwigs kreuzfahrt' besitzt. Unser dichter selbst stammte offenbar aus dem Troppauer lande, dessen zumeist aus Thüringen eingewanderten kolonisationsadel er genau kennt, darunter besonders Ulrich II. von Neuhaus (kreis Olmütz). Das ungemein warme lob auf ihn und sein gastliches haus (vers 1060 ff.) lässt besonders enge beziehung vermuten. Gerade von Neuhaus aber führen die wege nach Prag an den hof und zur böhmischen hofdichtung. Die hs. C des Ulrichschen 'Alexander' ist für Ulrich von Neuhaus verfertigt (Alexander ed. Toischer s. IX). Man braucht die dinge nur in das rechte licht zu rücken, um sie ganz klar zu machen. Den stoff zu seinem gedicht empfieng unser dichter von dem thüringischen kolonisationsadel, dessen ahnherren an des landgrafen Ludwig III. kreuzfahrt von 1189 und an der des landgrafen Ludwig IV. von 1228 beteiligt waren; beide fahrten und fürsten vermischen sich dem dichter. Dem herzog Polke war wegen seiner verwandtschaft mit den Ludolfingern dieser stoff nicht unangenehm. Vorbilder, höfischer stil, die romantische vorliebe für die Sarrazenen verraten die luft des böhmischen königshofes; lässt sich doch Wenzel II. selbst von Ulrich von Eschenbach unter dem bilde 'Wilhelms von Wenden' in heidnisch-sarazenischer verklärung abkonterfeien! An das lob der Przemisliden knüpft sich erneutes lob des Polke an: auch mit diesen war der herzog verwandt (siehe unten). Indem der dichter seine sämtlichen mäzene nennt und preist, Ulrich von Neuhaus, könig Wenzel II. und herzog Polke, den auftraggeber des gedichtes, hat er meines erachtens selbst den weg seines lebens gezeichnet.

Es fragt sich nur, welcher von den vielen schlesischen Bolkos unser herzog Polke ist. Von Wilken und von der Hagen bis Baesecke identifizierte man ohne zureichende gründe den Polke mit herzog Bolko II. aus der Schweidnitz-Jauer-Münsterbergischen piastenlinie, und besonders Baesecke stellte ihn in den mittelpunkt eines blühenden schlesischen musenhofes. Aber wir werden sehen, dass mindestens in bezug auf die 'kreuzfahrt' der ruhm des mäzenatentums auf dieses Bolko gleichnamigen vater Bolko I. übergehen muss.

Bolko II. ist nämlich frühestens 1298 geboren, vgl. Konrad Wutke, Stamm- und übersichtstafeln der schlesischen fürsten, 1911, tafel III; Zeitschr. d. ver. für gesch. Schlesiens, 46, 163 ff; ja, wenn wir bedenken, dass sein ältester bruder auch Bolko hiess, als knabe am 30. januar 1300 starb und wahrscheinlich nach alter sitte seinen namen erst dem neuen brüderchen vererbte. so kommen wir mit der geburt beziehungsweise taufe Bolkos II. frühestens auf den februar des jahres 1300. Nun setzt man 'Ludwigs kreuzfahrt' gewöhnlich in die jahre 1301–1305. Aber ein 1–5jähriges kind kann nicht der anreger eines gedichtes sein; es kann nicht von ihm in worten die rede sein, die auf eine längere und tatkräftige regierungszeit notwendig schliessen lassen, und es kann nicht von ihm heissen: *der gerehter sînem volke ist vor als ein werlich man* (5573) — auch bei sehr weitgehender schmeichelei nicht. Wäre man auf Bolko II. angewiesen, so müsste man sich an seinen selbständigkeitstermin halten (22. nov. 1322) und käme auf 1325 vielleicht. Da nun aber anderseits auch könig Wenzel II., der am 21. juni 1305 gestorben ist, vers 5470 bis 5554 unzweifelhaft als lebender behandelt wird, so käme man von ihm aus dennoch in die zeit vor 1305 und damit zu einem unlöslichen widerspruch — wenn es sich nicht vielmehr um Bolko I., den vater, handelte, den herzog von Jauer und Schweidnitz und herrn von Fürstenberg. Wer sich über bedeutung und eigenschaften dieses fürsten bei Stenzel, Geschichte Schlesiens s. 112, oder Grünhagen, Geschichte Schlesiens I s. 121 ff., 126 ff., unterrichtet, der wird finden, dass unser dichter mit

seinem lobe kein wort zuviel über ihn sagt. Es passt zu dem charakterbilde dieses energischen mannes, dass er, wie er als erster schlesischer fürst die ungeordneten ländereien, einkünfte und leistungen in genauer, peinlicher ordnung verzeichnen liess, so auch die berichte über 'Ludwigs kreuzfahrt' *mêr vernunftic haben wolde* und befahl, sie *zu rehte* zu *berihten, in wârem rîm verslihten* und *ordenlich zûbringen sie, als der edele furste die niht rehte geordent funden hât.* Seine urgrossmutter Hedwig, gattin Heinrichs I., war eine tante der landgräfin Elisabeth, daher die verwandtschaft mit den Ludolfingern. Seine grossmutter Anna, gattin Heinrichs II., war eine tochter könig Ottokars II. von Böhmen: daher die verwandtschaft mit den Przemisliden. Unser dichter hat demnach ein besonderes recht, nach dem grossen Przemislidenlob scheinbar unvermittelt auf unsern Bolko zu kommen und von ihm zu sagen, er sei *des* (hs. *dem*) *kuniclîchen stammes ein blûnder ast.* Es erledigt sich damit von der Hagens streichung des *dem* und seine annahme, es sei damit nichts weiter gemeint, als dass alle fürsten Schlesiens von den grossfürsten Polens stammen, das damals schon ein königreich war (s. XVI seiner Ausgabe). Wenzel II. und Bolko I. waren vettern zweiten grades. Im januar 1289 war Bolko I. selbst in Prag, und der könig beschenkte ihn zum zeichen seiner besonderen huld mit der stadt Schönberg. Aber hat sich der herzog vielleicht eben damals aus Prag, dem böhmischen musenhofe Ulrichs von dem Türlin und Ulrichs von Eschenbach, einen hofkaplan mitgebracht, der als sein hofdichter der verfasser von 'Ludwigs kreuzfahrt' wurde und der wie jene im banne Wolframscher kunst stand? — Es werden umstände aus dem leben und der regierung Wenzels II. erwähnt, die in dessen letzte jahre fallen, wie seine krönung zum polnischen könig in Gnesen im juni 1300 und die anbietung der ungarischen krone im jahre 1301 (vers 5538 ff.). Aber herzog Bolko I. starb am 9. november eben dieses jahres. Dies ereignis ist nicht mehr erwähnt. Wenzel liess seinen sohn am 26. august zum ungarischen könig krönen. Auch diese krönung erwähnt der dichter nicht, aber man braucht sich auf dieses datum nicht festzulegen. Hätte der dichter, als er die Przemislidenverse 5412—5569 schrieb, diese krönung schon gekannt, die doch nur der letzte ausdruck des ein paar monate früher (*êr des ein jâr vol umme quam* 5543) eingefädelten und bekannt gewordenen politischen ereignisses selber war, er hätte sie gewiss, wie die krönung zu Gnesen, mit ein paar versen an unserer stelle erwähnt. Nachher war keine gelegenheit mehr dazu; d. h. ende august 1301 war das 6. tausend der über 8000 verse schon voll. Und als am 9. november der 'tod des herrn' erfolgte, war die arbeit ganz abgeschlossen; es hätte dies ereignis sonst, mindestens anlässlich der schilderung des landgrafentodes, wie etwa bei Hartmann von Aue, worte und verse ausgelöst. Nicht innerhalb der jahre 1301—1305, sondern im jahre 1301 muss also unser gedicht entstanden sein. Es wird kaum ein zweites mhd. epos so auf monate genau festgelegt werden können wie 'Ludwigs kreuzfahrt'.

Der hier schon mehrfach berührte weitere zusammenhang ist, wie gesagt, der mit der böhmischen hofdichtung in Wolframs manier, der durch Jantzens konfrontierung mit Ulrich von Eschenbach zuerst bekannt geworden ist. Aber Jantzen hat den einfluss Ulrichs und auch des stilverwandten herzog Ernst D auf unsern dichter durchaus nicht weit genug verfolgt. Es lassen sich noch zahllose weitere parallelen mit leichter mühe auffinden von ganz alltäglichen, wie 893 *von hôher geburt die clâren* (wörtlich so Wilhelm von Wenden 4963), bis zu komplizierteren, wie vers 3371 das ironische *welt mit der fluht daz rechen ir? wie sulen ûch des loben wir?* (vgl. Alexander 13721 *wolt ir den mit flûhte rechen? wer sol*

darumbe sprechen in wol oder bieten êre?) oder 3212 *wir (die Cristen) sîn hie in gotes gebot, die heiden uf zwîraltigen tôt* (vgl. herzog Ernst D 4765 *die (Cristen) wârn dâ uff gots gebot, die heiden uff tzweier slahte tôt* und sehr viel mehr. Schlachtschilderungen, belagerungen, beschreibungen ritterlich-höfischer zurichtung sind nach demselben schema und mit denselben worten gearbeitet. Die tolerante auffassung der heiden ist die gleiche, und all das rührt zuletzt von Wolfram her. Aber es ist mir zweifelhaft, ob unser dichter, obwohl er ihn zweimal nennt, Wolfram noch selbst überhaupt gelesen hat. Er kann sämtliche Wolframianà von seinen literarischen mittelgliedern haben, denen er so unendlich viel verdankt. Wenn er vers 950 ff. sagt, dass des landgrafen Hermann *hôch prîsende tât zu sûzer rede brâht hât her Wolfram von Eschenbach,* so denkt er damit kaum an die stellen, die in den echten werken Wolframs Hermann rühmend, aber beiläufig erwähnen, sondern die nicht ganz richtig eingeschätzte quelle waren ihm Ulrichs verse 4364 ff. *her Wolfram von Eschenbach . . . als er ze hôhem fluge maz den lantgraven von Dürngen Hermann* im 'Wilhelm von Wenden'. Der vergleich Saladins mit Wolframs Terramêr vers 1796 ff. stammt wohl aus dem jüngern Titurel 2836 ff. Der wendung 5511 *dirre sêlige Wenzezlabe* liegen Ulrichs verse im 'Wilhelm von Wenden' 4360 f. *künec Wenzelabe vom sælegen hûs oder vom sælegen lande* mit der etymologie von *Bêheim* zu *beatus* zugrunde. Ich zweifle nicht, dass wie jener heidnische burggraf *Dimitter* 5359 aus dem 'Alexander' stammt und es überflüssig ist, nach einer historischen identifizierung zu suchen, dass so auch der 14tägige friede 4609, 7531 aus dem Herzog Ernst D 1422 stammt und dass mit der *Adelêt,* die neben Elisabeth (und ebenso falsch wie diese) vers 633 einmal als *wirtin* Ludwigs III. auftritt, nichts als eine wohl unbewusste reminiszenz an die *vrouwe* und *wirtin Adelheit* aus dem 'Herzog Ernst' vorliegt.

Ja, es geht die abhängigkeit von den vorbildern in der diktion so weit, dass folgender merkwürdige fall eintritt: man muss bei der schlechten überlieferung von 'Ludwigs kreuzfahrt' (nur 1 hs.) mitunter ihre vorbilder zur textkritik heranziehen. So ist vers 2449 *hunde menige vellen tyr* nicht etwa zu lesen als *hunde manige vellen(t) tier,* sondern nach Alex. 12430, wo der vers, von Jantzen nicht bemerkt, wörtlich (nur durch *crefic* erweitert) steht, als: *hunde menige vellet tier* (die menge der hunde). Die von Lexer als ἅπαξ verzeichnete verbindung *in unergerter nôt* (hs. *une gertener*) 3127 fällt ganz fort, denn es handelt sich um die *unergezte nôt,* die im Alex. 26926, 27523, Wilhelm von Wenden 1168, Herzog Ernst D 4864 begegnet. Die quelle für alle ist Parz. 752, 1. In den eingangsversen 11 ff., wo von der *sûzen rede* gesagt wird: *und die frou Êren holde* (das ist Bolko, nach Wilhelm von Wenden 1768) *mêr vernunftic haben wolde uf fröuden âventûre in sînem hûse zu stûre und wil zu lust geniezen ir* ändert Singer (Prager deutsche studien 8, 312) die worte *haben . . . zu stûre* in *laden . . . zu fûre.* Aber der reim *âventiure : stiure* stammt gleichfalls aus Ulrichs diktion, vgl. Alexander 27 607 *die (süeze rede) dirre âventiure git werder hilfe stiure; stiure* ist ein ungemein beliebtes reimwort bei Ulrich. Die übersetzung der (ungeschickten) stelle ist nicht schwierig: *lust* ist ἀπὸ κοινοῦ zu *stûre* wie zu *geniezen* zu ziehen. Ähnliches begegnet bei unserem dichter öfter; etwa umzustellen *zu stûre der lust und wil geniezen ir,* ist nicht notwendig.

An einer anderen, etwas verzweifelteren stelle, innerhalb einer besonders wieder von Ulrich so sehr geliebten apostrophe der 'Welt', bessert Singer in vers 7627 *dîner valschen liebe wene angelt fröude uf êwic sene* die worte *angelt fröude* in *un fröude gelt.* Aber wenn man, wie ich das für die hier unbedingt gegebene methode

halte, unter dem eindruck der ungeheuren stilistischen abhängigkeit des dichters von seinen vorbildern zum textverständnis eben von diesen vorbildern ausgeht, so darf man das *angelt* nicht ändern angesichts des *du fröiden scharpher angel* in ähnlicher verwendung Alex. 13546; vgl. *dîn tôt in mîn freude geworfen hât den scharfen jâmers angel* Jüng. Titurel 1025, auch 4674; Wolframs Willehalm 174, 22. 'Gewohnheit an weltlust schläfert die himmlische sehnsucht ein' ist der sinn des satzes, der sofort mit andern worten noch einmal verdeutlicht wird.

Wer uns einmal eine systematische untersuchung jenes nachklangs höfischer kunst gibt, der von Böhmen her sogar über die schlesischen berge flog, der möge auch jener 6 Iweinfresken im alten wohnturm des schlosses von Boberröhrsdorf bei Jauer gedenken, über die Knötel in den 'Mitteill. d. schl. ges. f. volkskunde' 20, 1918, s. 72 ff. gehandelt hat. Wenn die herren von Redern, deren einen, namens Peter, Knötel für den auftraggeber jener wandgemälde mit motiven aus dem 'Iwein' hält, zu Bolko II. in beziehung standen, so taten sie das natürlich zu Bolko I. auch und erst recht. Denn Bolko II. regierte gar nicht mehr selbst in Jauer, wo zu dieser zeit sein bruder Heinrich I. sass; wohl aber waren unter Bolko I. Schweidnitz und Jauer vereint gewesen. Auch schloss Grafenstein bei Zittau enthält übrigens alte Iweinfresken.[1]

JENA. HANS NAUMANN.

Zum gebrauch der konkurrierenden abstraktbildungen im gotischen.

Das scheinbar wirre nebeneinander der sich inhaltlich berührenden und daher untereinander konkurrierenden abstraktformen im got. hat in Kauffmanns weit ausholender stilgeschichtlicher untersuchung der got. bibel[2] eine wesentliche klärung erfahren. Mit recht wird hier (s. 205) unter den dem übersetzer zu gebote stehenden ausdrucksmöglichkeiten bei der wiedergabe von abstraktbegriffen die bewusste bevorzugung der stark erweiterten gruppe[3] auf *-ei* hervorgehoben. Überhaupt hat zu ihren gunsten eine 'nicht unerhebliche verschiebung' stattgefunden. Die alten *-ja*-stämme wurden zurückgedrängt, die konkurrierenden auf *-iþa* in ihrem wachstum gehemmt; sie trat sogar mit den verbalabstrakten auf *-eins* erfolgreich in wettbewerb. Unter den abweichungen des got. textes von der griechischen vorlage nehmen von allen abstraktbildungen die auf *-ei* den verhältnismässig

1) Es mögen sich hier in aller kürze noch einige konjekturen anschliessen, die zumeist für sich selber sprechen: Vers 1910 lies *ir phîle* (hs. *viel vil*) *ouch dâ verschuzzen die schutzen;* ein hörfehler: irgendwann war also das gedicht einmal nach diktat geschrieben worden. Vers 3986 lies *noch ez en ist in wirde* (hs. *wurde*) *siten; wurde* für *wirde* ist dialekt, *in wirde siten* auch vers 4546. Vers 5036 *nâch minne geldes* (hs. *gerndes*) *lône* nach vers 1315, 2075, Wilh. von Wenden 3636, Alex. 13538, 23869; Parz. 23, 7 und öfter. Vers 3485 l. *in menlîchem geturste* wie 2802, und 8048 l. *von eigenen geturstem* nach 2485, 5157. Vers 5065 l. *ich meine, des keisers ouch und* (statt hs. *not*) *der walhe halp;* 5074 *sie* statt *sin,* 6570 *drîe schar* statt *die schar.* Vers 7082 ist es ganz unnötig, mit Jantzen s. 15 in *wagen* etwas anderes als den infinitiv *wâgen* zu sehen, der asyndetisch mit *sîn* koordiniert ist. Vers 3304 ergänze *Surs,* 3259 *einen Frisen* (nicht mit von der Hagen *sînen brûder*), 7713 *ûch pflegen* zu *genzlîche* aus gründen des zusammenhangs.

2) Zeitschr. 48, 1 ff. 165 ff.

3) Ich habe — rechnet man *aiþei, kilþei, bairgahei* ab — im ganzen 93 hierhergehörige bildungen gezählt.

grössten raum ein[1]; nur in den Corintherbriefen, wo überhaupt die übersetzungstechnik innerhalb der gezogenen grenzen am freiesten ist[2], wechseln synonyma häufiger[3].

Ein vergleich der belegten doppelformen zu *-ei*-bildungen und *-ja*-stämmen ergibt fast in allen fällen ein übergewicht für *-ei*, gleichmässig verteilt auf die einzelnen teile der bibel. Dabei bleibt auffällig das erhebliche überwiegen von *weitwodei* gegen *weitwodi*; dieser umstand allein schon — er wird gestützt durch andere von Kauffmann vorgebrachte erwägungen — scheint mir für ein verhältnismässig junges alter der *-ei*-bildung zu sprechen. Diese abstraktbildungen gehören zu denjenigen formen, die dem 'neuen stil der buchsprache'[4] das gepräge geben und die sprache des übersetzers als 'eine von der volkssprache verschiedene literatursprache'[5] erscheinen lassen.

Unter den mit *-ei-* konkurrierenden verbalabstrakten, soweit sie von Kauffmann a. a. o. nicht berührt worden sind, treten namentlich *-dûþs* und *-iþa* hervor. Für *-dûþs* kommen nur 4 stichwörter in betracht, die verhältnisse liegen also einfach:

gamainein andbahtjis τὴν κοινωνίαν τῆς διακονίας 2 Cor 8, 4; *taihswons . . . gamainein* Gal 2, 9. Gegen: *hlaifs þanei brikam, niu gamainduþs leikis fraujins ist?* (κοινωνία) 1 Cor 10, 16; *gamainduþ þulaine* Phil 3, 10; *ƕo gamainduþe ahmins* Phil 2, 1; 2 Cor 6, 14; *in ainfalþein gamainduþais* 2 Cor 9, 13. — Klänge nicht, namentlich an der ersten stelle, die form mit dem altertümlicheren, wuchtigeren suffix feierlicher?

unte gatawida mis mikilein, sa mahteiga ὅτι ἐποίησέν μοι μεγαλεῖα ὁ δυνατός L 1, 49; *usfilmans þan waurþun allai ana þizai mikilein gudis* ἐπὶ τῇ μεγαλειότητι L 9, 43; *ufarassus mikileins mahtais is* μέγεθος Eph 1, 19; *ei fraujins mikilein gakannidedi* Skeir IV d. Gegen: *mikilduþs fraujins wulþans kannida* Skeir IV b; *swalauda is mikilduþais maht* ebd. ('majestät').

managduþs fahedais ἡ περισσεία τῆς χαρᾶς 2 Cor 8, 2 ist die einzige stelle, an der diese bildung belegt ist, während man für *managei* in der bibel etwa 130 belege zählt, in der Skeireins 2. Im sing. steht das wort für πλῆθος, λαός, ὄχλος, vereinzelt für ὄχλοι; im plur. bildet es die übersetzung zu λαοί, οἱ Ἰουδαῖοι u. a.

ajukduþs hat keine nebenform auf *-ei*. Ich glaube, die wahl des wortes, für das sonst *aiws* steht, ist an den 3 belegstellen aus satzrhythmischen gründen zu erklären: es steht Joh 6, 51. 58 am satzende, L 1, 33 im satzeinschnitt.

Ein vergleich hinsichtlich des stärkeverhältnisses zwischen *-ei* und *-dûþs* fällt also entschieden zugunsten von *-ei* aus. Die scheinbare ausnahme für *gamainduþs* erklärt sich daher, dass dieses zweimal im Philipperbrief steht, der an *-ei*-formen wie auch für *-iþa* hinter dem durchschnitt zurückbleibt.

An der hand der erhaltenen teile der got. bibelübersetzung lässt sich somit

1) An stelle eines griech. adjektivs: *latei . . . þwastiþa* ὀκνηρόν . . . ἀσφαλές Phil 3, 1; für ein adverb: *unagein . . .* ἀφόβως L 1, 74; statt eines verbs steht ein got. verb mit zugehörigem substantiv: *us liutein taiknjan* ὑποκρίνεσθαι L 20, 20.

2) J. M. Kapteijn, IF. 29, 344.

3) Vgl. *miþwissei . . . gahugds* συνείδησις 1 Cor 8, 10. 12; *boka . . . gameleins* γράμμα, γράμματα 2 Cor 3, 6. 7; *in unmahtim meinaim* (ἐν ταῖς ἀσθενείαις μου) . . . *in siukeim meinaim* 2 Cor 12, 5. 9. 10; . . . *was niuklahs . . . barniskeins aflagida* νήπιος . . . τὰ τοῦ νηπίου 1 Cor 13, 11 (nicht so ausdrucksvoll ist der übergang von *niuklahs* zu *barnisks* Gal 4, 1. 3).

4) Leuk, Beitr. 36, 305.

5) Kauffmann, Zeitschr. 48, 167.

deutlich erkennen, dass *-ei* das schwerfälligere, gleichbedeutende *-dūþs* verdrängt hat.

Nicht so einfach ist die abgrenzung im gebrauch von *-ei* und *-iþa*[1]. In der bedeutung[2] decken sich die angehörigen beider gruppen ziemlich:

airzei πλάνη Eph 4, 14; Skeir. V a. — *airziþa* πλάνη Mt 27, 64; plur. 1 Tim 4, 1.

armahairtei ἔλεος L 1, 50. 54. 58; Eph 2, 4 und sonst. — *armahairtiþa* ἔλεος Mt 9, 13; L 1, 72; ἐλεημοσύνη Mt 6, 4.

daubei πώρωσις R 11, 25. — *daubiþa* πώρωσις Mc 3, 5; Eph 4, 18.

diupei βάθος Eph 3, 18. — *diupiþa* βάθος L 5, 4; R 8, 39. 11, 33; βυθός 2 Cor 11, 25.

(*un*)*garaihtei* δικαιοσύνη Mt 5, 20; L 1, 75; Phil 3, 6; 2 Cor 6, 14 und oft; δικαίωμα L 1, 6; R 8, 4; ἀνομία 2 Cor 6, 14. — *garaihtiþa* δικαιοσύνη Joh 16, 8. 10; R 10, 10.

gaurei λύπη Phil 2, 27. — *gauriþa* λύπη Joh 16, 6.

hauhei ὕψος Eph 3, 18. — *hauhiþa* ὕψος L 1, 78; Eph 4, 8; ὕψωμα R 8, 39; δόξα L 14, 10; Joh 7, 18.

hlutrei εἰλικρινεία 2 Cor 1, 12. — *hlutriþa* εἰλικρινεία 2 Cor 2, 17.

kaurei βάρος 2 Cor 4, 17. — *kauriþa* βάρος Gal 6, 2.

waila-, *waja-merei* εὐφημία 2 Cor 6, 8; δυσφημία ebd. — *meriþa* φήμη Mt 9, 26; L 4, 14; ἀκοή Mc 1, 28; ἦχος L 4, 37.

swiknei ἁπλότης 2 Cor 11, 3; Gal 5, 23; ἁγνεία 1 Tim 5, 2. *swikniþa* ἁγνότης 2 Cor 6, 6; ἁγεία 1 Tim 4, 12.

(*un*)*hrainei* Skeir III b; ἀκαθαρσία Col 3, 5. — *unhrainiþa* ἀκαθαρσία 2 Cor 12, 21; Gal 5, 19; Eph 4, 19. 5, 3; 1 Thess 4, 7.

unswerei ἀτιμία 2 Cor 6, 8. — *unsweriþa* ἀτιμία 2 Cor 11, 21.

weitwodei Skeir VI b; μαρτύριον 2 Cor 1, 12; 2 Thess 1, 10; 1 Tim 2, 6; μαρτυρία Tit 1, 13. — *weitwodiþa* Skeir IV c; μαρτύριον Mt 8, 4; 2 Tim 1, 18; μαρτυρία Mc 14, 55. 59 und sonst; verbal Mc 14, 56.

In einigen der hier verzeichneten fälle ist der durch *-iþa* ausgedrückte begriff weiter als der inhalt der parallelbildung auf *-ei*. So hat *armahairtiþa* nicht nur die bedeutung von *armahairtei* (ἔλεος), sondern dazu auch die der werktätigen barmherzigkeit (ἐλεημοσύνη, 'unterstützung, wohltat, almosen'). Der bedeutungsinhalt von *garaihtei* (δικαίωμα) ist enger als derjenige von (δικαιοσύνη) *garaihtiþa*. Genau so verhält es sich mit *-merei*, dessen bedeutung allerdings festgelegt ist durch die verdeutlichende kompositionsform, gegen *meriþa* (φήμη, ἀκοή). Übertragene bedeutung liegt vor in *hauhiþa* (δόξα).

Der plural hat prägnante bedeutung bei *kauriþa* (τὰ βάρη Gal 6, 2; vgl. *wulþaus kaurein* βάρος δόξης 2 Cor 4, 17). Begriffserweiterung des plur. gegenüber dem sing. liegt auch vor bei *manwiþa*: *in manwiþai aiwaggeljons* (ἐν ἑτοιμασίᾳ,

1) Die klasse auf *-iþa* ist bei weitem nicht mehr so zahlreich, ich habe nur 35 bildungen gezählt.

2) Als solche ergibt sich diejenige des zustands. Die eigenschaft einer person, eines dinges wird potenziert gedacht als zustandsform (*armahairtei, -iþa; diupei, -iþa, hauhei, -iþa*); meist wird nur der zustand als solcher ausgedrückt (*barniskei, usbeistei, fulliþa*), oder das verharren in dem schon eingetretenen zustand (*bleiþei, daubei, -iþa, ainfalþei, gauriþa, sweriþa*). Die weiterentwicklung ist angedeutet in *riurei*. Aus ihr ergibt sich diejenige des zustandes der vollendung (*liuþei, sleiþei, weitwodei, þwastiþa, wairþida, wargiþa*). Doch muss zugegeben werden, dass die bedeutungsübergänge oft unvermittelt ineinander übergehen.

bereitschaft) Eph 6, 15 gegen L 14, 28 *niu frumist gasitands rahneiþ manwiþo* (οὐχὶ πρῶτον καθίσας ψηφίζει τὴν δαπάνην, kosten).

Überhaupt ist der gebrauch des plur. im verhältnis zur grösse der gruppe gegenüber der viel stärkeren auf *-ei* auffallend häufig. Einige der belegten *-iþa*-bildungen kommen nur pluralisch vor, während im sing. *-ei*-formen bevorzugt werden. Diese stileigentümlichkeit kehrt so auffällig oft wieder, dass man geradezu von einer ausgesprochenen bevorzugung des übersetzers für *-iþa* zum ausdruck des pluralbegriffs bei abstrakten reden darf. Vgl. *izwaros misso kauriþos bairaiþ* (τὰ βάρη) Gal 6, 2; aber sing. *kaurei* 2 Cor 4, 17. Ebenso bei *agliþa*, *mildiþa*, denen allerdings die konkurrierenden *-ei*-bildungen abgehen: *winnan agliþos* (θλίβεσθαι) 1 Thess 3, 4; *jabai hvo mildiþo jah gableiþeino* (σπλάγχνα) Phil 2, 1. Zu *airziþa*, *unhrainiþa*, *weitwodiþa* kommen die parallelformen auf *-ei* nur im sing. vor: *atsaihvandans ahmane airziþos jah laiseino unhulþono* (προσέχοντες πνεύμασιν πλάνοις) 1 Tim 4, 1; *horinassus jah allos unhrainiþos* (πορνεία δὲ καὶ πᾶσα ἀκαθαρσία) Eph 5, 3; *samaleikos þos weitwodiþos* (μαρτυρίαι) Mc 14, 56. Ebenso *aggwiþa* 2 Cor 6, 4: *in aglom, in nauþim, in aggwiþom* (ἐν στενοχωρίαις).

Die plurale verwendung verdankte ihre häufigkeit zum guten teil der deutlicher erkennbaren flexionsform gegenüber dem einförmigeren *ei*-schema. Sie wäre aber sicherlich nicht so ausgesprochen, wenn nicht der ableitung *-iþa* in der lebenden sprache im gegensatz zu dem mehr schriftsprachlich empfundenen *-ei* auch ein zug ins konkrete angehaftet hätte[1].

Die lebendigkeit des produktiven suffixes *-iþa* ergibt sich auch aus dem umstand, dass beziehungen der träger dieser ableitungsweise zu anders gebildeten abstraktgruppen weniger häufig auftreten. Für *-ja*-stämme ist neben *-iþa* nur ein beispiel belegt: *weitwodi* 2 Tim 2, 2 gegenüber dem häufiger vertretenen *weitwodiþa*. Zu fem. *-n*-stämmen: neben *agliþa* 1 Thess 3, 4 steht *aglo* (θλίψις) Mc 4, 17; Eph 3, 13; (ὀδύνη) R 9, 2; (*in*) *aglom jah arbaidim* (ἐν κόπῳ καὶ μόχθῳ) 2 Cor 11, 27. *fulliþa* hat neben *ufarfullei* und einem nicht ganz sicher anzusetzenden *fulleiþ-fulleiþs* (Mc 4, 28) noch *fullo* zur seite; *unte afnimiþ fullon af þamma snagin* (αἴρει γὰρ τὸ πλήρωμα) Mt 9, 16; R 11, 12. 25; Eph 4, 13 und öfter.

Neben *armahairtei*, *-iþa* begegnet *armaio* in gleicher bedeutung (begriffserweiterung): *armaio* (ἔλεος) R 9, 23. 11, 31; Gal 6, 16 und öfter; *atsaihviþ armaion* (προσέχετε τὴν δικαιοσύνην) Mt 6, 1. 2; *iþ þuk taujandan armaion* (ἐλεημοσύνην) Mt 6, 3; aber: *ei sijai so armahairtiþa þeina in fulhsnja* Mt 6, 4[2].

Durch das aus der Skeireins belegte *weitwodeins* steht *-iþa* auch zur gruppe der verbalabstrakte in beziehung.

Verwickelter scheint die abgrenzung zwischen *-ei* und *-iþa*. Unter abzug derjenigen fälle, die in ausgesprochen pluralischer funktion (teilweise mit besonderer bedeutung) durch die vorlage bedingt sind, bleibt doch noch eine ganze reihe auffallender parallelformen. Auch ihre verwendung ist bei näherem zusehen keine wahllose, vielmehr an gewisse voraussetzungen gebunden.

1) Damit wird auch der gebrauch von *fulliþa* (eig. das vollsein, die fülle, vgl. *ufarfullei* : *fulls*) zusammenhängen. Dann ist es nicht nötig Col 2, 16 *in dailai dagis dulþais aiþþau fulliþe* (ἐν μέρει ἑορτῆς ἢ νουμηνίας) wegen der bedeutung 'vollmond' eine ausnahmestellung des wortes zu konstruieren.

2) Für diese ausgeprägte stileigentümlichkeit, wonach 'dem dreimal beibehaltenen griech. wort im got. zwei gleiche (hier sogar drei) und ein davon abweichendes entsprechen', hat R. Gröper, Untersuchungen über got. synonyma, diss. Berlin 1915. s. 87 f. weitere belege gegeben.

Zunächst die häufigkeit des vorkommens. Für die oben aufgeführten 13 wörter mit den belegten parallelformen ergeben sich folgende werte[1]:

	Luc	Mc	Joh	Mt	2 Cor	1 Cor	Röm	Eph	Gal	1Tim	Col	2Tim	Phil	Thess	Neh	Tit	Skeir
-iþa	4	2	4	3	6	–	4	3	1	3	1	1	–	1	–	–	1
-ei	2	2	–	1	6	–	3	5	2	3	1	3	2	1	–	1	4

Für sämtliche hierhergehörenden bildungen:

	Luc	Mc	Joh	Mt	2 Cor	1 Cor	Röm	Eph	Gal	1Tim	Col	2Tim	Phil	Thess	Neh	Tit	Skeir
-iþa	11	4	7	5	13	2	10	6	3	7	2	2	2	6	–	–	4
-ei	15	12	2	6	35	16	19	28	15	19	14	9	7	3	1	5	16

Der gebrauch beider ableitungsweisen ist in den einzelnen denkmälern demnach verschieden. Besonders beachtenswert sind die beiden Corinther- und der Römerbrief wegen ihrer abweichenden behandlung, teile der bibelübersetzung, denen besondere feinheiten der übersetzungstechnik nachgerühmt werden.

Im wesentlichen stimmen beide übersichten aber überein[2]. Bemerkenswert bleibt beidemal das starke überwiegen von *-ei* in der jüngeren Skeireins. Die zahlen würden sich noch mehr verschieben zugunsten von *-ei*, wollte man diejenigen belege für *-iþa* abziehen, die dort in den eingestreuten bibelstellen stehen. Daraus ergibt sich doch offenbar, dass *-ei* in immer weiterem umfange das schwerere *-iþa* im schriftsprachlichen gebrauche verdrängt hat. Wie für das schwerfälligere, archaische *-dûþs* ist für *-iþa* (berührungen zwischen *-iþa* und *-dûþs* lassen sich überhaupt nicht mehr nachweisen) mit der zeit *-ei* im schriftsprachlichen gebrauche eingetreten; derselbe entwicklungsgang also, den auch das ahd. mit seiner ursprünglichen vielheit von abstraktableitungen bietet. So deutlich wie hier aber, wo das einzige erhaltene werk anhaltspunkte bietet für die schichtung der verschiedenen typen innerhalb der lebenden sprache, erscheint eine scheidung dort in keinem falle möglich.

Ist *-ei* aber die ausgesprochen schriftsprachliche ableitungsform, so kommt *-iþa* mehr der lebenden sprache zu (vgl. die übersetzung *inniujiþa* für τὰ ἐγκαίνια, fest der erneuerung des tempels, Joh 10, 22). Auch dafür ergeben sich anhaltspunkte. Als beweismaterial mögen die oben aufgeführten 13 parallelformen dienen, wobei ich jedoch diesmal sämtliche belegstellen zähle. Ein vergleich ergibt nun für diejenigen abstrakta, die zu adjektiven gebildet sind, die eine geistige eigenschaft ausdrücken, eine viel höhere zahl für *-ei* im verhältnis zu *-iþa*: *armahairtei: iþa* = 8 : 3; (*un*)*garaihtei: -iþa* = 34 : 3; für *swiknei: -iþa* ist das verhältnis = 3 : 2; bei einigen andern zufällig nur schwach belegten gleich. Demgegenüber aber be-

1) Ein in demselben denkmal öfter wiederkehrendes wort ist nur einfach gezählt, ebenso komposita. Für die reihenfolge in der aufzählung der bibelteile war die grösse des erhaltenen stückes massgebend, um das verhalten der einzelnen teile besser zu kennzeichnen; nur die beiden Thessalonicherbriefe habe ich ihres geringen umfangs wegen zusammengezogen. Gezählt sind in beiden tabellen auch die fälle, in denen *-iþa* durch den gebrauch im plur. bedingt ist, wo also unter andern umständen im sing. *-ei* einträte.

2) Namentlich im spärlichen gebrauch der abstraktformen in den evangelienberichten gegenüber den episteln.

achte man: *diupei:-iþa* = 1:4; *hauhei:-iþa* = 1:7; *unhrainei:-iþa* = 1:5; *weitwodei:-iþa* = 6:17. Der unterschied zwischen schriftsprachlicher und gemeinsprachlicher form spiegelt sich darin deutlich ab.

Er ist sogar noch viel feiner wiedergegeben. Von einer reihe von fällen abgesehen, deren ausnahmestellung sich zumeist aus flexivischen gründen ergibt, steht nämlich im gehobenen stile *-ei*, in einfacher rede dagegen *-iþa*[1]:

armahairtiþa wiljau jah ni hunsl Mt 9, 13; *ei sijai so armahairtiþa þeina in fulhsnja* Mt 6, 4; *taujan armahairtiþa bi attam unsaraim* L 1, 72.

-ei: L 1, 58; Eph 2, 4.

brigg ana diupiþa ... þo natja izwara L 5, 4.

Jah qimands is gasakiþ þo manaseþ bi frawaurht jah bi garaihtiþa jah bi staua ... iþ bi garaihtiþa, þatei du attin meinamma gagga Joh 16, 8. 10.

bi garaihtein þizai sei in witoda ist Phil 3, 6.

Bi unsweriþai qiþa 2 Cor 11, 21.

þairh wepna garaihteins ... þairh wulþu jah unswerein, þairh wajamerein jah wailamerein, 2 Cor 6, 7.

Jah qaþ imma Jesus: ... jah atbair giba þoei anabauþ Moses du weitwodiþai im Mt 8, 4; wohl auch 2 Tim 1, 8.

so gibands sik silban andabauht faur allans weitwodein melam swesaim 1 Tim 2, 6; *so ist weitwodei sunjeina* Tit 1, 13.

Ähnlich im einfachen schlichten erzählerton *-iþa*, in gehobener darstellung, daher zumeist in den episteln *-ei:*

vgl. *taujan armahairtiþa* L 1, 72.

unte gatawida mis mikilein ... jah armahairtei is in aldins L 1, 50.

akei unte þata rotida izwis, gauriþa gadaubida izwar hairto Joh 16, 6.

ei gaurein ana gaurein ni haban Phil 2, 27.

jah usiddja meriþa so and alla jaina airþa Mt 9, 26; Mc 1, 28; L 4, 37; *jah meriþa urrann* L 4, 14.

unte daubei bi sumata Israela warþ R 11, 25.

jah ni swa samaleika was weitwodiþa ize Mc 14, 59; *sokidedun ana Jesu weitwodiþa du afdauþjan ina* Mc 14, 55.

unte galaubida ist weitwodei unsara du izwis 2 Thess 1, 10; Skeir VI b; *unte hoftuli unsara so ist, weitwodei miþwisseins unsaraizos, þatei in ainfalþein jah hlutrein gudis, ni in handugein leikeinai* 2 Cor. 1, 12.

Wo sich der unterschied im gebrauche beider formen nicht so erklärt, ist die *-ei*-form eingesetzt aus gründen der satzmelodik, oder es handelt sich um formen der obliquen casus.

1) Ich berücksichtige hierbei der kürze halber nur die oben aufgeführten 13 parallelbildungen. — Die scheidung zwischen einfacher beschreibung und pathetischer rede ist in den briefen naturgemäss schwieriger als in den evangelienberichten. — Andere beispiele für wörter auf *-iþa* ohne doppelformen: Joh 7, 18; L 1, 14; 1 Thess 5, 3.

Im fallenden sprechtakt, namentlich am ende des satzes, steht statt des *-iþa* das *-ei*, vgl. *waurstwa leikis, þatei ist: horinassus, kalkinassus, unhrainiþa, aglaitei* Gal 5, 19[1];

jah ist so speidizei airziþa wairsizei þizai frumein Mt 27, 64.

in filudeisein du listeigon uswandjai airzeins Eph 4, 14.

armahairtiþa vgl. oben Mt 9, 13. 6, 4; L 1, 72.

hleibida Israela þiumagu seinamma gamunands armahairteins L 1, 54. 50.

o diupiþa gabeins handugeins jah witubnjis gudis! R 11, 33 (zwischen einer menge von *-ei*-formen!); *nih hauhiþa nih diupiþa nih gaskafts anþara magi uns afskaidan af friaþwai gudis þizai* R 8, 39; *naht jah dag in diupiþai was mareins* 2 Cor 11, 25.

ƕa sijai braidei jah laggei jah hauhei jah diupei Eph 3, 18.

garaihtiþa vgl. oben Joh 16, 8. 10.

ei garaihtei witodis usfulljaidau in uns R 8, 4; *qiþa auk izwis þatei niba managiþo wairþiþ izwaraizos garaihteins þau þize bokarje jah Fareisaie* Mt 5, 20; *ƕo dailo garaihtein miþ ungaraihtein?* 2 Cor 6, 14.

ussteigands in hauhiþa ushanþ hunþ Eph 4, 8; *þanuh ist þus hauhiþa faura þaim miþ anakumbjandam þus* Lc 14, 10; *nih hauhiþa nih diupiþa nih gaskafts* R 8, 39 (vgl. oben); *saei fram sis silbin rodeiþ, hauhiþa seina sokeiþ; iþ saei sokeiþ hauhiþa þis sandjandins sik, sah sunjeins ist jah inwindiþa in imma nist* Joh 7, 18.

ƕa sijai braidei jah laggei jah hauhei jah diupei Eph 3, 18.

Nach abzug derjenigen stellen, die sich aus dem funktionsgebrauch des suffixes *-iþa* im plural erklären (*airziþa* 1 Tim 4. 1; *garaihtei* L 1, 6; *kauriþa* Gal 6, 2; *unhrainiþa* Eph 5, 3), bleiben nur noch wenige belege übrig. Die wahl des suffixes findet teilweise in der dadurch auffallend gekennzeichneten casusform ihre erklärung. Hier waren also flexivische gründe massgebend. Für den gen. sing. handelt es sich[2] nur um wenige beispiele: *gaurs in daubiþos hairtins ize* Mc 3, 5; Eph 4, 18; *in waurstwein unhrainiþos allaizos* Eph 4, 19. Der dat. sing. auf *-iþai* empfahl sich schon deshalb, weil das wort in der volleren lautform des suffixes einen nebenton erhält, der rhythmus folglich lebendiger wird: *unte ni laþoda uns guþ du unhrainiþai, ak in weihiþa* 1 Thess 4, 17; 2 Cor 12, 21; *in usmeta, in friaþwai, in galaubeinai, in swikniþai* 1 Tim 4, 12; *hairto auk galaubeiþ du garaihtiþai, iþ munþa andhaitada du ganistai* R 10, 10; *þairh infeinandein gudis unsaris, in þammei gaweisoþ unsara urruns us hauhiþai* L 1, 78; *us hlutriþai*

1) *iþ akran ahmins ist frijaþwa, faheþs, gawairþi, usbeisnei, selei, bleiþei, galaubeins, qairrei, gahobains, swiknei* Gal 5, 23; andere beispiele in menge in den von Kauffmann nach der kolometrie ausgehobenen belegstellen vgl. s. 15. 18. 19. 20.

2) Soweit die beispiele dafür und für die andern casus nicht schon oben in die gegenüberstellung eingereiht worden sind.

2 Cor 2, 17. Bemerkenswert ist die übersetzungstechnik 2 Cor 6, 5 f.: *in slahim . . . in wokainim, in lausqiþrein, in swiknipai, in kunþja, in laggamodein, in selein, in ahmin weihamma*[1]. Immerhin begegnet dat. sing. *-ein* auch sonst nicht ganz vereinzelt; vgl. *af ainfalþein jah swiknein* 2 Cor 11, 3; *in ainfalþein jah hlutrein gudis* 2 Cor 1, 12. Aus der stellung am ende des satzes erklärt es sich in: *juggos swe swistruns in allai swiknein* 1 Tim 5, 2; ähnlich L 1, 75 *in sunjai jah garaihtein; ak guþ gabigs wisands in armahairtein* Eph 2, 4. Acc. sing.: *dauþeiþ nu liþuns izwarans . . . horinassu, unhrainein, winnon, lustu ubilana . . .* Col 3, 5; durch den satzrhythmus bedingt 2 Cor 6, 8: *þairh wulþu jah unswerein, þairh wajamerein jah wailamerein.*

Es muss zugegeben werden, dass sich nicht alle belege restlos in die aufgestellten regeln einzwängen lassen[2]. Immerhin aber scheint eine gewisse gesetzmässigkeit durchzuleuchten. Sie wirft ein günstiges licht auf die feinheit der übersetzungstechnik auch im kleinen.

DÜSSELDORF. HANS GÜRTLER.

Zu den briefen der frau rat.

Kösters schöne ausgabe der briefe von Goethes mutter (zuerst Leipzig 1904; ich kenne und zitiere nur diese erste auflage, weiss also nicht, was etwa in den späteren ergänzt worden ist) bemüht sich, in den äusserst knapp und doch lichtvoll gehaltenen anmerkungen alles das zusammenzustellen, was zur erklärung einzelner stellen zu wissen notwendig ist, die arbeiten der vorgänger Burkhardt, Heinemann, Suphan usw. dankbar benutzend, und hat das verdienst, unter andern auch die grosse mehrzahl der zitate in den briefen der sehr zitatlustigen und zitatfesten frau nachgewiesen zu haben. Einen kleinen nachtrag zu diesen anmerkungen stelle ich im folgenden zusammen und füge als anhang ein echtheitsproblemchen der Goethephilologie zur weiteren prüfung für die fachgenossen bei.

1, 17: 'Lieber Crespel, bald bald hoffe ich euch nun wiederzusehen: da wollen wir guter dinge sein, alle historien auf neue art erzählen, in unserm zirkus vergnügt leben und sonne und mond samt allen planeten ihre wirtschaft ruhig treiben lassen.' Die schlussworte sind ein zitat aus Werthers leiden. Vom morgen nach der glückseligen ballnacht, in der Werther seine Lotte kennen lernte, erzählt er zwei tage später (Werke 19, 37; Der junge Goethe 4, 240): 'Da verliess ich sie mit der bitte, sie selbigen tags noch sehen zu dürfen: sie gestand mirs zu und ich bin gekommen und seit der zeit können sonne, mond und sterne geruhig ihre wirtschaft treiben; ich weiss weder dass tag noch dass nacht ist, und die ganze welt verliert sich um mich her'. Auch hier also redet frau rat, wie sie es an andrer stelle (1, 62) ausdrückt, 'mit dem seligen Werther'.

1) Auch für die übrigen (ohne parallelformen) eine menge beispiele: *in niujiþai . . . jah in fairniþai* R 7, 6; *nih faginoþ inwindiþai* 1 Cor 13, 6; *in manwiþai* Eph 6, 15; *in swigniþai* L 1, 44; *sweriþai* R 12, 10; 1 Thess 44; *in swiknipai* 2 Cor 6, 6; 1 Tim 4, 12; (*in*) *weihiþai* Eph 4, 2; 1 Thess 3, 13. 4, 3. 4; 1 Tim 2, 15 u. s.

2) Dass dabei selbst homoioteleuton und reim eine rolle spielen können, beweisen die von Kauffmann s. 26. 42 u. a. angeführten beispiele.

1, 67. Hans Schickebrods burleske grabschrift, die auch Wieland mehrfach in briefen zitiert, hatte schon 1899 Schüddekopf in einem privatdruck (Ihren lieben oberkranich Karl August Hugo Burkhardt begrüssen zur feier vierzigjährigen archivalischen wirkens am 10. januar 1899 die Timotheusbrüder s. 13) im wortlaut nachgewiesen. Kösters anmerkung (2, 213) konnte also präziser gefasst werden.

1, 83: 'Die Bethmännin ist so krittlich wie ein kind, das zahnt.' Mit der gleichen bildlichen wendung hebt des jugendlichen Goethe versbrief an Friederike Oeser an (Werke 5, 1, 56; Der junge Goethe 1, 303): 'So launisch wie ein kind, das zahnt.' Das Deutsche wörterbuch dürfte, wenn es den 'zähnemangel' überwunden hat, demnächst vielleicht ausweisen, ob eine familienwendung des Goethischen hauses oder eine allgemeiner verbreitete sprichwörtliche redensart vorliegt.

1, 129: 'Bei gott, das ist die herzogin Amalia, wie aus dem spiegel gestohlen!' Hier redet frau rat mit Lessings prinzen in der Emilia Galotti (1, 4), der, nachdem ihm der maler Conti das porträt der tochter des obersten Galotti vor augen gestellt hat, überrascht ausruft (Sämtliche schriften 2, 383): 'Bei gott, wie aus dem spiegel gestohlen!' Die einführenden beteurungsworte in beiden stellen beweisen deutlich den ursprung aus einem trauerspiel, aus dem Goethes mutter auch sonst zitiert (1, 172. 179).

1, 137: 'Ich ... verschlucke den teufel nach dem weisen rat des gevatters Wieland, ohne ihn erst lange zu bekucken'; 2, 87: 'Doch ich halte es mit Wielands schönem sprüchlein: 'Wenn man den teufel muss verschlucken, muss man ihn nur nicht lang bekucken.' Weder Suphan noch Köster haben die stelle nachgewiesen. Sie findet sich im zweiten teil der verserzählung 'Das sommermärchen', die frau rat aus dem ersten druck im Merkur von 1777 gekannt haben wird, vers 24 und lautet (Werke 4, 97 Hempel): 'Herr Gawin war dem zaudern gram; er denkt: wer sich den teufel zu verschlucken entschlossen hat, muss ihn nicht lang begucken.' Wie gern frau rat aus den verserzählungen des gevatters Wieland zitate ihren briefen einflicht, lehrt ein blick in Kösters register (2, 278), dem diese stellen einzuordnen sind.

1, 165: 'Vor mich soll es nicht sowohl hoffnung ... sondern eine art von luscher sein'; 1, 185: 'Leben Sie wohl ... und schicken bald wieder einen luscher Ihrer freundin Elisabet.' Was bedeutet 'luscher', wofür Keil (Frau rat s. 269. 286) 'tuscher' druckt, während der erste druck in Dorows Reminiszenzen (s. 136. 161) an der ersten stelle 'luscher', an der zweiten 'tuscher' hat? Keil hat nach der einen, Köster nach der andern seite hin uniformiert, ohne dass einer von beiden eine erklärung versucht hätte. Max Hecker verdanke ich folgende durchaus plausible erklärung: 'luscher' ist nach der orthographie der frau rat soviel wie 'lutscher', d. h. saugbeutel kleiner kinder (vgl. Deutsches wörterbuch 6, 1354) und bedeutet dann in übertragenem sinne 'ersatz, trostmittel'.

1, 184: 'Mein armes steckenpferd ... wird nun aus mangel der nahrung so klapperdürr wie der papst im Basler totentanz'; 1, 195: 'Sie gleicht dem kranken löwen in der fabel: der war vom kopf bis auf den schwanz so mager wie der papst im Basler totentanz.' Hier zitiert frau rat nicht ganz genau den eingang der 1773 gedichteten (wo zuerst erschienenen?) fabel Pfeffels 'Der kranke löwe', wo es heisst (Poetische versuche 1, 64): 'Der tiere grosssultan lag auf dem krankenbette: er war vom kopf bis auf den schwanz so dürr als bruder Hein im Basler totentanz.' Dasselbe bild braucht noch Hebel in seinem alemannischen gedicht 'Die vergänglichkeit', wo der junge zu seinem vater beim anblick der ruinen des Röttler schlosses sagt (werke 1, 87 Behaghel): 'Stohts denn nit dört, so schuderig wie der tod im Basler

totetanz?' Über die ergreifenden, hier gemeinten todesdarstellungen am predigerkirchhof von Grossbasel orientiert eingehend Wackernagel in seinem lehrreichen aufsatz über den totentanz (Kleinere schriften 1, 349)

1, 234. 256. 2, 138: 'Krieg und kriegsgeschrei'. Dass diese aus der Lutherschen bibelsprache (Markus 13, 7; Matthäus 24, 7) stammende, auch im Faust vers 861 vorkommende wendung nicht, wie Pniower (Goethejahrbuch 16, 169) wollte, zur chronologischen bestimmung der betreffenden Faustszene 'Vor dem tor' verwendbar ist, da sie eben bei mutter wie sohn nur ihre auch sonst hinlänglich bekannte bibelfestigkeit bezeugt, habe ich bereits in einer rezension im Euphorion 5, 583 gelegentlich bemerkt. Die wendung ist in der literatur viel häufiger, als man glaubt: schon das Deutsche wörterbuch 5, 2271 wies sie aus den briefen der Elisabet Charlotte von Orléans nach; Minor brachte (Göttingische gelehrte anzeigen 1900 1, 237) weitere belege aus Wieland, Lichtenberg, Arndt bei. Ich habe mir im lauf der jahre noch folgende notiert: Brockes, Irdisches vergnügen in gott 5, 509; Liscow, Sammlung satirischer und ernsthafter schriften s. 66; Kotzebue, Theater 13, 9. 14, 196; Tieck, Schriften 26, 332; Duncker, Iffland in seinen schriften s. 184; Jean Paul, Werke 11, 12. 29, 306 Hempel; Groth, Gesammelte werke 3, 321; Meyer, Huttens letzte tage s. 62. Köster hätte nicht (1, XVI), den spuren Pniowers folgend, die wendung in der Fauststelle als eindringling aus der dem dichter bei seinem Frankfurter aufenthalt von 1797 wieder lebendig gewordenen sprechweise der mutter herleiten sollen, da Goethes bibelwendungen wohl dieser auffrischung schwerlich bedurften. Das hypothesengewirr über die in rede stehende szene mag sich lösen, wie es will, jedesfalls hat diese wendung aus der reihe der ernstlich in betracht kommenden momente unbedingt auszuscheiden.

1, 240 berichtet frau rat ihrem sohn am 9. november 1793 von den 18 überfüllten aufführungen von Mozarts Zauberflöte im Frankfurter theater und beleuchtet die kassenkräftigkeit der oper noch durch eine reihe höchst ergötzlicher einzelheiten. Es scheint bisher noch nicht bemerkt worden zu sein, dass dieser hinweis der frau rat für den Weimarer theaterintendanten Goethe, der natürlich im interesse der kasseneinnahmen stets nach zugkräftigen stücken ausschau hielt, der unmittelbare anstoss gewesen ist, Mozarts letztes meisterwerk baldigst seinem repertoire einzuverleiben. Die erste Weimarer aufführung war am 16. januar 1794, und die vielen folgenden wiederholungen gaben Goethes überlegungen recht (vgl. Burkhardt, Das repertoire des Weimarischen theaters unter Goethes leitung s. 132). Umgekehrt liess sich wohl Goethe durch den ablehnenden bericht seiner mutter vom 23. dezember 1797 über die Frankfurter aufführung von Cherubinis Lodoiska (2, 38), die in Paris bereits 1791 mit lebhaftem beifall gegeben worden war und des verfassers neuen opernstil einleitete (vgl. Hohenemser, Luigi Cherubini s. 138), bestimmen, diese oper nicht in Weimar zu geben, wo sie erst am 26. oktober 1805 zum erstenmal erschien (vgl. Burkhardt s. 140 und meine darlegungen über den namen Lodoiska in Schillers Demetrius im Euphorion 4, 537).

1, 251: 'Ohngeachtet die zeitläufte so beschaffen sind, dass mir des Diogenes sein fass am liebsten wäre: ich wollte es schon rollen' Hier zitiert die mutter des sohnes doch wohl noch aus den Frankfurter jugendjahren stammendes gedicht 'Genialisch treiben', dessen anfangs- und schlussverse übereinstimmend lauten (Werke 2, 272; Der junge Goethe 6, 512): 'So wälz' ich ohne unterlass wie sankt Diogenes mein fass.' Dass die quelle des bildes in Mendelssohns vorrede zu seinen Philosophischen schriften (Gesammelte schriften 1, 103; vgl. auch Lessing, Sämmtliche

schriften 15, 202) zu suchen ist, hat Morris an der genannten stelle wohl richtig vermutet.

1, 252: 'Wir können dem rad des schicksals doch, ohne zerschmettert zu werden, nicht in die speichen greifen'; 1, 271: 'Da ich die speichen des grossen rades nicht aufhalten kann . . .'; 2, 41 'Ich . . . kann dem rad des schicksals nicht in die speichen fallen und es aufhalten.' Welche stelle welches dichters wird hier dreimal ganz ähnlich zitiert? Suphan denkt (Briefe von Goethes mutter an ihren sohn s. 368) an die verse Auf Miedings tod 53 (Werke 16, 135): 'Nenn' ihn der welt, die kriegrisch oder fein dem schicksal dient und glaubt ihr herr zu sein, dem rad der zeit vergebens widersteht, verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht.' Ich glaube nicht, dass diese vermutung das richtige trifft, schon aus dem einen grunde, weil ein wichtiges bildliches moment, das dort in allen drei stellen sich wiederfindet, die speichen des schicksalsrades, in die der mensch vergeblich zu greifen versucht, in diesen versen fehlt, deren bildlichkeit und damit eindrucksfähigkeit ins gedächtnis wesentlich geringer ist. Frau rat zitiert nun mit vorliebe Schillers Don Carlos, den sie im Frankfurter theater öfter aufführen sah und in ihrem lesekränzchen mit verteilten rollen las: so 1, 179 (vers 2493 der Thaliafassung, von Köster nicht nachgewiesen). 187 (vers 845). 2, 73 (vers 39 = vers 1720 der Thaliafassung, gleichfalls von Köster nicht nachgewiesen). Auch unsre stelle ist ein reflex aus Don Carlos, und zwar aus einer rede des Posa in der grossen auseinandersetzung mit könig Philipp (3, 10), wo es heisst (vers 3166): 'Sie wollen allein in ganz Europa sich dem rade des weltverhängnisses, das unaufhaltsam in vollem laufe rollt, entgegenwerfen? mit menschenarm in seine speichen fallen?' Hier haben wir die volle bildlichkeit der speichen des schicksalsrades, die in der von Suphan herangezogenen stelle Goethes vermisst wurde.

1, 252: 'Der mein wohnhaus von unten an bis oben aus besichtigen . . . soll'; 1, 262: 'Zwar haben zwei mäkler das haus von oben an bis unten aus besehen'; 2, 86: 'Der hat ihr einen brief geschrieben, der . . . von oben [an] bis unten aus von deinem lobe voll war'; 2, 178: 'In pelz gehüllt von oben an bis unten aus.' Auch hier haben wir wieder im stil eine biblische reminiszenz, von der ich nicht weiss, ob sie etwa auch bei Goethe selbst in werken oder briefen vorkommt; nach dem tode Jesu berichten die beiden ersten evangelien übereinstimmend (Matthäus 27, 51; Markus 15, 38): 'Der vorhang im tempel zerriss in zwei stücke von oben an bis unten aus.'

1, 290: 'Gott segne dich im neuen jahr: er lasse seine lieb' und güt' um, bei und mit dir gehen, was aber ängstet und betrübt, ganz ferne von dir stehen' dürfte aus einem kirchenliede zitiert sein, mit dessen aufsuchung ich keine zeit habe verlieren mögen. Suphans bemerkung (s. 375): 'Wohl aus dem stegreif gereimt . . . lässliche aussprache verratend' erscheint mir demgegenüber wenig glaubhaft.

2, 25: 'Sömmerring . . . wird dir ehestens etwas vortreffliches das auge betreffend übersenden.' Köster macht dazu die unbegreifliche anmerkung (2, 230): 'Sömmerring, S. Th., Über das organ der seele'. Diese Königsberg 1796 erschienene schrift hatte Goethe schon im frühsommer dieses jahres erhalten und sich am 15. juni brieflich bei dem verfasser dafür bedankt (Briefe 11, 98), während der brief der frau rat vom 15. mai 1797 datiert ist; und was hat auch das organ der seele (nach Sömmerring die hirnflüssigkeit) mit dem auge zu tun? Der fehler geht letzten endes auf Suphan zurück, der (s. 378) den brief Goethes vom 15. juni 1796 zitiert, als wenn er ins jahr 1797 gehörte, und damit die falsche beziehung gewinnt. die

doch leicht richtigzustellen war. Sömmerring arbeitete damals am ersten bande seines werks über die menschlichen sinnesorgane, der erst Frankfurt 1801 unter dem titel 'Abbildungen des menschlichen auges' erschien. Als ihn Goethe am tage seiner ankunft in seiner vaterstadt am 3. august 1797 besuchte, sprach er mit ihm 'über das auge, dessen schöne arbeiten über dieses organ' (Tagebücher 2, 79).

2, 69: 'Der marsch aus dem Titus hat mir wegen der vermaledeiten sprünge viel not gemacht.' Diese notiz über den verhältnismässig recht leicht zu spielenden marsch aus Mozarts Titus (partitur nr. 4) lässt uns deutlich werden, dass es frau rat wegen ihrer vorgerückten jahre nicht mehr gelungen ist, ihr klavierspielsteckenpferd ordentlich auf die beine zu bringen.

2, 76: 'Um den hanswurst, der keine ader von einem rechten hanswurst hatte: i hab sein kragen, sei knopf: hätt' i a sei kopf!' Die worte nach dem kolon sind unvollständiges zitat aus Goethes Jahrmarktsfest von Plundersweilern vers 209 (Werke 16, 19; Der junge Goethe 3, 147): 'Hab' sei krage, sei hose, sei knopf: hätt' i au sei kopf, wär' i hanswurst ganz und gar.'

2, 137. Des hier genannten schauspielers Johann Konrad Friedrich vermeintlichen besuch bei Goethe, der wahrscheinlich ganz aus der luft gegriffen ist, habe ich im feuilleton des Berliner tageblatts vom 31. dezember 1915 kritisch beleuchtet.

2, 144: 'Vielleicht geht alles besser, als man denkt: müssen erst den neuen rock anprobieren, vielleicht tut er uns nur wenig genieren, drum lasst hinweg das lamentieren usw.' Hier scheint ein zitat aus einer komischen opernarie vorzuliegen, die nur ein intimer kenner der damaligen operettenliteratur oder ein glücklicher zufall würde eruieren können. Mit noch grösserer sicherheit erkenne ich in 2, 146 'Da nur ein schritt, ja nur ein haar dir zwischen tod und leben war' wieder ein kirchenliedzitat (vgl. oben zu 1, 290).

2, 147. Die 'hochbeinigen zeiten' sind nicht, wie Suphan (s. 362) naiv annahm, verschriebene 'hochpeinige oder hochpeinliche', nicht eine schöpfung der frau rat, der der schulmeister keine korrekte rechtschreibung beizubringen imstande war, sondern wirklich 'hochbeinige', jahre der teurung, noch Adelung aus dem gemeinen leben als gebräuchlich bekannt. Im Deutschen wörterbuch 4. 2, 1607, wo dieser zitiert wird, wird zugleich noch eine niederdeutsche stelle aus dem anhang satirischer und hochzeitsgedichte zu Lappenbergs Laurembergausgabe 7, 17 *et sünt hochbeende jaren* angeführt. Ich kenne noch zwei weitere stellen für das merkwürdige wort. Im gleichen anhang zu Lauremberg 11, 46 steht *o recht hochbeente jaren;* ferner schreibt Wilhelmine Heeren an Marianne Bürger (Briefe aus alter zeit s. 67): 'Da ich nun bei diesen hochbeinigten zeiten sehr sparsam geworden bin . . .'

2, 165 schliesst frau rat die schilderung einer durch übereilten wegzug der bewohner unordentlich gewordenen wohnung mit dem schlusstrumpf: 'Es sahe aus wie in der zerstörung Jerusalems.' Damit wird nicht auf die historische zerstörung der jüdischen hauptstadt durch Titus, sondern auf eine beliebte ausstattungsoper angespielt, die diese zum gegenstand hatte und die schon Reuter in seinem Schelmuffsky (Werke 1, 293. 2, 174) höchst ergötzlich als glanzleistung damaliger theaterillusion beschreibt; ihr verfasser war Postel.

2, 179: 'Bei so einer okkasion oder gelegenheit fällt mir immer das herrliche epigramm von Kästner ein: Ihr fürsten, grafen und prälaten, auch herren und städte insgemein, vor 20 speziesdukaten, denk doch, soll einer Goethe sein.' Dies epigramm findet sich weder in der gesamtausgabe von Kästners schriften noch in irgendeiner der modernen nachlesen zu seiner epigrammdichtung, und mir scheint

es apokryph. Nach dem, was wir von Kästners stellung zu Goethe wissen (vgl. zuletzt darüber Becker, Kästners epigramme s. 196), ist es unmöglich von ihm; aber woher stammt es sonst? —

Nun zum schluss zu dem problemchen, das auch direkt mit frau rat zusammenhängt. Aus ihrem stammbuch hat seinerzeit Ruland im Goethejahrbuch 12, 175 folgenden eintrag mitgeteilt, der dann in die neueren Goetheausgaben übergieng (Werke 4, 180; Der junge Goethe 1, 91):

'Das ist mein leib, nehmt hin und esset,
das ist mein blut, nehmt hin und trinkt,
auf dass ihr meiner nicht vergesset,
auf dass nicht euer glaube sinkt.
Bei diesem wein, bei diesem brod
erinnert euch an meinen tod.

Zum zeichen der hochachtung und ehrfurcht
setzte dieses seiner geliebtesten mutter
Frankfurt, den 30. sept. 1765. J. W. Goethe.'

Ich habe die stärksten zweifel, ob wir es hier mit originalversen des jugendlichen Goethe zu tun haben, und bin sehr geneigt, die zeilen mindestens zum teil für ein zitat aus einer damaligen oratoriendichtung, die die passion behandelte, zu halten. Meine zweifel entsprangen bei der lektüre von Zarnckes abhandlung über Christian Reuter als passionsdichter (Berichte der sächsischen gesellschaft der wissenschaften 1887 s. 306). Zarncke konfrontiert dort (s. 363) die verse aus Brockes' passion bei einsetzung des abendmahls: 'Das ist mein leib, kommt, nehmet, esset, damit ihr meiner nicht vergesset' mit den deutlich anklingenden in Reuters passion: 'Nehmt, das ist mein leib, und esset, dass ihr meiner nicht vergesset' und bemerkt dann, ob dieser anklang entlehnung begründe, bleibe dahingestellt, da es ja nicht unmöglich sei, dass die evangelienworte 'Solches tut zu meinem gedächtnis' unabhängig zu dem reim 'esset: nicht vergesset' geführt hätten. Ist die letztere annahme schon an sich schwer glaublich, so wird sie noch unwahrscheinlicher, wenn wir im hinblick auf obige verse glauben müssten, dass beim jungen Goethe der gleiche reim zum dritten male unabhängig sich sollte eingestellt haben. Ich glaube im hinblick auf Brockes' und Reuters passionstexte annehmen zu sollen, dass der sohn hier der mutter entweder eine arienstrophe, aus einem bei ihr vielleicht beliebten oder von beiden gemeinsam gehörten oratorientext wörtlich zitierend, in ihr 'schatzkästlein' geschrieben oder doch eine solche nur leise paraphrasiert hat Das textbuch genauer nachzuweisen ist mir leider trotz dankenswerter unterstützung Hugo Riemanns und der kennerin der Frankfurter musikgeschichte frau Karoline Valentin bisher nicht gelungen, doch mochte ich den gedanken selbst der kritischen prüfung der fachgenossen, von denen vielleicht einer mehr finderglück entwickeln mag, nicht länger vorenthalten.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

'Welche dies land gebar'; zu Zeitschr. 48, 125.

Da die verse Faust II, 9843 ff. ihrer kühnen syntaktischen konstruktion wegen beständig missverstanden werden und ich auch die neuesten ausführungen von Borinski in dieser Zeitschr. 48, 125 für verfehlt halte, so erlaube ich mir

auf die umschreibung hinzuweisen, die ich schon 1906 im Euphorion 13, 292 gegeben habe. Zur ergänzung möchte ich hier nur zweierlei hinzufügen: 1. Ich nehme 'es' in 'bring' es gewinn' als unbestimmtes subjekt, auf das unternehmen bezüglich, von dem gerade die rede ist, den griechischen freiheitskampf; eine solche leichte verschleierung liegt im stil derartiger glück- und segenswünsche. Man setzt 'auf gutes gelingen' an oder 'auf den tag' (Lissauers 'Hassgesang'), ohne näher anzudeuten, um was es sich handelt, mit einer gewissen verschwörerischen heimlichtuerei. 2. Goethe stellt 'die nicht zu dämpfenden' (die griechischen revolutionäre) 'allen' kämpfenden, also auch ihren türkischen unterdrückern gegenüber und wünscht ihnen 'heiligen sinn': sanctitas, temperantia. Darin liegt der ausdruck eines leisen unbehagens, den er solchen revolutionären ausbrüchen gegenüber denn doch nicht ganz unterdrücken kann; freilich sind die worte weniger aus der seele Euphorions als aus seiner eigenen gesprochen. Er kannte die bestie im menschen, die sich bei revolutionskämpfen stets zeigt, nur zu gut, hatte er doch selbst der volksbewegung der freiheitskriege kühler gegenübergestanden, als wir für billig halten werden. Die kühnheit der form dient in gewissem sinn, die bedenklichkeit im inhalt zu verdecken, die den segenswunsch einer mahnung annähert.

JENA. VICTOR MICHELS.

LITERATUR.

Das Marienburger Ämterbuch. Mit unterstützung des vereins für die herstellung und ausschmückung der Marienburg herausgegeben von Walter Ziesemer. Danzig, druck und verlag von A. W. Kafemann, 1916. IX, 222 s. 8 m.

Seinen ausgaben des Hauskomturbuches und Konventsbuches lässt Z. als dritte publikation eine ausgabe des „Marienburger Ämterbuchs" folgen, das handschriftlich im ordensfolianten nr. 129 im Königsberger staatsarchiv aufbewahrt wird. Es handelt sich bei diesem „Ämterbuch" um eine sammlung von inventarverzeichnissen, die in den zum Marienburger haupthaus gehörenden gebieten bei amtswechseln in den jahren 1375—1442 aufgenommen wurden, nämlich die inventare des grosskomturs, tresslers und hauskomturs, die inventare der ordensvogteien zu Stuhm, Grebin, Leske, Scharpau, Bönhof, Mösland, Montau, Lesewitz, Kalthof sowie der verschiedenen Marienburger ämter (kelleramt, marschall, karwan, viehamt, steinamt, kornamt, spittelamt usw.). Hinzu treten in der ausgabe einige ergänzungen aus einem wenige jahre später angelegten kleinen ämterbuch, welches inventarisationen aus der zeit von 1445—1449 enthält, und aus dem deutsch-ordens-briefarchiv. Ein register der personen- und ortsnamen sowie ein ausführliches wort- und sachregister bilden den schluss. In diesen verzeichnissen ist eine inkonsequenz bei der registrierung der im text genannten werke der ordensbibliotheken festzustellen, da diese werke zum teil im register der namen aufgezählt sind (Barlaam, Job, Judith, Roland, Stricker), zum grösseren teil im sachregister (Apokalypse, Veterbuch, Hester, Passional und andere).

Die bedeutung der publikation ist eine doppelte. Für die wirtschaftsgeschichte des ordens um die wende vom 14. zum 15. jahrhundert, also in der zeit seiner grössten blüte und des beginnenden niedergangs, ergeben sich aus den inventaren sehr wertvolle anhaltspunkte, besonders für die gebiete der pferdezucht, des hand-

werks, des waffen-, bekleidungs- und verpflegungswesens. Dem germanisten dagegen wird ein sehr wertvolles sprachliches material zur verfügung gestellt. Dabei sind die lautlichen erscheinungen die weniger wichtigen, da quellen für die im ordensland sich heranbildende gemeinsprache schon ziemlich reichlich vorhanden sind. Immerhin sind gewisse schwankungen in der lautlichen wiedergabe aus den einzelnen vogteien beachtenswert. Weit wichtiger ist die lexikalische ausbeute, deren ertrag im zweiten register gesammelt ist. Ich will hier nur zu wenigen worten einige bemerkungen beifügen. Ist *alantwyn* (Z.: auf Aland abgezogener wein) nicht vielleicht eine verschreibung für *lantwyn* (siehe s. 78, 4)? — *synnewelеysenvеyle* feile für runde Gegenstände Z.; nicht eher runde eisenfeile? — für *schilt* in *eberschilt, berschilt* vermutet Z. die bedeutung: keule. Nach dem deutschen wörterbuch IX, 123 bezeichnet man beim schwarzwild als schild panzerartig verhärtete stellen über den blättern und am rücken, die besonders im winter auftreten. Auch in der sprache der fleischer ist die bezeichnung schild für den hinter dem vorderblatt liegenden teil des rindes bekannt. Deshalb wird *eberschilt* wohl besser als wildschweinrücken zu erklären sein. Eine nachprüfung verdienen die vielen unter ,aale' verzeichneten stellen. Handelt es sich hier wirklich stets um aale und nicht auch gelegentlich um öl, z. b. s. 11, 32, wo unmittelbar hintereinander folgt: *2½ tonne rubensomen, item 1 tonne oles,* oder 11, 10, wo folgende aufzählung begegnet: *14 tonnen herrynges, item 4 tonne dorsche und 3 honiges, item 1 tonne oles, item 2 leste und 1 tonne gutes birs und 8 tonne metes.* Jedesfalls muss das eine auffallen: Wenn man alle bei Z. verzeichneten stellen auf aale deutet, hat es an ölvorräten im orden überhaupt gefehlt. — Auch sonst bleibt noch manche frage offen; für ihre spätere lösung ist der herausgeber, der ja auch leiter des Preussischen wörterbuchs ist, gewiss am besten gerüstet.

FRANKFURT A. M. KARL HELM.

Konrad Burdach, Vom mittelalter zur reformation. Forschungen zur geschichte der deutschen bildung. Im auftrage der königl. preuss. akademie der wissenschaften herausgegeben.

II. bd.: Konrad Burdach und Paul Piur, Briefwechsel des Cola di Rienzo. 3. teil: Kritischer text, lesarten und anmerkungen. XIX und 471 s., gr. 8°. 4. teil: Anhang, urkundliche quellen zur geschichte Rienzos. Oraculum angelicum Cyrilli und kommentar des Pseudojoachim. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1912. XVI und 254 s., gr. 8°. 1. Teil: Konrad Burdach, Rienzo und die geistige wandlung seiner zeit. Erste hälfte. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1913. VIII und 368 s., gr. 8° nebst beilage (nachtrag zu teil 3 und 4), 6 s., gr. 8°.

Folgendermassen fasst Ranke (Weltgeschichte 1895, IV, 399) das urteil der historiker über Cola di Rienzo, früher gewöhnlich *Rienzi, Cola* [*di*] *Rienzi* aus *Nicolaus Laurentii* [filius], zusammen: 'Fern lagen Karl IV. ideen, wie sie Ludwig der Bayer behauptet und wie sie damals in wunderlicher karrikatur in Cola di Rienzi erschienen . . ., der, die rechte des römischen volkes erneuernd, die stirn hatte, den papst und die kardinäle, aber zugleich auch Ludwig und Karl vor das tribunal des römischen volkes zu laden, um über ihre rechte zu entscheiden.' (Der satz steht sichtlich unter dem eindruck der ersten veröffentlichung des betreffenden dokuments in Gayes Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV, XV, XVI, Tomo I, Firenze 1839, App. I.) Auch die spezialhistoriker (Gregorovius, Gesch. d. stadt Rom, IV⁴. 273 f., Riezler'

Lit. widersacher der päpste, s. 50, anm. 1) halten Rienzo für grundbeeinflusst von dem demokratischen auftreten Ludwigs des Bayern in Rom 1328, seiner wahl eines bettelmönchs vom kloster Aracaeli auf dem kapitol zum papst (vgl. hier s.133 f. und anm.). Das schroffe urteil grade schon F. C. Schlossers (1846) und nach ihm Gregorovius' (1867) scheint erster quellengemässer[1] rückschlag gegen die englisch-liberalistische verhimmelung des *last of Romans* (Byron, Childe Harold IV St. 114), *last of tribunes* (Bulwers roman Rienzi 1835) durch die revolutionäre dichtung und oper der ersten hälfte des 19. jahrhunderts. Im banne von Bulwer: Richard Wagners Feldgeschrei 'Spirito santo Cavaliere' (vgl. hier s. 152) stehen wohl noch (1850/51) Gutzkows 'Missionäre der freiheit und des glaubens an die zeit, die der pfingstzeit neues windeswehen bestreicht', die 'Ritter vom geist', die ja schliesslich (1858—61) auch den 'Zauberer von Rom, (d. i. den papst) vor ihr tribunat laden. Auch ihr held ist ein fürstlicher bastard. Das 'dritte zeitalter', das 'des geistes', wie es der 'heimliche kaiserspross' Cola d. Rienzo aus dem munde seiner spiritualen verkündet, 'das dritte reich', spukt seitdem in vielen köpfen (so gleichfalls als prophetie am schluss von Ibsens 'Kaiser und Galiläer'). Man übersah, dass es im sinne jener verkündigung (durch den abt Joachim von Flore in Calabrien) — ein m ö n c h i s c h e s, nach dem 'fleischlichen und priesterlichen' vor und nach Chr., sein sollte. Rienzo, persönlich der überspannt geistige und politische revolutionär des 'himmels auf erden', erscheint allerdings in seiner studierten eitelkeit, halt- und skrupellosigkeit, seiner grausamen genusssucht, als echter 'moderner mensch'. Diese geheime zauberkraft, die ihm seine zeit nachsagte, wirkt jedesfalls offen und mit voller sympathie wohl auf die unsere seit der grossen revolution. In hochwissenschaftliche form bringt die auffassung des modernen revolutionszeitalters von seinem ersten ritter vom geist die weitschichtige veröffentlichung, deren z w e i t e r band, auch dieser noch unvollständig, hier vorerst nur vorliegt. Eine sorgfalt, wie sie nur ersten geistern und wichtigen unaufgehellten daten der nationalgeschichte zuteil wird, umgibt das andenken des 'phantastischen' römischen flüchtlings, als welcher er könig Karl IV. erschien (vgl. hier II 3, 217, 7. 10). Zwei jahre (sommer 1350 bis sommer 1352, vgl. hier II 3, 191 bis 411) hat er als gut gehaltener gefangener des 'nüchternsten' (s. 1, s. 7) deutschen kaisers in Böhmen zugebracht. Dort in Karls IV. kanzlei hat er die aussaat seines schwülstigen, weit weniger aus antiken schriftstellern, als aus biblischen und mittelalterlichen orakeln zusammengewobenen stiles hinterlassen. Die neue kuriale mode der 'poetischen' stilgebung wuchert hier, von der uns Petrarca, das vorbild seiner ‚tribunicischen' krönung mit dem lorbeer (vgl. G. Voigt, Wiederbelbg. des kl. alt.s I 51), eine so ergötzliche schilderung aus Avignon entworfen hat (Epist. fam. XIII 7). Ohne Petrarca, der vielleicht auch hier hinter ihm steht (Voigt II 268) und jenes urteil ('non ideo magis poeta, quam textor' hier II 4, 154 f.) über ihn fällt, hätte Rienzo die 'erregenden' wirkungen auf die analoge stilbildung eines Johann von Neumarkt (vgl. Voigt II, 270 darüber) kaum geübt, wie sie die briefe nr. 54—66, nr. 68/59, nr. 75/76 ins rechte licht setzen. Deutsche unterwürfigkeit gegen sensationelle erscheinungen des auslandes kann (siehe auch hier 1, s. 32) nicht rührender zum ausdruck kommen. Die letzteren vier nummern fügt diese neue ausgabe des briefwechsels Cola di Rienzos aus Codices 15. saec. der Breslauer universitätsbibliothek den drei bisher bekannten briefen zwischen ihm und dem humanistischen notar (bald kanzler) Karls IV. hinzu.

1) Felix Papencordt, Cola di Rienzo und seine zeit. Besonders nach ungedruckten quellen dargestellt. Hamburg und Gotha 1841.

Das grosse aufsehen, das Rienzos unternehmen in seiner zeit machte, bewirkte, dass seine briefe alsbald abgeschrieben und herumgetragen wurden, 'als ob sie', wie Petrarca an ihn schreibt, 'nicht von einem menschen unseres geschlechts, sondern vom himmel oder den antipoden kämen'. Eine sammlung von ihnen ist früh, an einer wunderlichen stelle gedruckt worden: nämlich 1613 in des Joh. Hocsemius Chronik der bischöfe von Lüttich (titel usw. siehe hier 3, s. IX). Reinald Orsini, der heftigste bekämpfer Rienzos in Rom, war nämlich erzdiakon (Leodiensi archidiacono, überschrift des briefes nr. 46 bei Hocs.), der päpstliche legat (gegen ihn), Bertrand von Deux, propst der kirche von Lüttich (Papencordt a. a. o. s. 326). Weitere veröffentlichungen bewirkte im 18. jahrhundert das interesse für Petrarca in des abbé de Sades bekanntem werke Mémoires de Petrarca III und anfang des 19. jahrhunderts die Byronschwärmerei in des John Hobhouse Historical illustration of the fourth Canto of Childe Harold (2. ed. London 1818). Den Jesuiten du Cerceau, dessen *ouvrage posthume*: 'Conjuration des Nicolas Gabrini dit de Rienzi, tyran de Rome (Amsterdam 1734, 12°, nach Papencordt s. 308) auch 'nachrichten und urkunden in den annalisten der römischen kirche' benutzte, habe ich unter den quellen nicht gefunden. Den namen *Gabrini*, den ich bei Rienzo nicht zu erklären weiss, trägt auch ein angeblicher abkömmling Rienzos, Fra Tomaso Gabrini, der um 1800 nach de Sades muster über seinen 'anherrn' schriftstellerte. Gänzlich auf de Sade, gleich ihm, fusst nach Papencordt, s. 309, die wegen ihres herausgebers doch wohl erwähnungswerte anonyme eröffnungsschrift des I. bandes von Schillers 'Geschichte der merkwürdigsten rebellionen und verschwörungen', 1788, s. 1–106: 'Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi in jahre 1347'. Papencordt, s. 309, schreibt sie noch Schiller selber zu. Sie ist aus dem französischen übersetzt von Huber (vgl. Goedeke hist.-krit. ausgabe IV, s. 114, anm.). Die ausgaben bei Papencordt, die bereits die (mangelhaft abgeschriebene) sammlung Pelzels, des geschichtsschreibers Karls IV. benutzen konnte (vgl. a. a. o. s. 321 ff. und urkunden von s. VI–C) und des gesamten Epistolario di Cola di Rienzo a cura di Annibale Gabrielli, Roma 1890 (Fonti per la Storia d'Italia pubblicate dall' Istituto Storico Italiano. Epistolari. Secolo XIV) werden ferner im wesentlichen vermehrt: durch nr. 72, ein nach zeit, anlass, ort und adressaten unsicheres, sehr unterwürfiges (bruch?-)stück aus der (böhmischen?) gefangenschaft, das die bevorstehende befreiung ersehnt; aus einem codex 14. saec. der stiftsbibliothek von Ossegg. nr. 75, an einen dogen von Venedig, in dem sich der von Petrarca als poetischer rivale in Avignon verspottete, aber dadurch nach Ciceros rechtsgrund für den dichter Archias vom tode befreite (siehe anh. nr. 60, z. 129 ff.) tribun als gelegenheitsdichter empfiehlt: rimator! S. 422, z. 19, wie nr. 74, 10 sono rime! Also wohl noch in mittelalterlichen gereimten hexametern oder im volgare. Vorliebe für den reim verrät auch seine prosa: Nr. 70, z. 172 ff. 14 vordersätze mit endreim auf *as*. Den sogenannten 'Leoninischen cursus' in rhythmischer anordnung der satzschlüsse, wie ihn die historiker sogar zum kriterium von papsturkunden erhoben haben, setzt der herausgeber überall voraus und merkt an, wo er mangelt. Wie man weiss, sucht er ihn auch in den deutschen denkmälern dieses kreises nachzuweisen (dem hier mit Dante in parallele gestellten 'Ackermann von Böhmen'). Der versuch, ihn in Petrarcas briefen aufzuspüren (hier 1, 108 f.) und nicht bloss in offiziellen schreiben an den papst, stösst offenbar schon jetzt auf die verachtung des pater poeseos für die mittelalterlichen formen, die seiner eigenen rhythmischen verse nicht schonte. Auf das 'problem des cursus der humanisten' will anm. zu 1, 109 an anderer stelle

zurückkommen. Aus cod. 14 s. der Leipziger stadt- und Klagenfurter fürstbischöflichen bibliothek: Nr. 80, Begrüssungsschreiben des durch Innocenz VI. wiedereingesetzten aus Rom an Karl IV. zu dessen krönungsfahrt nach Italien 1354; aus einem cod. 15 s. der Breslauer universitätsbibliothek. Nr. 1, in dem sich die römischen gesandten in Avignon 1343 an 'senat und volk Roms' wenden, ist wegen seiner inhaltsgleichheit (ankündigung des fünfzigjährigen jubeljahres durch die päpstliche bulle vom 27. jan. 1343) mit dem von Rienzo unterzeichneten schreiben nr. 2 (bei Gabrielli nr. 1) aus einem cod. 14—15 s. der Turiner bibl. nazionale hier hinzugefügt worden. Die drei nummern 17, 31, 32, von papst Clemens VI. aus Avignon, 1347, die erste eine absolutionsformel 'in mortis articulo', die beiden andern ankündigungs- und beglaubigungsschreiben für den päpstlichen bevollmächtigten, bischof Matthäus von Verona, an die römischen rektoren Raimund von Orvieto und Rienzo, können kaum als vermehrungen des epistolars Rienzos aufgeführt werden. Die vier unter die 'zweifelhaften und unechten briefe' aufgenommenen ungedruckten schreiben (II—V) aus der kanzlei Karls IV. von und an den 'tribunus' (aus einer Breslauer, II zugleich aus einer Münchener handschrift, dieses eine reine stilübung mit 13 zeilen langem eingang aus Cassiodor) wagt der herausgeber nicht, ihm zuzuweisen. Ein autograph Rienzos, als notars ('scriptum per me Nicolaum Laurentium, notarium camerae urbis . . .) aus dem archivio del collegio dei commercianti di Roma, das Gatti (Statuti dei mercanti di Roma tavola II) 1885 in heliotypie veröffentlicht hat, ist dem briefbande in facsimile beigegeben. 'Die schrift ist sauber und elegant' (Gregorovius VI 233). Der notar schrieb (nach der Vita) 'aus rücksicht für sein hohes amt' nur mit silberner feder. Der urkundenanhang des IV. teiles bringt als neu briefe und erlasse der päpste Clemens' VI. und Innocenz' VI. in sachen des Rienzo nach den vatikanischen beziehungsweise avignonesischen handschriften, die nur zum teil bisher in Theiners codex diplomaticus Dominii temporalis S. Sedis Tom. II (Rom 1862) und Wernusky Excerpta (ex registris Clemens VI. et Innocenz VI., Innsbruck 1885) auszugsweise veröffentlicht, zum teil von italienischen historikern in den letzten jahrzehnten angezeigt waren. Der nachtrag zu teil 3 und 4 in teil 1, s. 3 beklagt den in Padua durch dr. Piur festgestellten verlust des briefes des Paduaner bischofs Hildebrand (den mitempfänger der ungedruckten urkunde Clemens VI. über Rienzos einführung als notar; hier teil 4, nr. 2) an seinen vikar vom 30. juli 1347 als wertvoll für Rienzos revolution. Das dokument (LXXXVII bei Dondi Orologio, Istoria ecclesiastica Padovana, Padova 1815) soll nach Dondis 'unvollständigem und fehlerhaftem' text im kommentarband, teil 5, veröffentlicht werden; mit einer reihe anderer briefe und aufzeichnungen, die den herausgebern bisher entgangen waren und andern aktenstücken, den von Cipolla herausgegebenen vatikanischen suppliken, sowie briefen Petrarcas, in denen Rienzos nur im vorbeigehen erwähnung getan wird. 'Eine planmässige durchforschung der italienischen bibliotheken und archive nach neuem material über R. lag grundsätzlich ausserhalb des rahmens dieses werkes, das mit den mitteln der deutschen kommission der Berliner akademie durchgeführt, sich hier naturgemäss zu bescheiden hatte.' Was hiermit geboten wird, die diplomatische zusammenstellung des gesamten vorhandenen urkundenmaterials über Cola di Rienzo, scheint reichlich genug. Wenn man, schon wegen der fülle des sonst gebotenen, etwas vermisst, so wäre es der bequemlichkeit halber die aufnahme der ‚descriptio urbis Romae ejusque excellentiarum' mit der römischen epitaphiensammlung, die de Rossi und nach ihm Henzen (im Corpus inscr. Lat. VI P. I. pg. XV) Rienzo zu-

schrieben; ferner der abdruck der viel herangezogenen 'Vita di Cola di Rienzo', deren alter druck von 1624 und nach dessen text gemachte populäre ausgabe mit historischen anmerkungen, zuletzt von Zefirino Ret 1854 Florenz, le Monnier, nach Papencordt (s. 308 ff.) wenig kritisch sind. Sollte sie deshalb weggeblieben sein, weil der biograph, der Rienzo 'persönlich und politisch nahegestanden haben muss, . . . seine handlungen und seinen charakter trotz mannigfacher anerkennung mehrmals streng, ja übelwollend beurteilt' (vgl. hier II 1, 37)? Aus ihrem rahmenwerke, (gleichfalls italienischen) bruchstücken einer geschichte Roms in Muratoris Antiquitates Italicae medii aevi III (Mediol. 1740) sind einzelne stellen, mit der über sein grässliches ende, in den anmerkungen zu II 4 nr. 74/75 mitgeteilt. Ich notiere hierzu, dass in Papencordts, von Höfler herausgegebener Geschichte der stadt Rom im mittelalter (Paderborn, 1857) s. 416–422 'aus einer hs. der Bibl. Barberina jene kapitel in anmerkungen angeführt sind, die sich auf Rom beziehen und bei Muratori antiqu. III fehlen'. Dafür bringt unsere ausgabe (am schluss von teil 4, s. 221–343) das in Rienzos geschick, als persönliche prophezeiung, verwobene 'Oraculum angelicum Cyrilli' nebst dem bisher ungedruckten kommentar des Pseudojoachim, besorgt und mit einem spezialwortverzeichnis ausgestattet von Paul Piur (bis auf die von Burdach herrührende beschreibung des alten venezianischen Theolosphorusdruckes von 1516, s. 231–238). Schon äusserlich verraten die vielen griechischen lehnworte des wortverzeichnisses die 'mystification' (vgl. nachtrag zu teil 3 und 4, s. 5) einer ursprünglich griechischen fassung des in selbiger jedesfalls nicht erhaltenen orakels. Unter dem namen des karmeliten Cyrill von Constantinopel († 1224, als dritter general seines ordens) überliefert, wird diese astrologisch-biblische apokalypse, deren erstes kapitel zumal Rienzo (vgl. hier II, 3, 267 brief an den erzbischof von Prag nr. 57, 948 ff.) auf sich bezog, von ihrem ersten herausgeber, dem unbeschuhten karmeliten Philippus a S^ma^ Trinitate (Lugduni 1663, exemplar in der Münchener universitätsbibliothek) auf die gründungs- und entwicklungsgeschichte des karmeliterordens gedeutet. Als prophezeihung auf eine strenge reformation des mönchslebens gegenüber 'religiosis pravis, qui portabunt magna capucia post tergum in modum cornu' erscheint sie jedesfalls in ihrem hier mitgeteilten kommentar. Von der legende wird dieser dem berühmten spiritualistischen abt Joachim von Fiore in Kalabrien zugeschrieben; wie denn die allein bekannte lateinische fassung des seit dem ende des 13. jahrhunderts im Abendlande viel gefeierten und heftig befehdeten orakels wohl 'sicher' im 13 jahrhundert in joachimischen kreisen entstanden ist und 'wahrscheinlich' aus Unteritalien stammt. Die unmöglichkeit der abfassung des kommentars durch abt Joachim weist Piur schon hier (teil 4, s. 224 f.) aus dem kommentar selbst nach. Die leicht zu vermutende beziehung zu 'der zelantenpartei des minoritenordens' (siehe oben) und den durch Dante weltbekannten politischen und religiösen verhältnissen um 1300 bestätigt schon jetzt ,dr. Piurs deutung' in Burdachs nachtrag zu teil 3 und 4, s. 5. Denn im übrigen wird man auch hierfür – 'alle weitergehenden sachlichen bemerkungen über entstehung und bedeutung des orakels und seines kommentars' – auf den noch nicht vorliegenden kommentarband (teil 5) zu den briefen Rienzos verwiesen. Von dem text des kommentars waren bisher im wesentlichen lediglich die wenigen zusammenhanglosen auszüge bekannt, die 1386 der eremit frater Theolosphorus (Telesphorus) de Cusentia (Cosenza) in seiner – oft behandelten – weit verbreiteten prophetischen schrift 'De cognitione presentis scismatis' usw. davon gab (über ihren frühen druck vgl. oben). Dürftige bruchstücke des originals aus vatikanischen

handschriften veröffentlichte darauf der karmelit Daniel a Virgine Maria im Speculum carmelitanum, Antwerpen 1680. Endlich teilte P Ehrle etwas aus dem kommentar mit nach einer vatikanischen Hs. in seiner philologischen behandlung des ersten kapitels des orakels (Archiv für literatur und kirchengeschichte II 330, anm. 2). Trotzdem galt der kommentar selbst bei kennern des buches des Telesphorus als verschollen, obwohl schon 1757 Villiers in der Bibl Carmelitana I 359 f. elf hss. aufzählte. Die vorliegende ausgabe berücksichtigt nur vier hss. der Pariser nationalbibliothek und eine der Berliner kgl. bibl., zieht aber auch die auf den vatikanischen hss. beruhenden drucke des orakeltextes und des Theolosphorus zum vergleich heran.

Der zweite teil dieser ausgabe, der die beschreibung der benutzten handschriftlichen quellen bringen soll, liegt wie der fünfte kommentarband gleichfalls noch nicht vor. Doch nehmen variantenapparat und kommentar schon jetzt ziemlich die hälfte der ausgabe in anspruch. Alle verweisungen, sogar auf klassische und biblische stellen, sind in extenso gegeben. Erste kenner der in frage kommenden literaturen haben mitgeholfen, die quellen nachzuweisen. Um ein scherflein dazu beizutragen, vermerke ich für den 3. s. 393 (zu nr. 70, z. 269 f.) gesuchten ort, an dem Augustinus die mahnung Ciceros *de officiis* 3, 23, 90 wiederholt, dass von zwei schiffbrüchigen weisen auf einer planke der dem staate weniger nützliche dem nützlicheren freiwillig weichen solle, *de Civitate Dei* IX c. 4, 3, cf. XIV c. 8 u. 9: Nam profecto si nihili penderet eas res philosophus, quas amissurum se naufragio sentiebat, sicuti est vita ista salusque corporis, non ita illud periculum perhorresceret, ut palloris etiam testimonio proderetur . . . Ambo sane (scil. non minus Stoicus quam Peripateticus) si bonorum istorum seu commodorum periculis ad flagitium vel facinus urgeantur, ut aliter ea retinere non possint, malle se dicunt haec amittere, quibus natura corporis salva et incolumis haberetur, quam illa committere quibus justitia violatur . . . Dazu ib. c. 5: sed quanto honestius ille Stoicus misericordia perturbaretur hominis liberandi, quam timore naufragii! . . . Servit autem motus iste rationi, quando ita praebetur misericordia, ut justitia conservetur . . .

Der literarhistorische einführungsband der ausgabe (II 1) 'Rienzo und die geistige wandlung seiner zeit' ist nicht bloss bestimmt, ihre summe zu ziehen, sondern sie gleichzeitig zu motivieren, als 'eine rettung des verkannten durch sich selbst': 'Er allein, den viele ernsthafte forscher für einen abenteurer oder narren, manche gar für einen geisteskranken halten, spricht hier das entscheidende wort. Recht verstanden, meine ich, muss es ihn, sein wollen und sein tun, retten. Indessen, um seine rede zu verstehen, um sie so zu vernehmen, wie sie in und nach der mitte des 14. jahrhunderts Deutschland, vor allem das königreich Böhmen, also das östliche Mitteldeutschland, vernahm, müsste man sich bemühen, mit der seele und mit dem ohr jener wunderbaren zeit der welterneuung zu hören, der er entspross und die er bestimmt hat' (s. 3).

Es ist nun freilich ein vorteil dieser art rettung, dass sie den verfasser der strengeren pflichten des biographen überhebt. Der unterschied zwischen dem, was Cola di Rienzo schreibt, und dem, was er tat und wollte, ist zu oft zu gross, um ihm in meist offiziellen urkunden, die durchwegs den charakter der selbstrechtfertigung tragen, von vornherein ,das entscheidende wort' zuzuerkennen Hier gibt er sich allerdings so aufgetragen weissgeschminkt als 'candidatus spiritus sancti', dass man sein leben nicht erst zu kennen braucht, um aus seinem blossen auftreten in der geschichte öfters gelinde zweifel an diesem seinem 'wort' zu hegen. Doch bricht

sein temperament oft genug so weit durch, dass man nicht bloss zwischen den zeilen zu lesen braucht. So besonders in dem briefe an den erzbischof von Prag (nr. 57), in dem er die rollen, die er zu seinem liebeszweck spielt (z. 343 ff. *nunc fatuum, nunc ystrionem* usw.) offen kennzeichnet und (z. 348 ff.) das liebenswürdige geständnis macht, er habe vorgehabt, am nächsten pfingstfest, *omnes tyrannos Italie dolcissimis literis et ambassiatis sollempnibus conuocare*, ihnen das blaue vom himmel zu versprechen, um sie alle an einem tage zugleich 'der sonne zugewendet' aufzuhängen. Cesare Borgias berüchtigtes bankett von Sinigaglia war demnach nur ein schulwerk. Auch der brief an den propheten seiner mission unter den spiritualen, den frater Michael von Monte S. Angelo (nr. 64) hebt sich hier heraus, in dem die enttäuschung der hoffnung, in Karl IV. einen zweiten Ludwig den Bayern zu finden, ziemlich offen durchbricht und (z. 60 ff.) auf den nur scheinbar paradoxen entschluss des 'von niemandem gejagten' tribunen, unter die eremiten zu flüchten, vielleicht ungewollte streiflichter fallen. Doch wozu der versuchung dieser urkundenbände nachgeben, die intimitäten von Rienzos leben aufzuspüren, da das hier daraus gezogene resultat einem ganz anderen zweck dient? Wir könnten die kluft, die zwischen der sonstigen biographischen auffassung Colas und derjenigen, die hier zugrunde liegt, doch nicht überbrücken.

Es schliessen sich also an das verhältnismässig kurze erste kapitel (S. 5—34 gleichzeitige briefliche stimmen über Rienzo), in dem bedauert wird, dass 'unsere ausgabe leider nur fünf briefe von Deutschen mitteilen kann' (die drei stilübungen Johanns von Neumarkt, briefwechsel, nr. 55, 69, 76 und die beiden durch deren komplimente versüssten, politisch ablehnenden antworten Karls IV., nr. 51, und des Prager erzbischofs Ernst von Pardubitz, nr. 61), zwei sich zu besonderen abhandlungen auswachsende kapitel über die spez. p o l i t i s c h leitenden ideen der renaissance. Das eine (zweite) kapitel (s. 34—170) 'Roms heilige brautschaft und die umwandlung des imperiums' war man bisher gewohnt, bei Dantes politischer stellung zu kaiser und papst und den widersachern des papstes vor und im kirchenkampfe Ludwigs des Bayern abgehandelt zu finden Seine einstellung auf eine ausschliesslich politische persönlichkeit, wie die Rienzos, führt notwendig dazu, die ausgesprochen literarisch-künstlerische bewegung, die dem auftreten Dantes folgt, die sich selbst die wiedergeburt der (antiken) weltlichen literatur (,renatae literae' vgl. Joh. Corsii Commentarius De Platon. Phil. post renatas literas apud Italos instauratione Pisis 1771) als kennzeichnendes verdienst anrechnete, ganz unter dem p o l i t i s c h e n gesichtswinkel aufzufassen. Das dritte kapitel (s. 170–368) handelt von der 'vorbereitung des apollinischen imperiums'. Ganz in der weise, in der Achim von Arnim die idee seiner 'Kronenwächter' formulierte: 'Die auflösung ist endlich, dass die krone Deutschlands nur durch geistige bildung erst wieder errungen werde.' Dies 'neue dritte imperium, das die völker Europas beherrschen sollte, und vor dem die beiden älteren, das imperium des kaisers und die christliche universalherrschaft des papstes verblassten, . . . ist der universale prinzipat der neuen bildung, die eine wiedergeburt sein will aus dem primitiven geist der frühchristlichen antike' (s. 32 f.) Constantins. Wir möchten gleich hervorheben, welche besondere note diese das 'phantasiereich' politisch konstituierende, von Rienzo als seinem politischen vorläufer, Elias-praecursor und Johannes-verkünder ausgehende auffassung anschlägt. Burckhardts 'Kultur der renaissance' gründete sich auf den 'neuen begriff' des 'staates als kunstwerk', der diese kultur bestimme. Von der idee der verweltlichung geleitet, die für das die reformation herausfordernde zeitalter im protestantischen

norden ausschliesslich massgebend geworden war, gefiel sich Burckhardt erfolgreichst in herausstreichung der immoral und religionslosigkeit, die es begleitet. Das vorliegende buch, das die umkehrung des Burckhardtschen begriffs zum ausgang nimmt und mit seinem 'Apollinischen' titel so deutlich auf Burckhardts philosophischen jünger Nietzsche hinweist, scheint besonders darauf aus, die falsche vorstellung von der immoralischen, religionslosen, spez. antichristlichen grundrichtung der renaissance geradezu auf dem politischen gebiete selbst zu berichtigen: 'Dass die neu aufsteigende bildung der renaissance keine religiöse sei', hält sein verfasser (s. 97) 'für das verhängnisvollste vorurteil, und man muss es darum mit der allergrössten entschiedenheit und gründlichkeit zu widerlegen suchen, weil es so eingewurzelt und von so ausgezeichneten männern — gelehrten, künstlern, dichtern — vertreten wird. Der lebensgeist der italienischen renaissance quillt, wie gesagt, aus der religiösen tiefe.' Es ist, wie er dabei gleich erklärt, die ‚entkirchlichung, vermenschlichung, ethisierung und individualisierung des religiösen b e d ü r f n i s s e s', sowie die anderen leitworte der modernen natur- und kunstreligion (erlebnis, produktive kraft der persönlichkeit und gott-natur), die dem verf. hierbei vorschwebten und die er in jenes wirkend künstlerische und persönlichkeitsvolle zeitalter h i n e i n t r ä g t. Was die renaissance aber schon äusserlich kennzeichnet, ist ihr (bis ins innerste) führendes streben nach f o r m. Ihm dankt es auf kirchlichem gebiete (in der konzilienaera) und auf politischem (durch den kultus der formgebenden persönlichkeit) seinen untergang in den neuen kirchen und im absolutismus der souveränen persönlichkeit. Wenn der verfasser nun gar (s. 219 f.) die *virtus morum* als *pietas* das 'signal des langsam aufgehenden dritten imperiums' zum programm der renaissancekultur erhebt, so wird das wohl allgemein, gelinde ausgedrückt, als übertrieben empfunden werden. Von einem vorwiegend formal gerichteten zeitalter, zumal nach seiner periode der poetae und bildenden künstler, ist die ihm so oft zum vorwurf gemachte virtuose gleissnerei und gut bemäntelte wortbrüchigkeit ebensowenig abzutrennen, als von einem vorwiegend materiellen die selbsbewusste roheit und offene brutalität. ‚Dieses dritte imperium (ja 'dritte . . . menschlich freie . . . kirche' s. 205), das der epoche den stempel aufdrückt, das im 17. und 18. jahrhundert als klassizismus den höhepunkt seiner macht erreicht, ist ein i m p e r i u m d e s g e i s t e s, sei es des sittlich-religiösen, sei es des sittlich-wissenschaftlichen, sei es des künstlerisch-literarischen und formal stilistischen . . . das imperium der neuen menschlichkeit (des römischen rechts!), die man aus den ursprünglichen quellen des geschichtlichen lebens schöpfen will' (s. 33). Indem der verfasser es nun unternimmt, jenen 'religiösen lebensgeist' ausschliesslich an seinen p o l i t i s c h e n symbolen und jenes dritte imperium, in erster linie 'des römischen rechts', an der in ihnen wirklich d u n k e l-mittelalterlich staatsrechtlich befangenen persönlichkeit eines d e m a g o g i s c h e n phantasten wie Cola di Rienzo zu entwickeln, so erhält man aus seinem buche den eindruck von der renaissance als einer religiösen rechtfertigungsaera des imperialismus modern demokratischer 'ritter vom geist'. Das stimmt nun wieder wenig zu dem ausgesprochenen antiken a r i s t o k r a t i s m u s der renaissance, auch gerade in ihrer (römisch-) r e p u b l i k a n i s c h e n (Brutus-Cato-)begeisterung. Über die einzelheiten möchten wir uns gesondert aussprechen. Sieht sich doch der verfasser gezwungen, an ihrem schlusse, sobald er (von Friedrich II.) auf Dante kommt (s. 336), von einer entpolitisierung seiner imperialistischen renaissancevorstellung zu reden. Nur dass Rienzo, neben den dichtern in der politik, Dante und Petrarca, als der ausgesprochen praktische politiker der dichtung, der fixe benützer des neuen vatestumes im geiste seiner mittelalterlichen römischen vor-

gänger, hierbei eine befremdliche figur macht, so dass die neue literarhistorische formel dieses buches 'Dante, Petrarca und Rienzo' (statt Boccaccio) manchen fachgenossen zunächst anmuten mag, etwa wie: Klopstock, Lessing und (in ermanglung eines analogen geistes im damaligen Deutschland) — Struensee; oder Goethe, Schiller und Förster oder Huber, Rienzos lebenswerk hat jedesfalls die folgen nicht gehabt, die eine solche reihung rechtfertigen könnten. Derjenige geist, der die politisierung der renaissancekultur zwei jahrhunderte nach Rienzo erst eigentlich bestimmt, ist Machiavelli[1]. Er dürfte wohl recht behalten, wenn er, bei der wohlwollenden erwähnung der *cosa memorabile, che un Nicolò di Lorenzo cacciò i Senatori di Roma e si fece sotto titolo di Tribuno Capo della Republica Romana* im 1. buch der Istorie Fiorentine (pg. 51, ed. Mil. 1823) über ihn urteilt, dass er seinem unternehmen — *invilito sotto tanto peso* — von anbeginn nicht gewachsen war (*sè medesimo nei suoi principj abbandonò*). Aber alle diese erwägungen treten zurück vor dem persönlichen charakter dieser veröffentlichung. Es spricht aus ihr ein dichterischer und objektiver geist. Kein dramatiker könnte das schwankende bild seines historischen helden energischer auf einen hohen und allgemein interessierenden zusammenhang einstellen, liebevoller immer wieder die wenigen daten zugunsten seiner auffassung in einen wirkungsvollen vordergrund stellen, als hier ein peinlicher gelehrter mitten in mittelalterlich archivalischer urkundensphäre. Dass er aber in unserer zeit der unüberbrückbaren nationalen zerklüftung festhält am zeugnis für die ausländische herkunft einer der internationalsten mächte der geistesgeschichte, die entstehung der europäischen, insbesondere der deutschen bildung (mindestens der bis zur mitte des 19. jahrhunderts) aus dem geiste der italienischen renaissance, bürgt für den objektiven wahrheitssinn, den sich die deutsche philologie hoffentlich durch keine angriffe der welt rauben lassen wird.

MÜNCHEN. KARL BORINSKI.

Dr. Jan de Vries: Studien over færøische balladen. Haarlem 1915. 286 s.

Die arbeit von de Vries, eine Amsterdamer dissertation, behandelt in 5 kapiteln einige der in Hammershaimbs Sjúrdar kvaði abgedruckten faerøischen balladen sagenhaften inhalts. Die drei ersten kapitel gelten den drei *tættir: Regin smidur* (Rs), *Brinhild* (Br) und *Högni* (Hö), die zusammen eine zyklische darstellung der gesamten Nibelungensage von Sigmund bis zum tode Attilas bieten. Das 4. kapitel untersucht den *Ragnars-táttur* (Rg), das letzte den weiter abliegenden *táttur Ísmal fræga kempa* (Is), dessen eine hauptfigur Svanhild ist. Sämtliche kapitel gehen nach einer kurzen übersicht über alle für die untersuchung in betracht kommenden nordischen quellen zur vergleichung der vise mit den alten parallelberichten über und ziehen dann die verwandten dänisch-norwegischen folkeviser heran. So wird versucht, zu einer erkenntnis der verwandtschaftsverhältnisse sämtlicher quellen zu kommen.

Vorarbeiten standen de Vries nur wenige zu gebote: für die Nibelungenviser existiert eine arbeit von Golther (Z. f. vgl. lit. gesch. n. f. II 269 ff.), für Hö speziell eine untersuchung von Boer (Arkiv XX 142 ff.) und eine leider von de Vries nicht genannte, sehr brauchbare arbeit von Döring (Z. f. d. ph. II s. 269 ff.). Auch findet

1) Ref. hat ihren anfang und ihr ende in diesem sinne gefasst in seinen beiden büchern 'Über vision und imagination' anlässlich Dantes (Halle 1897) und Über Gracian und die Hofliteratur in Deutschland (Halle 1894).

sich sonst in der von de Vries nicht genügend berücksichtigten Nibelungenliteratur brauchbares material (Sijmons, Germania XXII s. 440 ff., Müllenhoff, A. f. d. A. IV 115 ff., Panzer, Sigfrid 200 f., 235 usw.). Für Is besitzen wir eine besondere behandlung in Bugge-Moe 'Torsvisen i sin norske form'; Rg war noch nicht behandelt. De Vries arbeitet also auf ziemlich unberührtem boden, zumal die Goltherscbe untersuchung wenig brauchbar ist, und er ist vor allem auch darauf angewiesen, sich seine methode erst zu erarbeiten im anschluss an die durch Grundtvig, Bugge und Olrik in dem grossen dänischen sammelwerk 'Danmarks gamle folkeviser' (DgF. Kopenhagen 1853 ff.) vorgezeichnete methode. Aber de Vries kommt aus einer ganz anderen schule und ist in seiner arbeit ganz abhängig von der forschungsmethode seines lehrers Boer. Wie dieser geht er von dem zweifellos richtigen und förderlichen grundsatz aus, jede sagengeschichtliche arbeit als eine literarhistorische untersuchung der einzelnen denkmäler aufzufassen. Dabei richtet er sich jedoch wie Boer allein nach dem gesichtspunkt, nur das logisch einwandfrei richtige als alt gelten zu lassen, logische sprünge und fehler aber späteren überarbeitern und interpolatoren zuzuweisen. Daraus ergibt sich die arbeitsmethode, in den quellen widersprüche aufzusuchen und auf grund logisch-rationalistischer erwägungen (innere kriterien sagt de Vries) so lange und so viel interpolationen, überarbeitungen und literarische beeinflussungen auszuscheiden, bis eine 'gereinigte', widerspruchslose grundform erreicht ist Das bedeutet eine verallgemeinerung einer vielleicht bei werken bewussten und hoch entwickelten künstlerischen schaffens mit vorsicht anwendbaren methode und drängt die frage nach den besonderen bedingungen jeder quelle ungebührlich in den hintergrund. Und das ist gerade für de Vries zum verhängnis geworden, dessen eigenartige quellen eine textkritik im geläufigen sinne gar nicht zulassen. Gewiss hat de Vries mancherlei aus dem studium von DgF. gelernt, und wo er dem dort gegebenen vorbild folgt, hat er gute resultate erzielt. Aber er ist sich über die unvereinbarkeit der hier angewendeten methoden mit der seines lehrers Boer nicht klar geworden und hat die widersprüche zwischen beiden in seine arbeit hineingetragen.

In zwei punkten unterscheiden sich die folkeviser besonders wesentlich von sonstigen literarischen quellen. Einmal durch die mannigfaltigkeit der texte und die art ihrer bewertung. Bei litererarischen quellen suchen wir sämtliche vorhandenen niederschriften, seien es noch so viele, in einem stammbaum zusammenzufassen, so den urtext wirklich oder hypothetisch zu gewinnen und wertvolle handschriften von wertlosen zu scheiden. Für die viser aber — und mehr noch für die fær. als für die dänischen, die doch schon wieder seit ihrer aufzeichnung eine gewisse textgeschichte haben — ist gewissermassen jede niederschrift ein urtext, geflossen direkt aus dem quell des lebendigen volksgesanges. Mag ein text noch so jung und verderbt erscheinen, er kann doch irgendwo ältestes gut bergen. Daher ist es nicht möglich, einen urtext anzunehmen und aus ihm die andern texte stammbaummässig herzuleiten oder umgekehrt aus den vorhandenen texten einen urtext zu rekonstruieren. Dies hat de Vries für die norw. ballade Sigurð svein s. 50 ff. versucht. So sehr die stoffliche kritik des liedes ihm geglückt ist, so muss es prinzipiell als verfehlt abgelehnt werden, eine solche textliche urform unter ausscheidung jüngeren gutes und unter vermischung mehrerer texte gewinnen zu wollen, selbst wenn die überlieferung so einfach und gering ist wie bei diesem lied. Die einzig mögliche methode ist vielmehr die in DgF. durchgängig befolgte; sämtliche texte gleichwertig nebeneinanderzustellen und unter gleichmässiger berücksichtigung aller, auch der jungen

und verderbten, eine geschichte des stoffes der ballade zu gewinnen. Dass dieser grundsatz für die fær. dichtung so gut gilt wie für die dänische, beweist der reiche variantenschatz, den das leider nur handschriftliche Corpus carminum faeroensium in Kopenhagen bewahrt. De Vries, dem das Corpus nicht zugänglich war, konnte aus der Hammershaimbschen ausgabe allerdings leicht zu der ansicht verführt werden, dass es von den liedern nur einen gleichförmigen text gebe, nur mit geringfügigen varianten, wie sie Hammershaimb ohne jede vollständigkeit und ohne verständnis für den wert der reichen überlieferung ganz willkürlich beifügt, und die sich von beliebigen handschriftenvarianten in nichts unterscheiden. So konnte dem verfasser der Hammershaimbsche text leicht zum kanonischen grundtext werden, der die behandlung der balladen als rein literarischer produkte nahelegte.

Wesentlicher noch ist die richtige bewertung der formel und ihres geltungsbereiches in der viserdichtung. Ihr kommt in jeder volkstümlichen dichtung eine gewisse rolle zu, ihre bedeutung kann aber in der viserdichtung kaum überschätzt werden und ist in der fær. dichtung geradezu unglaublich gross. Sie beschränkt sich hier auch nicht auf einzelne formelhafte wendungen oder zeilen, sondern darüber hinaus schafft sie für den im ganzen auffallend kleinen motivkreis, der in den liedern immer wiederkehrt, bestimmte, fest geprägte darstellungen von oft sehr komplizierter zusammensetzung, so dass man sie von vornherein durchaus nicht als formeln erkennt. So gibt es brautwerbungsformeln, seefahrtsformeln, begräbnisformeln, die mehr oder minder vollständig an jeder stelle auftreten, wo die handlung eine brautwerbung, eine seefahrt, ein begräbnis zu schildern verlangt. So gibt es weiter formeln, die das aussehen eines trolles, eines schiffes, eines mädchens beschreiben. Für die meisten der typischen szenen bestehen mehrere formeln nebeneinander, und dann ist es ganz gleichgültig, welche davon in der einzelnen niederschrift einer vise benutzt ist. Unwillkürlich und ohne je nach logik zu fragen, stellen sich formelhafte szenen ein, kristallisieren sich weitere formeln an, können ganze abschnitte eines anderen liedes herbeigezogen werden, ohne dass von entlehnung im üblichen sinne gesprochen werden darf; sie erscheinen in einigen niederschriften und fehlen in anderen. Nur der gang der handlung ist individuell, die ganze ausführung ist immer typisch, und die typische formel überspinnt und verdeckt oft genug wie wildes gerank den alten kern. Das gilt mehr noch als für die dänische dichtung für die færøische, wo ich wohl 70 % des bestandes für formelhaft halte. Damit ist klar, dass zur beurteilung und bearbeitung solcher lieder die richtige kenntnis und erkenntnis der formel unerlässlich ist.[1] Auch de Vries hat natürlich an dieser erscheinung nicht vorbeigehen können und hat mit ihr in seiner arbeit gerechnet (vgl. s. 43; 260). Und in vielen einzelfällen hat er die poetische formel als solche richtig erkannt, so die begräbnisformel Rs str. 22 ff., Sigurðs traum Br str. 47 ff., sein ritt str. 55 ff., das verstehen der vogelsprache durch die jungfrau im refrain des Rg usw. Aber die prinzipielle und elementare wichtigkeit der formel und ihrer kenntnis ist ihm nicht klar geworden; er arbeitet nur tastend von fall zu fall. Er hat sich vom bilde des literarischen textes nicht freigemacht und sucht nach logischer richtigkeit, statt zuerst einmal nach der formelhaftigkeit jeder einzelnen von ihm behandelten

1) Wie eine genaue bearbeitung des formelschatzes auch positive aufschlüsse geben kann, das beweisen die von de Vries nicht zitierten arbeiten von der Reckes: Nogle folkevise-redactioner, Kph. 1906; Folkevisestudier. Vestnordisk indflydelse i. dansk. Danske studier 1907, 79 ff.

strophe zu fragen. So kommt er an vielen stellen zu verstössen und verkehrten ausführungen, die sich leicht hätten vermeiden lassen. S. 9 bespricht er die szene zwischen mutter und sohn, in der Sigurð das zerbrochene schwert des vaters von der mutter erhält. Obwohl de Vries die ganze szene als formelhaft erkennt, knüpft er doch logische erwägungen daran an. Im gegensatze zur Vǫlsungasaga (Vǫls.-s.) stachelt hier nicht Reginn, sondern die mutter den jungen Sigurð zur vaterrache auf, indem sie ihm die blutige rüstung des vaters zeigt. Statt darin einfach den typischen ausgang der leikvǫll-episode zu sehen, bemerkt de Vries, die abweichung von der saga sei aus dieser selbst wohl zu verstehen, da in ihr an irgendeiner stelle Hjǫrdis den wunsch nach rache für den tod i h r e s vaters äussert, und er findet es ferner 'merkwürdig', dass der dichter neben dem motiv des zerbrochenen schwertes noch die blutige rüstung des vaters einführt. Das ist eine verkennung des balladenstils, der nicht nach motivdoppelung fragt und keine weithergeholte erklärung verträgt, sondern der einfach für Sigurðs aufreizung zur vaterrache die gebräuchliche leikvǫll-schablone benutzte, aus der sich dann die stellung der mutter und die blutige rüstung von selbst ergaben. Wenn de Vries s. 61 für den anfang des Br von 'weitschweifigkeit' redet, die auf jüngere verbreiterung schliessen lasse, so zeigt auch dies eine ganz verkehrte auffassung von dem entstehen einer solchen ballade und deutet darauf, dass de Vries eine 'gereinigte' und wesentlich formelfreie grundform jeder ballade voraussetzt, während alles darauf schliessen lässt, dass die formel von anfang an ein konstituierendes element dieser dichtung ist, und dass sie von je eine freude an breiter ausführung und spielender wiederholung gehabt habe. S. 83 f. behandelt de Vries den zusammenhang zwischen Br und der dän. vise *Ungen Svendal* und, nachdem er mit recht stoffliche gleichheit geleugnet hat, glaubt er an einer stelle entlehnung des Br aus der dänischen vise feststellen zu können, nämlich in dem zug, dass die jungfrau den helden schon v o r der ersten begegnung liebt (Br. str. 18, dän. A. str. 12). Er hat nicht erkannt, dass es sich bei diesem gewiss sehr individuell aussehenden zuge um eine weit verbreitete fær. formel handelt, die u. a. im *Olúfu kvæði* (Færøsk Anthologi 1, 193) str. 35 auftritt.

hug bar eg at Hugin kongi
áður enn eg hann sá.

Das motiv ist auch bereits anord. belegt, nicht nur an der von de Vries angeführten stelle Fjǫlsvinnsmál str. 50, sondern besser noch Helgakviða Hundingsbana II str. 14 und auch sonst. Hätte er die arbeiten v. d. Reckes gekannt, so hätte er nur schliessen können, dass die ganz undänische str. 22 des dän. liedes einen hinweis auf westnord. ursprung der vise, beziehungsweise westnord. einfluss auf sie gibt, dass aber diese reine formelgleichung für einen zusammenhang von Br und '*Ungen Svendal*' oder gar für eine entlehnung der faer. aus der dän. vise gar nichts besagt. — S. 104 wird die ansicht aufgenommen, die sich schon in den zitierten arbeiten von Boer und Döring findet, dass ausdrücke wie '*sum søgan sigir frá*' (Hö str. 200) oder '*sigist i bragda tátti*' (Hö str. 18) tatsächliche hinweise auf bestimmte quellen, und zwar hier auf die Þiðrekssaga (Þ-s.) wären. Auch hier handelt es sich um ungemein häufige formeln, aus deren benutzung sich gar nichts schliessen lässt, als dass eine billige zeilenfüllung nötig war. S. 105 werden die hauptsächlichsten stellen besprochen, an denen Hö und die dän. vise *Grimhilds hævn* übereinstimmend von Þ-s abweichen. Dabei werden das zerbrechen der ruder im sturm (Hö str. 27) und das trinken des blutes durch Hagen (Hö str. 140) gleichmässig behandelt, obwohl das

erste eine reine formelübereinstimmung, das zweite aber in der tat eine sehr wesentliche inhaltliche gleichung ist.

S. 110 ist Hö str. 33 ff. das geschenk des *rúnarkelvi* an Hagen als bewusster charakterisierungsversuch Grimhilds aufgefasst, während auch hier eine häufige formel vorliegt, in die man keine absichtlichkeit hineindeuten darf. Erhält doch, aller logik entgegen, Hagen in einem teil der varianten dies geschenk gar durch Sigurðs von Guðrun erwecktes gespenst. Ebenso ist Guðruns sturmzauber nichts als ein häufiges requisit der seefahrtdarstellung. — S. 167 ff. wird das verhältnis des Rg zur dän. vise '*Regnfr d og Kragelil*' untersucht. Da heisst es s. 169 über die veränderte einleitung der dän vise: 'Wir können auch dem nachgehen, wie diese veränderung zustande gekommen ist. Wenn das motiv gegeben war, dass eine königstochter vieh hüten musste, so kam man weiter zu der frage, wie sie zu solch erniedrigender beschäftigung gekommen war. Und die antwort darauf lautete: sie war dazu gezwungen, weil sie ihren eltern geraubt war.' So rationalistisch kann wohl ein moderner forscher erwägen, aber nicht eine alte vise. Für sie gab es einfach eine reihe gegebener motive zur einleitung solcher erlösungserzählungen; welches schliesslich gewählt wurde und ob dies das quellenmässig alte war oder nicht, ist im grunde von sehr wenig belang. S. 177 wird eine wörtliche übereinstimmung zwischen Rg str. 84 und der genannten dän. vise str. A 11 B 16 besprochen und der beiderseits vorhandene zug des ziegenhütens damit als unwesentlich abgetan, dass de Vries wörtlich sagt: 'Was ist natürlicher, als dass von armen leuten auf einer heide ziegen gehütet werden.' Hier kommt es wieder allein darauf an, ob wir es mit einer formel zu tun haben oder nicht. Bei formeln ist die schlagendste übereinstimmung wertlos, bei einer wirklich inhaltlichen gleichung wird auch der geringste zug bedeutsam.

Mit diesen aus allen kapiteln beliebig herausgegriffenen beispielen versuchte ich zu zeigen, wie der eingangs charakterisierte methodische fehler in de Vries' arbeit sich im einzelnen auswirkt. Aber auch ganz prinzipiell muss er zu einer falschen auffassung der entstehung der faer. viser führen. de Vries arbeitet dauernd mit den ausdrücken dichter und interpolator, scheidet ältere und jüngere schichten. So ist s. 104 besonders krass von einem 'wohlerwogenen plan des dichters' die rede, s. 72 werden in Br. str. 111—124 gar drei schichten von interpolationen auszuscheiden gesucht. Das bedeutet ein heranziehen ganz falscher begriffe, mit denen man den visern nicht zu leibe gehen kann. Es gibt in ihnen keinen 'wohlerwogenen plan', und schon wenn sie entstehen, enthalten sie interpolationen, d. h nicht stoffzugehörige partien, von denen sich manche dem stoff fest einfügen, andere nur bei der oder jener niederschrift eingeflossen sind. Das urteil 'älter' oder 'jünger', ‚besser' oder 'schlechter' ist auf grund dieses formelhaften zuwachses über einen text nicht auszusprechen, ebensowenig kann man je durch abstreichen alles konventionellen zu einem gereinigten und alten text gelangen. Der dichter, den es ja sicher gegeben hat, ist für uns herzlich gleichgiltig, und zum mindesten lag ihm nichts ferner als ein 'wohlerwogener plan'; interpolatoren aber hat ein solches lied so viele, als es vorsänger beim tanze gesungen haben. Zuzugeben bleibt, dass die ausgabe Hammershaimbs mit ihren erwähnten mängeln unklarheit hervorrufen konnte. Dazu gibt de Vries s. 115 ff. als abschluss seiner untersuchungen über die drei Nibelungen-*tættir* einige bemerkungen allgemeiner art über die entstehung dieser ganzen dichtungsgattung. Aus ihnen geht hervor, dass seiner meinung nach die fær. viserdichtung im gegensatz zur dänischen eine kunstdichtung sei, für die also auch die masstäbe solcher dichtung anwendbar seien. Gewiss sind manche beachtenswerte gesichtspunkte an-

gedeutet, so die scheidung dän. und fær. dichtung, der hinweis auf die isl. *rímur* usw. Aber die wichtige frage nach dem ursprung dieser ganzen literatur ist so im vorbeigehen nicht zu lösen, sie wird noch manche untersuchung erfordern. Zum mindesten ist der ursprüngliche charakter der fær. viser als kunstdichtungen von de Vries nicht bewiesen und durfte in der untersuchung also nicht vorausgesetzt werden.

Es sollen noch einige bemerkungen über die einzelnen kapitel und ihre resultate folgen. Die drei ersten kapitel über Rs, Br und Hö stellen, kurz gesagt, den versuch dar, die untersuchung im Golther-Boerschen sinne konsequent durchzuführen und ihre bekannten resultate — Rs und Br bis einschliesslich str. 189 oder 190 sind nachdichtungen der Vǫls.-s., der rest von Br und Hö sind von Þ-s. abhängig — endgiltig festzulegen. Dabei kommt de Vries in der tat vor allem über Golther weit hinaus und fördert mit gutem blick für einzelheiten und übereinstimmungen eine menge brauchbares material für den vergleich der lieder mit Vǫls.-s. und Þ-s. zutage. Die gleiche aufgabe habe ich in meiner arbeit 'Die færoischen lieder des Nibelungenzyklus' unter zuziehung des variantenmaterials des C. C. F. zu lösen gesucht. Ich bin dort zu der ganz abweichenden auffassung gekommen, dass nur Hö aus der Þ-s. abzuleiten ist, Br dagegen auf die *Sigurðarkviða meiri* nach ihrer von Heusler gegebenen umgrenzung, Rs auf ein eigenes lied von Sigurðs jugend zurückgeht, das auch eine quelle der Vǫls.-s. gewesen ist. Da diese schon 1914 fertige, aber durch den krieg liegen gebliebene arbeit nunmehr (Heidelberg 1919) erschienen ist, genügt es, auf sie zu verweisen. Doch möchte ich darauf hinweisen, dass de Vries' zusammenstellungen manches enthalten, was ich übersehen habe; so ist vor allem die deutung der schwierigen str. 85 des Rs sehr beachtenswert. Am wenigsten neues kommt für Hö heraus, wo unter hinweis auf Boers arbeit (Arkiv XX) auf jede einzelvergleichung verzichtet wird. Ein besonderer abschnitt begründet die ansicht, dass alle drei *tættir* von vornherein und nach einheitlichem plan von e i n e m dichter geschaffen seien. Meine bei meiner quellenauffassung selbstverständlich gegenteilige anschauung habe ich s. 205 ff. meiner arbeit eingehend begründet. Entscheidend gegen de Vries' ansicht ist meines erachtens schon die tatsache, dass Rs und Br nicht nur nicht aneinander anschliessen, sondern dass der schluss von Rs von ganz anderen vorstellungen ausgeht als der beginn von Br. Rs schliesst mit der horterwerbung, beziehungsweise mit einigen dunklen strophen, die aber zweifellos auf Sigurðs ritt zur schlafenden walküre zu deuten sind. Br aber beginnt keineswegs mit der erweckung, sondern mit zum teil sagenechten, zum teil formelhaften szenen bei Brinhild Buðladottir und führt dann viel später Sigurð ganz neu ein, nicht vom drachenkampf zur erlösung schreitend, sondern, zur ritterschablone abgeblasst, auf werbung ausziehend. Besser schliessen Br und Hö aneinander, doch gerade dann am wenigsten, wenn man in ihnen das wirken eines bewussten dichters sieht. Dann ist Br zu einem deutlichen abschluss geführt durch str. 237 und deren vorstellung, dass Guðrun mit Grani am zaume ruhelos die welt durchwandert; Hö dagegen beginnt in str. 2 '*Guðrun situr í Júka görðum*', einem typischen liedereingang. Will aber de Vries die lieder als literarische produkte behandeln, dann darf er solche widersprüche am wenigsten übersehen. Aus den einzelnen von ihm angeführten zeugnissen durchgehender planmässigkeit greife ich nur den zusammenhang heraus, den er zwischen der gemeinsamen beteiligung Gunnars und Högnis am morde und dem gemeinsamen tode Attilas und Guðruns findet, und verweise für die übrigen auf die genannte stelle meiner arbeit. de Vries schliesst folgender-

massen: Gunnar und Högni werden in Br gemeinschaftlich am morde beteiligt, weil sie in Hö unterschiedslos von Guðrun umgebracht werden. Aus der gleichen erwägung heraus werden Guðrun und Attila vom sohne Högnis im schatzberg eingeschlossen, weil sie beide am tode Högnis schuld sind. Auch dies schlägt ganz in die charakteristische arbeitsmethode von de Vries; so logisch erwägt einfach keine vise; überdies wirft er zwei ganz verschieden zu beurteilende erscheinungen zusammen. Högni und Gunnar als gemeinsame mörder sind bestes altes, nordisches sagengut, Attila und Guðrun im schatzberge sind aber, wie ich l. c. nachgewiesen habe, jüngste sagenmischung; zudem bleibt überall in den texten die darstellung so undeutlich und verschwommen, dass sich Hammershaimb veranlasst sah, diese angeblich im wohlerwogenen plan des dichters liegende erscheinung in einer fussnote erst zu erklären.

Was die dän.-norw. parallelen zu den drei *tættir* betrifft, so ist auch hier das kapitel über Hö ganz unergiebig; auch hier wird einfach Boer wiederholt. So geht de Vries auch über die Hvensche chronik, deren schwierige vorgeschichte noch nicht geklärt ist, mit ein paar worten ganz hinweg. Sehr gut erscheint mir dagegen die behandlung der norw. ballade *Sigurð svein* und des dän. *Sivard snarensvend*, die s. 16 ff. im anschluss an Rs besprochen werden. Die scheidung stofflich älteren und jüngeren gutes ist glücklich durchgeführt, die lieder meines erachtens als reine abkömmlinge der *Grípisspá* richtig erkannt und der Goltherscbe versuch, sie mit Rs zu identifizieren, mit vollem recht abgelehnt. Nicht durchweg kann ich mit den ausführungen des verfassers über die dän.-norw. parallellen zu Br einverstanden sein. Richtig dürften die norw. reste, wenn sie überhaupt von e i n e m liede stammen, als trümmer eines gedichts gedeutet sein, das mit dem frauenzank im hause und mit Sigurðs tode am *Rínarfoss* draussen im walde auf eine deutsche quelle zurückgeht, die meines erachtens sehr wohl die Þ-s. gewesen sein kann. Richtig wird auch ein quellenmässiger zusammenhang sowohl der norw. bruchstücke mit dem dän. lied '*Sivard og Brynild*' als auch dieser beiden gedichte mit Br abgelehnt. Sie haben sämtlich nichts miteinander zu tun. Verfehlt dagegen scheint mir die stoffliche analyse des dän. liedes '*Sivard og Brynild*'. Nach de Vries handelt es sich um ein lied mit deutscher quelle, auf das sekundär nordische sage eingewirkt hat. Demgegenüber halte ich an der auffassung Grundtvigs fest, dass das lied rein norroenen ursprungs ist. Im einzelnen auch an de Vries' behandlung anschliessend, führe ich folgendes an: 1. Das lied beginnt mit der nachricht, dass Syffuertt ein pferd hatte, mit dem er Brynild '*aff glarbieriett*' erlöst habe, um sie als pfand der ‚*stalbroderlag*' an Hagen zu geben. Das kann nur der nachklang einer Brynhildsage sein, in der das pferd Sigfrids eine besondere rolle gespielt hat, also einer nordischen flammenrittwerbungssage, nicht der alten reinen Sigrdrifsage. Mit Îsenstein hat '*glarbieriett*' demnach nichts zu tun, vielmehr halte ich es für eine von dem bekannten märchenmotiv beeinflusste missverständliche umformung eines ausdrucks etwa wie '*glastriborg*', der in der fær. poesie nicht selten ist, und der hier den goldschimmernden, feuerumwallten saal der jüngeren nordischen dichtung bezeichnet (vgl. z. b. Fáfnismál str. 42 *um gǫrvan ór ódokkom ógnar ljóma*). Deutsch ist nur die bezeichnung *Hellitt* oder *Helle Hagenn*, die sich in entsprechenden formen in Grimhilds hævn wiederfindet. 2. Der frauenzank am fluss beim waschen von seide (die variante E von den Færoern sagt noch richtig '*deres gule haar*'), Sienild (= Guðrun) trägt Sigfrids ring. Trotz der trümmerhaften darstellung kann man nur reste einer nordischen szene am wasser erkennen, die am nächsten an die Snorra Edda (Ed. Arna-

magn. I, 362) anklingt, aber weder aus der Þ-s. noch dem Nibelungenlied hergeleitet werden kann. 3. Nach dem streit legt sich Brynhild zu bett und erwartet dort ihren gemahl. 'Sie lag krank', heisst es ausdrücklich. Genau der gleiche zug begegnet Vǫls.-s. kap. 31, Br. str. 172. Demgegenüber geht Brynhild Þ-s. kap. 388 Gunnar und Hagen in den wald entgegen. Im Nibelungenlied str. 851 lässt sie Gunther gleich vor dem münster zu sich kommen. 4. Die unterredung Hagens mit Brynhild, in der diese Sigfrids tod fordert. Diese unterredung hat nichts mit dem zwiegespräch Hagen-Brynhild des Nibelungenliedes zu tun, denn es ist hier Brynhilds gemahl, der mit ihr am ehebett spricht. Die Verdrängung Gunnars durch Hagen ist in diesem liede eine vollständige, wirksam ist sie jedoch in allen liedern, so auch im Br, wo Gunnar mehr und mehr in den hintergrund tritt und statist wird, um das gegenspiel Hagen-Guðrun um so mehr hervortreten zu lassen. Ebenso verschwindet in aller folkeviserüberlieferung Attila; auch dadurch wird Hagens und Guðruns gegnerschaft um so schärfer herausgehoben. Es handelt sich also um eine analoge szene wie Vǫls.-s. kap. 31 an Brynhilds bett. 5. Die ermordung. de Vries versucht ohne überzeugungskraft zu erweisen, dass keine bettmordtradition die quelle ist. Dem steht der klare wortlaut entgegen, nach dem Hagen zu Syffuertt '*y hyffue-loft*' geht, sein schwert leiht und ihn dort ermordet. Auch das schwert als mordwaffe ist rein nordisch. Hagen als mörder beruht wiederum nicht auf deutschem sageneinfluss, sondern auf der erwähnten entwickelung innerhalb der viserliteratur: wie er gatte Brynhilds geworden ist, wurde er auch Sigfrids mörder. In Br sind alter sage entsprechend Gunnar und Högni die mörder, doch ist in einem teil der fassungen in str. 218 Högni als besitzer des mordschwertes genannt. Dass Sigurðs leiche zu Brynhild gebracht wird, steht ebenfalls in keiner deutschen tradition und hängt hier einfach mit der formulierung von Brynhilds forderung zusammen, dass sie Sigurðs haupt in die hände bekommen muss, um gesund werden zu können. 6. Der schluss ist nach visermanier willkürlich ausgestaltet, scheidet für uns daher aus. Somit bleibt von dem ganzen lied nur ein deutscher zug, Sigfrids unverwundbarkeit. Dieser zug, der in der sonst rein nordischen ersten szene zwischen Hagen und Brynhild steht, hat die besondere ausprägung erhalten, dass Sigfrid nur mit einem bestimmten schwert getötet werden kann. Dadurch rückt das dän. lied in unmittelbare nähe von Br, der das unverwundbarkeitsmotiv in der gleichen charakteristischen umprägung enthält. Dort aber gehört die mordszene in dieser ausgestaltung, wie ich unter heranziehung der fassungen nachzuweisen versucht habe, schon der quelle von Br an, ist dort also wurzelecht. Daher kann man das auftreten des gleichen charakteristischen zuges in der bettmordtradition des dän. liedes nur als entlehnung aus der fær. vise auffassen, nicht aber als einfluss einer deutschen quelle. Im dän. liede ist dann das motiv des einzig verwundenden schwertes sehr in den vordergrund des interesses gerückt und dadurch spezialisiert, dass dieses schwert Sivards eigenes ist.

Das IV. kapitel behandelt den *Ragnars-tá ttur*, seine quellen und seine parallelüberlieferungen. Das wichtigste ergebnis der untersuchung ist, dass der Rg nicht aus der Ragnarssaga (Rag-s.) herzuleiten ist, sondern in beiden teilen, in der Toraerzählung wie in der Áslaug-Kráka-geschichte, eine eigene und altertümlichere darstellung bietet. Für die Tora-erzählung lassen sich einige züge beibringen, die zweifellos älter sind und der saga fehlen; bei der Áslaug-geschichte kann de Vries nur eine reihe sekundärer erweiterungen in der saga nachweisen, die dem *táttur* fehlen. Doch halte ich hier den schluss ex silentio nach de Vries' darlegungen für berech-

tigt; sicher würde auch hier die heranziehung der varianten des Corp. carm. fær. neues material liefern. In beiden abschnitten stellt sich Rg enger mit dem Ragnarssonaþáttr der Hauksbók zusammen, so dass diese beiden quellen eine eigene und zum teil bessere überlieferung bieten. Damit ist der wert der fær. lieder auch für die allgemeine sagengeschichte erneut erwiesen; denn durch dies resultat von de Vries' untersuchungen, das positive schlüsse auf die vorstufe der saga zulässt, erhalten zwei fragen ein neues gesicht, die frage nach alter und herkunft der Áslaugfigur und die frage nach der verbindung von Rag-s. und Vǫls-s. Beide versucht de Vries neu zu behandeln und zu lösen; in beiden fällen kann ich aber seinen resultaten nicht zustimmen. S. 188 ff. bespricht verfasser sehr eingehend das verhältnis von Rag-s. und Vǫls-s. mit dem ergebnis, dass die Vǫls-s. unabhängig von der Rag-s. entstanden und erst von dem überarbeiter dieser saga, der auch deren kap. I anfügte, mit ihr verbunden sei. Richtig erscheint mir an de Vries' ausführungen, dass die ältere durch Rg und Ragnarssonaþáttr erforderte Rag-s. noch ohne die Vǫls-s. als einleitung bestanden hat. Darüber hinaus aber auch der Vǫls-s. eine selbständige vorgeschichte zu geben, ist noch nicht ohne weiteres möglich, und de Vries bleibt den beweis dafür schuldig. Die allgemeinen überlegungen, dass die Vǫls-s. eine sehr genaue paraphrase der Eddalieder gibt, während die Rag-s. 'sehr unursprünglich' erscheine, und dass die einbeziehung der Helgi- und der Ermanarichgedichte in die paraphrase der Vǫls-s. nicht zu der verbindung mit der Rag-s. passe, führen nicht weiter. Mogks von de Vries abgelehnte ansicht, dass die Vǫls-s. nur als vorgeschichte der Rag-s. entstanden sei, kann ruhig bestehen bleiben. Aufgeben müssen wir nur die annahme der gleichzeitigen entstehung von Rag-s. und Vǫls-s. und müssen vielmehr annehmen, dass der redaktor der erweiterten und überarbeiteten Rag-s. ihr auch die Vǫls-s. als glänzende vorgeschichte der gattin Ragnars vorausgeschickt hat. Dass in diesem wohl geschickten, aber auch stoffhungrigen und geschwätzigen werk in majorem gloriam die gesamte erlauchte familie einschliesslich der fernerstehenden helden, wie Helgis, und der Jónakr-kinder erscheinen musste, um Áslaugs stammbaum zu zieren, ist kaum verwunderlich. Auch so bleibt aber de Vries' ergebnis noch wichtig genug. Gehört die Vǫls-s. nur zu der erhaltenen, nicht aber zu der ursprünglichen Rag-s., dann bildet diese letztere nach ausweis des Rg eine quelle, die ohne zusammenhang mit der Vǫls-s. von Áslaug als tochter Sigurðs und Brynhilds berichtet. Und das führt dazu, alter und bedeutung der Áslaugfigur erneut zu untersuchen. Auch de Vries hat dies getan. Er geht bei seiner untersuchung aus von einer norw. volkssage, die bei Torfæus berichtet wird und von der einige jahre später Jonas Ramus erzählt, dass es über diese sage ein lied gebe, das an gewisse ortsnamen anknüpfe. Eine königstochter namens *Aadlov* oder *Aslog* sei dort in einer goldenen harfe vom meere angetrieben und von armen leuten aufgenommen worden, deren ziegen sie hüten musste. An diese ereignisse erinnern noch die ortsnamen *Guldvig* als hinweis auf die goldene harfe, *Kraakebaek* und *Aatløgs-Houg* als nachklang des namens des kindes. Diese norw. volkssage, im 17. jahrhundert aufgezeichnet, hält de Vries für die älteste und ursprünglichste form der Áslaugsage, die also rein märchenhaft, doch schon mit den literarisch gewordenen namen ohne verbindung mit der Ragnarssage oder der Nibelungensage für sich existiert hat. Erst sekundär ist sie mit der Ragnarssage verbunden, indem Áslaug in eine 'nicht sehr stark entwickelte' erzählung von Ragnar und einer bauerntochter eintrat. Noch später, doch immer noch vor der ältesten uns erschliessbaren quelle, wurde Áslaug dann in die Sigurðsage aufgenommen, als man darangieng, die grossen heldengeschlechter unter-

einander zu verbinden. Die ganze konstruktion von de Vries steht und fällt mit der anerkennung der norw. lokaltradition als grundform der ganzen sage. Auch de Vries sieht das bedenkliche seiner annahme und meint s. 155, derartige mitteilungen seien mit vorsicht aufzunehmen, und auch hier könne der enge anschluss an die literarische tradition bedenken erregen. Schliesslich aber genügen ihm die genannten ortsnamen als zeugen für alter und echtheit der sage. Ich kann das nicht als vollgiltig anerkennen und verweise demgegenüber auf den ganz analogen fall der Hvenschen chronik. Ein gelehrter berichterstatter des 17. jahrhunderts teilt eine tradition mit, die die ereignisse der Nibelungensage mit erheblichen abweichungen auf der insel Hven lokalisiert und sich dabei auf ortsnamen beruft, die an personen der sage anknüpfen. Auch hier ist ein altes lied die grundlage des berichts. Trotzdem denkt niemand daran, in der Hvenschen chronik eine besonders alte fassung der Nibelungensage zu sehen, sondern erkennt mit recht in ihr eine späte lokalisation, aus der die ortsnamengebung erst entsprungen ist. Solche lokalisationen bekannter sagen sind ja nichts neues und schon aus der Þ-s. mit ihrem schlangenturm und Nibelungengarten in Soest bekannt, vgl. z. b. auch, was K. Liestøl (Norske trollvisor og norrøne sogor s. 38 ff.) zur lokalisierung von Olafssagen beibringt. Ich finde also keine veranlassung, dieser späten volkssage gegenüber dem gleichlautenden zeugnis sämtlicher literarischen quellen einen vorrang einzuräumen, und sehe in ihr nichts als einen norw. zweig der ausgebreiteten viserdichtung über den Áslaugstoff, der also dementsprechend zu werten ist. Die ältesten und gewichtigsten zeugnisse bleiben vielmehr die Rag-s. sowie Rg und der *Ragnarssonaþáttr*. Beide kennen Áslaug nur in verbindung mit Ragnar und mit der Sigurðsage, und diesen zug hat auch das von saga und Rg unabhängige dän. lied *'Karl og Kragelil'* bewahrt. Wir haben also keine veranlassung, Áslaug von dieser sage zu trennen, müssen gerade im gegenteil Áslaug als Sigurðs tochter auch in die älteste erschliessbare form der sage aufnehmen. Daraus ergibt sich aber, dass sie keine erfindung des verfassers der Vǫls-s. ist, sondern eine ältere und selbständige sagenfigur mit einem eigenen erzählungskreis. So halte ich auch beide erzählungen von ihrem ersten schicksal für alt und gleichwertig. Die eine, aus der Rag-s. bekannt und in der fær. *Gests-ríma* bewahrt, berichtet, wie Áslaug von ihrem pflegevater Heimir, der als harfner durchs land zieht, in der harfe mitgenommen und wie sie nach ermordung des pflegevaters von ihren zieheltern gefunden und auferzogen wird. Die andere erzählung, durch Br str. 176 ff. und durch ein verlorenes fær. lied repräsentiert, dessen inhalt zuletzt DgF I 329 mitgeteilt wird, besagt, dass Áslaug nach ihrer geburt in einer kiste ins meer ausgesetzt und von ihren zieheltern am strande aufgefunden sei. Aus diesen beiden einfachen berichten wird die phantastische erzählung der norw. tradition kombiniert, deren schwimmende goldharfe so wenig ursprünglich ist wie Sigfrid in der glasflasche (Þ-s.). Andere, ganz unabhängige zeugnisse für die zugehörigkeit der Áslaugfigur zur Sigurðsage geben die bei Hammershaimb s. 80 ff. abgedruckten Dvörgamoy-lieder[1]. Diese lieder, deren verwickelte vorgeschichte ihre beurteilung sehr erschwert, die aber als kern die alte Sigurð-Sigrdrifsage enthalten, berichten von der liebe Sigurðs zu einer *'Dvörgamoy'*. Dies mädchen trägt in Dv III den namen Ása, im Dv IV den namen Ásla. Ferner bezeichnet die fassung B von Dv III dies mädchen als *'Aldiruna'*, sei es appellativ oder als eigenname, und ebenso berichtet der schluss von Rs, der sich nur auf Sigurðs ritt zur

1) Vgl. hierzu jetzt meine abhandlung Arkiv f. nord. filol. bd. 36, 207 ff.

Sigrdrif beziehen kann, dass Sigurð *'Aldiruna'* besuchte *(hann gisti Aldiruna)*, sie aber wieder verliess, worüber sie weinen muss. Wir haben also nebeneinander in engster beziehung zur Sigurðsage *Ásla-Aldiruna*. Andererseits berichtet das erwähnte dän. lied *Karl og Kragelil*, jene *Kragelil*, die tochter *Brynells* habe *Adelroon* geheissen, während sie in dem norw. Torfæus-bericht *Aadlor* heisst. Also auch hier das nebeneinander von *Aadlor-Adelroon*. Diesen verwickelten zusammenhängen nachzugehen, ist hier nicht möglich; es kam nur darauf an, auf die dadurch bezeugte weitere und selbständige verbreitung der Aslaugerzählungen hinzuweisen, aus der hervorgeht, dass es sich um eine tatsächliche, wenn auch gewiss nicht sehr alte sagenfigur, nicht um das kunstprodukt eines kompilators handelt.

Zur beurteilung des kap. V, der behandlung des Ísmalliedes, fehlt mir hier leider das material.

Die arbeit von de Vries behält ihren grossen wert durch die vollständigkeit und genauigkeit der materialbenutzung, die über alle vorarbeiten weit hinausgeht, und durch die anregung, die von ihr ausgeht, sich ernstlicher mit diesen bisher wenig beachteten quellen zu beschäftigen und sie für die allgemeine sagenforschung nutzbar zu machen. Die resultate der arbeit sind zum teil sehr wichtig, und auch da, wo sie anfechtbar sind, fördern sie und geben anregung.

GREIFSWALD. H. DE BOOR.

D. Martin Luthers werke. Kritische gesamtausgabe. Tischreden. Band 1. 2. Weimar, Hermann Böhlaus nachfolger. 1912. 1913. XLI und 656, XXXII und 700 s. 8°. 21,– und 22,– m.

Luther hat die flinken federn der mancherlei tischgenossen, die seine worte nachzuschreiben beflissen waren, gewähren lassen. Selten einmal veranlasst er eine solche nachschrift, wie Veit Dietrich gelegentlich berichtet: *Hunc conceptum sequentem forte in mensa me iubebat signare* (Tischr. I 72 Weim.), oder: *signate vobis hoc* (I 202). Wenn er aber im schmerz darüber, dass ihm ein guter gedanke entschwunden ist, ausruft: *Ach, man sol spiritum reverenter halten!* und Veit Dietrich das ausdeutet: *Significans tales cogitationes excipiendas esse calamo* (I 373), so ist schon zweifelhaft, ob er damit nachschriften in form der Tischreden hat empfehlen wollen. Denn seine wahre stimmung gegen die nachschreibende vielgeschäftigkeit trifft doch vielmehr jenes geschichtchen vom mai 1532: die witwe des pfarrers Zeiger von Belgern lässt ihn um einen neuen mann bitten; er speist den boten ab: *Sie ist vber sieben jar! Sie muss sehen, wen sie nehme; ich kan ir kein geben*, und wendet sich lachend zu Schlaginhaufen: *Ego rogo propter Deum, Turbicida, scribite hoc! Ists nicht ein plag? . . . Lieber, schreibts vnd merckhts* (II 123). In der sache war Melanchthon mit Luther eins; sein ton ist ernster und lehrhafter, wenn er dem nachschreibenden Cordatus das heft aus der hand nimmt und das distichon hineinschreibt:

Omnia non prodest, Cordate, inscribere chartis,
Sed quaedam tacitum dissimulare decet (II 310).

Mit Luthers willen wären die nachschriften gewiss niemals gedruckt worden. Für die kenntnis Luthers würde das einen ernsthaften verlust bedeuten, denn in jeder hinsicht erhalten wir aus den Tischreden die wertvollsten aufschlüsse. Biographisch sind ihnen allein so wichtige zeugnisse zu entnehmen, wie die erinnerung an Luthers

erste bekanntschaft mit der bibel: *Puer aliquando incidit in bibliam, ibi forte historiam de matre Samuelis in libris Regum legit; mire placuit ei liber* (I 44), und die angaben über sein verhältnis zu andern büchern in der frühzeit (das.); das bekenntnis: *Staupicius hat die doctrinam angefangen*, und dessen wort: *Man mus den man ansehen, der da heyst Christus* (I 245). In den Tischreden ist aufgezeichnet, was Luther über sein verhör vor Kajetan in Augsburg und seine rückkehr von dort erzählt hat (I 597 f.); hier steht ein tiefes bekenntnis zur bibel: *Wenn die bibel ein grosser mechtiger baum were vnd alle wort estlin, so hab ich an alle estlin angeklopfft vnd gern wollen wissen, was es were vnd vermocht* (II 244). Über sein verhältnis zur deutschen sprache äussert sich Luther bei tisch so rückhaltlos wie kaum sonst: *Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, dass mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland* (I 524).

Vor allem ist es aber doch der religiöse genius, der sich auch in den kleinen äusserungen des alltags umfassend offenbart. Alles wird hier zum geistlichen bilde: *Fides autem est sicut centrum circuli: quando quis aberrat a centro, so ists vnmuglich, das man den cirkel hab, so mus man feylen* (I 135). Ein bild wie dieses wäre in einer predigt oder einer für die öffentlichkeit bestimmten schrift Luthers ebensogut denkbar, so auch der vergleich der papisten mit dem wütenden meer: *Posuit Dominus mari terminum suum. Er lesset sie wol wuten vnd ratschlahen, sie mussen aber vber das litus nicht fahren. Et aquas non ferreo, sed tantum arenoso litore continet* (I 464), oder der des heiligen geists mit dem atem des flüsternden: *Quando aliquis loquitur in aurem, so horet man fur dem odem die wort nit wol, so stark geht der wind; sic cum docetur verbum, so geht Spiritus Sanctus mit vnd webet in das hertz* (I 174), oder der der versuchung mit einer schlange: *In omni tentatione sol man sehen, das man den gedancken nit einreume mit dem nachdencken: quando hoc fit, certo sequitur casus et peccatum, quia wo die schlang den kopff in ein loch bringt, da kreucht sie gewisslich hinach zum corpore* (I 176). Aber meist spürt man doch in den bildern der Tischreden deutlich die häusliche umgebung, aus der sie stoff und bildkraft nehmen. Das haus selbst kann ein bild hergeben: *Es gemahnet mich der welt wie eins baufelligen haus; Dauid vnd prophetae sind die sparren, Christus ist die seul mitten im haus, die hellt es alles* (I 185), oder die kinder, die in haus und hof haschen spielen: *Ideo libenter volo esse stultus, vnd wollen vns fangen lassen vnd gegreppen geben, quod Christus sit Deus et homo contra omnem rationem* (II 16). Bei trank und speise legt sich ein bild wie das folgende besonders nahe: *sicut haustus aquae sitim et frustum panis esuriem sedat, ita Christus est remedium mortis* (II 599). Am gedeckten tisch, auf dem der bierkrug steht, kommt Luther in den sinn, wie gerste und flachs vom menschen das ärgste leiden müssen, um ihm dafür ihr bestes herzugeben: *Hae et similes multae creaturae etiam optime de nobis meritae sic patiuntur. Sic et omnes pios multa mala a malis oportet pati. Sic Dauid ist ein auserwelter man gewest, darumb ist er wust gerolt worden* (I 416). Bestimmte erlebnisse müssen sogleich ihren gehalt an bildkraft abgeben: ein besucher kommt von Leipzig her über die Dübische heide nach Wittenberg und erzählt, *largiter pluisse in der Diebischen heid . . . non item in Vuittembergensi agro, vbi segetes nimio aestu languerant.* Darauf Luther: *Es regenet, gleich wie wir predigen, in die Diebischen heide hinein, da es kein frucht bringt* (I 409). Darum ist es auch nicht gleichgiltig, dass die jahreszeiten zu den bildern stimmen, die die

Tischreden festhalten. Im august 1531 erzählt Luther vom kuckuck und der grasmücke: *An non aliquid magnum in hoc nobis significarit, quod cuculus parentem suum vorat, die grassmucken? Quod semel per fenestram meam respiciens vidi. Significat autem, quod falsi doctores veros opprimunt* (II 299); im mai 1532 folgt die beobachtung der neu belebten insekten: *Christus in extremo die wirt blasen, tum omnes resuscitabuntur. Hic etiam fiebat mentio muscarum, quae per hiemem mortuae sole verno veniente reciperent vitam* (II 122).

Religion und moral ist nun auch die seite, die Luthers nachschreibende zeitgenossen aufs lebhafteste beschäftigt und angezogen hat: in den unmittelbaren nachschriften nehmen äusserungen dieser art den breitesten raum ein, und in der grossen zusammenfassung der 'Colloquia oder Tischreden', die zuerst 1566 Johann Aurifaber hat drucken lassen, erhalten sie den besten platz. Aurifabers verdienst um die sammlung und erhaltung der Tischreden ist unbestritten: er hat der protestantischen lesewelt die ganze fülle dieses reichtums erschlossen, und zugleich ist er es, der das interesse an den Tischreden über die jahrhunderte gerettet hat. Dabei kann es kein vorwurf sein, dass Aurifaber die grosse aufgabe im sinn seiner zeit angegriffen hat: chronologische zusammenhänge hat er zerrissen, die ursprünglichen nachschriften aufgelöst und dafür zusammenhänge hergestellt, die ihm sachlich begründet und für seine leser wertvoll erschienen. Gesichtspunkte der praktischen theologie seiner zeit waren ihm dabei massgebend, wie sie noch weit hinaus gegolten haben: so sind noch die register von Mignes Patrologie, über die der nachschlagende heute seufzt, ganz ähnlich angelegt, wie Aurifabers Tischredensammlung. Die wissenschaftliche auferstehung, zu der K. E. Förstemann und H. E. Bindseil in den jahren 1844–46 dem alten Aurifaberschen text verholfen haben, hat dieser vollauf verdient. Seitdem sind in der zweiten hälfte des 19. jahrhunderts die ursprünglichen nachschriften der tischgenossen nach und nach an den tag getreten, einzelne fanden ihren herausgeber: Lauterbach in Seidemann 1872, Cordatus in Wrampelmeyer 1885, Schlaginhaufen in Preger 1888, Mathesius in Loesche 1892.

Auch hier wurde der ausgang von theologischen interessen her genommen, mit erstarkender methode sind die herausgeber zu allseitiger kritischer erschliessung ihrer texte emporgestiegen, dem ideal am nächsten kam bisher E. Kroker mit seiner ausgabe der von ihm entdeckten Leipziger handschrift der Mathesischen sammlung. Es ist mit dankbarer freude zu begrüssen, dass dieser beste kenner der Tischreden mut und musse gefunden hat, den stoff nun auch in der kritischen gesamtausgabe von Luthers werken zu behandeln. Wir danken es seiner hingabe, dass hier sogleich endgiltiges geleistet ist, und wer ermessen kann, was es heisst, neben der verantwortlichen leitung einer grossen bibliothek wissenschaftliche arbeit solchen umfangs unter dach zu bringen, wird sich der zähen arbeitskraft des herausgebers doppelt freuen.

In methodisch unanfechtbarer weise werden die einzelabschriften der tischgenossen in chronologischer folge wiedergegeben. Den ersten band eröffnen Veit Dietrichs nachschriften von sommer 1531 bis herbst 1533. Als anhang dazu folgen Nik. Medlers nachschriften aus der ersten hälfte der dreissiger jahre. Aus derselben zeit stammt sodann die umfangreiche sammlung Veit Dietrichs und Nik. Medlers. Den zweiten band eröffnen Joh. Schlaginhaufens nachschriften von dezember 1531 bis ende 1534. Es folgt die kurze sammlung Ludw. Rabes aus den dreissiger jahren. Den hauptteil des bands macht die sammlung von Konrad Cordatus aus, von juni 1531 bis november 1532 reichend. Dergestalt bieten die beiden bände 2802 einzelne

Tischreden nach den urschriften, auf die sich der erste herausgeber der Tischreden mit fug beschränkt, indem er die aufarbeitung der späteren bunt gemischten sammlungen künftiger einzelforschung überlässt. Denn von den mehr als dreissig handschriften, die tischreden Luthers überliefern, die zum teil in den entlegensten bibliotheken des in- und auslands zum vorschein gekommen sind und sich bis in die letzten jahre ständig vermehrt haben, sind die meisten späte sammlungen, deren jede aus der gewaltigen summe von einzelstücken eine andere auswahl in neuer reihenfolge zusammenstellt. Eine kritische ausgabe der Tischreden, die alle texte verwerten wollte, wäre vom gewicht der überlieferung erdrückt worden, die gewählte beschränkung auf die grundlegenden handschriften war lebensfrage.

Die urschriften aber – nachschriften also einzelner tischgenossen, die die vom aufzeichner gehörten reden ohne beimischung fremden gutes, ungekürzt und in ungestörter zeitfolge bieten – hat Kroker mit recht vollständig aufgenommen, auch wenn damit manches stück in die ausgabe geriet, das seinem ursprung nach keine tischrede Luthers ist. Im ersten band bietet nr. 48 eine mitteilung Luthers an Veit Dietrich, nr. 79 und 949 sind trostreden für Ambr. Berndt und Ben. Pauli. In nr. 236 gibt Dietrich die unterschrift eines briefs an Käthe wieder, in nr. 409 eine autobiographische notiz, in nr. 566 f., 678–680, 1058 und 1231 handschriftliche aufzeichnungen Luthers. Auf der jagd hat Luther die gedanken von nr. 569 f. entwickelt, bei betrachtung der wolken am himmel die von nr. 703 f. Im zweiten band sind entsprechend nr. 1265, 1634, 1748 und 2005 Lutherschen ursprungs, aber nicht bei tisch gesprochen. Von Melanchthon stammen nr. 287, 617, 783, 1226, 1264, 1789, 1991, 2263, 2270–2272 und 2558, von Bugenhagen nr. 318, 353 f. und 2714, von Agricola 2436, von einem ungenannten freund Veit Dietrichs nr. 294.

Die texte behandelt Kroker mit möglichster schonung; einige verderbnisse wünschte man gebessert zu sehen: I 84, 21 *lies* Nam *statt* Mann: 99, 32 Nacht *st.* nicht; 109, 8 freie Wille *st.* Freiwillige; 119, 3 beweyset *st.* beweysen; 5 her *st.* er; 180, 15 executionem *st.* exemptionem; 185, 21 henden *st.* seytten; 194, 15 solt *st.* sol; 197, 15 waren *st.* warden; 210, 17 kopff vnd strumpff *st.* kopff oder strumpff; 211, 14 gehafft *st.* geschafft; 225, 4 nit an *st.* nit; 241, 17 die adversarii *st.* dies adversarii; 281, 26 feilts *st.* fellts; 326, 23 quemque *st.* eumque; 352, 6 es leyt *st.* er legt; 378, 7 Koch- *st.* Koch; 403, 7 -knüpfen *st.* knüpfen; 405, 12 eraus *st.* er aus; 411, 11 Georgius *st.* Gegorgius; 420, 29 Philosopho *st.* Pilosopho; 498, 12 Diabolus *st.* Deus; 552, 20 haben vns an *st.* haben an; 23 hette *st.* hatte; 555, 26 Böslein *st.* Bislein; 572, 15 zwo *st.* zuo; 588, 22 -gewüthet *st.* gewüthet; 593, 12 Augen, dafur sie blaue Brillen *st.* Brillen, dafur sie blaue Augen; II 6, 32 so sagen jene: So *st.* so bist; 13, 13 vero *st.* non; 31, 34 wird *st.* wir; 50, 30 tabulam *st.* tubulam; 58, 5 nur *st.* mir; 103, 10 anruffer *st.* auruffer; 104, 24 nucleum *st.* nuculeum; 114, 5 seyt *st.* syt; 116, 13 Sünder *st.* Sünde; 133, 19 -hält *st.* hält; 145, 8 sunt *st.* sicut; 147, 17 nit *st.* nur; 187, 12 vns *st.* vnser; 188, 7 heyst *st.* hest; 193, 4 mir *st.* nur; 199, 25 hont *st.* hort; 223, 5 zagete *st.* zage; 6 bidmen *st.* bidenen; 226, 40 dem bier *st.* der bier; 253, 8 burger *st.* burge; 259, 15 Dennemarck *st.* Durigen; 261, 32 beben *st.* leben; 269, 2 purger *st.* purge; 271, 4 vō *st.* vñ; 293, 14 ich mich weiter *st.* ich weiter; 308, 27 sum *st.* non; 309, 6 geschwisterkinder *st.* geschwister vnd kinder; 310, 20 grata *st.* gratis; 367, 34 knoden *st.* knochen; 373, 1 die sie sich *st.* die sich; 426, 21 facient *st.* facerent; 451, 8 herauf *st.* heraus; 458, 22 wolt *st.* wol; 23 possum. Ich kundt vor weilen mer von einem plumblein waschen den *st.* possum . . . den; 459, 4 f. Sind gemachte vnd nicht ge-

wachsene wortt *st.* Sind gewachsene vnd nicht gemachte wortt; 486, 3 impudens *st.* imprudens; 487, 21 grindt *st.* grundt; 25 biel *st.* bield; 504, 8 Kilkrop *st.* Wilkrop; 18 Kilkropp *st.* Wilkropp; 506, 12 feist *st.* fest; 507, 12 es *st.* ers; 521, 8 nam *st.* nam; 13 machst *st.* machts; 525, 23 dernoch *st.* dennoch; 529, 22 mol *st.* wol; 534, 2 Selwitzen *st.* Helwitzen; 21 storl *st.* stork; in *st.* im; 545, 14 hielten *st.* hetten; 567, 9 Pasquillus *st.* pasquillus; 573, 9 Ketlin *st.* kindlin; 630, 1 aqua *st.* aliqua; 631, 18 Vngariam *st.* Vngarum.

Manche dieser textbesserungen werden schon in Krokers fussnoten erwogen, die neben dem umfangreichen textkritischen apparat vor allem eine fülle wertvoller sacherklärungen bringen. Weniges wird hier vermisst, z. b. ein wort über *Secunda secundae vnd prima primae* I 118, 3; *Thomas in secunda secundae* 135, 12; *des alten Oeconomi Freundin* 287, 28 f.; Erasmus 390, 24; *Virtutem praesentem odimus* 394, 9; Minkwitz 419, 31; *Etliche vom Adel* 490, 9; Claus Narr 521, 21; Schurf 526, 24; Galen 610, 9; *Vitae patrum* II 36, 21; Cicero 41, 9; Gerson 64, 20; motiv der Faustsage 97, 27 ff.; motiv vom fechtmeister 99, 14 ff.; motiv der kreuzschau 116, 29; *Exusian* 154, 3; D. Severus 185, 15; anekdote vom ablass 199, 25 ff.; *die 300 floren* 426, 10; *König Girsick* 432, 15. Mehrfach fehlen verweisungen auf parallelstellen, so bei I 1 6, 30 auf 256, 23; 337, 11 auf 208, 3; II 175, 10 auf 489, 4; 199, 22 auf 543, 5; 206, 5 auf 265, 9; 215, 18 auf 601, 26; 217, 21 auf 604, 21; 592, 25 auf 624, 26.

Vielfach gehen Krokers fussnoten auch auf die mancherlei sprachlichen schwierigkeiten des textes ein. Hier vermisst man (z. b. I 116, 21; 120, 26; 131, 19; 145, 42; 162, 34; 163 anm. 6; 176, 5; II 7, 10; 69, 15; 85, 18; 88, 12; 119, 7; 413, 1 f.; 459, 22; 522, 8) eine klare abgrenzung gegen die vortrefflichen anmerkungen, die am ende jedes bandes auf insgesamt 70 druckseiten O. Brenner der sprache der Tischreden widmet. Mit Brenners beiträgen zu andern bänden der Weimarer ausgabe gehören diese anmerkungen zum besten, was die neuere zeit zu Luthers sprache geleistet hat. Wo Brenner auf schwierigkeiten eingeht, die schon eine fussnote Krokers berührt hatte, muss man meist ihm recht geben, so I 103, 16; 119, 33; 160, 13; 176, 33; 182, 27; 189 anm. 11; 236, 2; 250, 25; 364, 26; 481, 2; 574 anm. 4; II 3, 5; 22, 11; 29, 5; 56, 18; 74, 14; 78, 20; 79, 17; 100, 7; 26; 121, 12; 123, 10; 127 anm. 4; 129, 3; 130, 18; 150, 17; 168, 28; 249 anm. 2; 257 anm. 3; 3 5, 9; 378, 19; 422, 3; 449, 4; 489, 23; 491, 32; 509, 13; 530, 21; 533, 13 f.; 536, 34; 539, 18; 555, 3; 600, 2; 607, 23; 656, 31. Gelegentlich behält aber doch auch Kroker recht; so deutet diele in Luthers satz II 359, 12 f. *Ehe ich mit den von Zwickaw communionem fidei wolt haben, wolt ich mir meinen hals mit einer dilen abstossen lassen* in der tat auf die regelrechte mittelalterliche hinrichtung, nicht auf ein marterndes hinschlachten.

Auch sonst muss man mehrmals Brenners deutungen widersprechen: das köstliche gleichnis I 129, 1 *man falle aus dem schiffe vornen oder hinden, so ligt man im wasser*, ist gewiss Luthersche augenblicksbildung, nicht sprichwörtlich; *heymlich* bedeutet 157, 11 wohl 'noch im mutterleib', nicht 'aus versehen'; ein *gleissender, ansehnlicher, heuchlischer Rathgeber* 159, 6 ist einer, der 'nur von ansehen gut, von aussen gleissend scheint', nicht einer, der 'sich ein ansehen gibt und schön redet'; dass *mit geschraubeten Worten* ein höfischer ausdruck sei, darf man Aurifabers redendem beleg 195, 34 glauben; 197, 9 *wider den strom* bedeutet 'gegen die eigne natur, mit künstlicher reflexion', nicht 'unnatürlicher weise und ohne erfolg'; *reisig* 247, 20 ist gewiss nicht 'reissend', sondern 'kampfbereit'; *sonderlich des Orts* 404, 44 be-

deutet 'zumal hierzuland', nicht 'besonders durch seine geographische lage'; 455, 42 f. *Also hatten die Römer stets ein Kriegsvolk bey einander, mit demselben hielten sie immer an,* lässt sich wohl umschreiben: 'sie behandelten es als stehendes heer', nicht: 'sie hielten es in gleicher stärke'; das wort über die fische 519, 20 *Mortuis vinum; viventibus aqua* ist eher ein klosterwitz als ein rätsel; mit der wendung *wir haben alle den Leihkauf zum Tode getrunken* ahmt M. Neander nicht Tischr. 521, 21 nach, die ihm 1560 gar nicht zugänglich war, sondern er folgt wie jene Hesek. 18, 2; *Brotkasten* bei Aurifaber 571, 4 ist nicht 'brotkammer', sondern 'brotschrank'; *und zwar* 595, 29 übersetzt *et quidem* 595, 22, die stelle ist lückenhaft und so zu ergänzen: *Die ganze Welt lästert Gott, die Wenigsten und zwar nur die Elenden ehren und dienen ihm*; *auff die Bann* 601, 19 bedeutet 'auf die reit- oder wildbahn', nicht 'ins freie'; II 193, 3 *nicht einer Laus werdt* heisst 'nicht einmal so viel wert wie eine laus'; 198, 23 *vergossen* ist 'zugelötet', nicht 'mit kalk oder spezereien übergossen'; 454, 6 das *heusten* des *vulgus* im gottesdienst soll wohl heissen, dass sich die gemeinde nicht zu voller aufmerksamkeit und unbedingter stille zusammenrafft, nicht, dass sie das predigtwort unverständlich machen will; *Glim glam gloriam, die Saw, die hat ein Pantzer an* 510, 14 ist kein lied, sondern ein zweizeiliger spottvers; er kehrt wieder im 109. schwank von Mich. Lindeners Katzipori von 1558, Lichtensteins ausgabe s. 162 f.

Entbehrlich scheinen die bemerkungen zu I 223, 31; 320, 3; 335, 8; 403, 15; 484, 5; 26; II 453 anm. 1; 521 anm. 5; 572 anm. 2. Einige worterklärungen fehlen: I 21, 4 *Mittelding* 'gleichgültige dinge'; 23, 19 *Schauspiel* 'sehenswürdigkeit'; 87, 1 *wenn dasselbige thäte* 'wenn das nicht wäre'; 288, 19 *bezeit* 'bei zeiten'; 353, 19 *ekel* 'heikel, empfindlich'; 487, 6 *zufallen* 'einfallen' (von gedanken); 490, 16 *Cantorey* 'sangesschule'; 531, 1 *ubersetzen* 'überfordern, überteuern'; 557, 22 *nervi* 'muskeln'; 576, 16 *Durst* 'wagemut'; 606, 18 *tokke* 'puppe'; II 14, 35 *lauschen* 'lauern'; 36, 5 *Nerven* 'muskeln'; 52, 7 *Springwasser* 'quellwasser'; 33 *schliesslich* 'schlüssig, bündig'; 59, 2 *schreit* 'schreitet'; 63, 36 *Schome* 'schemen'; 73, 28 *Keif* 'zank'; 116, 27 *beutten* 'tauschen'; 206, 13 *ubermachen* 'übertreiben'; 307, 17 *Drechsel* 'drechsler'; 427, 30 *heutes tages* 'heutigestags'; 460, 14 *am stillen freitag* 'am karfreitag'.

FREIBURG I. B. ALFRED GÖTZE.

Alfred Kloss, Die Heidelbergischen Jahrbücher der literatur in den jahren 1808 bis 1816. Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster. Leipzig, R. Voigtländer 1916. XII, 198 s.

Die analyse einzelner persönlichkeiten und literaturwerke birgt immer die gefahr in sich, dass über dem unterscheidenden das gemeinsame gleichgerichteter geister übersehen oder doch unterschätzt wird; aber wo eine reihe von schriftstellern in gemeinschaft auftritt, werden von selber die übereinstimmenden züge schärfer sichtbar, und es ist ein leichtes, die literarische gruppe zu erkennen und zu beschreiben. Das macht die geschichte von zeitschriften, wie sie nachgerade zu einer spezialität der Leipziger schule geworden ist, so interessant und lehrreich.

Wie die allgemeine romantik, die deutsche romantik, die frühromantik, so deckt erst recht der name 'Heidelberger romantik' einen ebenso geläufigen wie un-

festen, verschwimmenden begriff. Während die einen ihn auf das kostbare kleeblatt Arnim, Brentano, Görres beschränken, dehnen ihn andere über alles lebende aus, was je in Heidelberg geweilt hat und nicht gerade auf den namen Voss hörte. Persönliche und geistige beziehungen laufen hier neben- und durcheinander und verwirren den blick. Die vielen fäden aufzudröseln, die sich da verknäueln, mag ein schwieriges unternehmen sein, es ist jedesfalls ein dankbares und notwendiges; jeder beitrag zu seiner lösung ist willkommen.

Die geistige atmosphäre Heidelbergs lässt sich nirgends besser verspüren als in den blättern der nach inhalt, umfang und lebensdauer bedeutendsten zeitschrift, die dort geblüht hat; einem organ von damals unerhörter modernität, das seine intellektuelle freiheit schon äusserlich darin bekundete, dass es die dozenten der universität und die akademisch ungraduierten freien literaten der stadt und des 'auslandes' zu gemeinsamer arbeit vereinigte.

Ausgegangen ist die gründung der 'Heidelbergischen jahrbücher', wie Kloss aktenmässig und unsere kenntnis vielfach berichtigend und vermehrend darlegt, von der universität. Mit recht setzt das buch darum mit einer kurzen übersicht der allgemeinen geistigen zustände Deutschlands und der besonderen an der badischen hochschule ein; da wird festgestellt, 'dass die juristische und kameralistische sektion von den neuen ideen der zeit wenig berührt war, dass dagegen in der theologischen, philosophischen und medizinischen die meisten und bedeutendsten der dozenten ihnen mehr oder weniger zuneigten' (s. 16). Der so innerhalb der universität latente gegensatz brach durch die umtriebe von aussenseitern — Brentano und Voss — in offenen streit aus, in dem die von dem philologen Creuzer geführte partei der romantiker den kürzeren zog; entscheidend waren äussere momente, die veränderungen des lehrkörpers, indem schon 1809 auf kurze zeit Creuzer selbst, im folgenden jahre seine gesinnungsgenossen De Wette, Marheineke und Boeckh nach anderen universitäten fortzogen. Der wechselvolle kampf zwischen dem romantischen und dem antiromantischen geiste spiegelt sich in den „Heidelbergischen jahrbüchern“ genau wieder.

In zwei kapiteln, einem kurzen und einem ungleich längeren, das hauptstück der untersuchung bildenden, wird die äussere, sodann die innere geschichte der zeitschrift erzählt, d. h. eigentlich bloss eines ausschnittes derselben, nämlich der vier fächer: philologie, geschichte, literatur und kunst in den jahren 1808—1816.

Die begründer des neuen unternehmens waren bestrebt[1], dasselbe schon äusserlich (und nicht allein durch den titel) von allen bestehenden literaturzeitungen zu unterscheiden; zu diesem zweck benahm man ihm vor allem den charakter des zeitungsmässigen: es sollte weniger ephemere neuigkeiten als vielmehr abschliessende übersichten über die wichtigsten erscheinungen des jahres bringen; und während die übrigen kritischen organe alle drei tage oder noch öfter erschienen, waren hier zunächst nur 15 hefte im jahr geplant. Eigenartig aber war vor allem die sachliche teilung der zeitschrift in fünf selbständig erscheinende abteilungen, in denen verwandte wissensgebiete zusammengefasst wurden, gewissermassen annalen der betreffenden wissenschaften bildend: I. theologie, philosophie und pädagogik; II. jurisprudenz und staatswissenschaften; III. medizin und naturgeschichte; IV. mathematik,

1) Freilich nicht von anfang an: die vom 1. oktober 1807 gezeichnete gründungsurkunde (im anhang s. 186 f. abgedruckt) will die form der 'Göttinger gelehrten anzeigen' beibehalten und bestimmt dem blatte noch den anspruchlosen titel: 'Heidelberger literaturzeitung'.

physik, kameralwissenschaften; V. philologie, historie, literatur und kunst. Indes wechselte die äussere einrichtung wiederholt. Schon 1809 wurde die zahl der hefte vermehrt, so dass bereits allwöchentlich eines erschien, jedes 3 bogen stark; aber die andauernd ungünstige finanzielle lage des unternehmens nötigte bald (ende 1810) zu einer bedeutenden herabsetzung der allzu hohen bogenzahl, und damit musste auch die facheinteilung fallen: die jahrbücher erschienen jetzt dreimal wöchentlich und machten im jahre nur 53 bogen aus; nach dieser änderung unterschieden sie sich äusserlich nicht mehr vom durchschnitt der deutschen literaturzeitungen.

Diesen glichen sie sich allmählich auch im abonnementspreise an, der 1808 bis 1810 von 12 auf 15 fl. rh. stieg, um nach der verminderung des umfanges seit 1811 wieder auf 8 fl. zurückzugehen. Die mitarbeiter erhielten ein sehr anständiges honorar, das zwischen 16 und 20 fl. rh. schwankte. Dies im verein mit den hohen gestehungskosten und der naturgemäss geringen abonnentenzahl erzeugte schon im ersten jahre, wie nicht anders zu erwarten war, ein beträchtliches defizit; keiner der vielen an deutschen universitäten eingenisteten literaturzeitungen ist es besser ergangen, überall mussten die regierungen mit subventionen nachhelfen; die kargen und saumselig gespendeten zuschüsse der badischen regierung genügten freilich bei weitem nicht. Der verleger — die bekannte Heidelberger firma Mohr & Zimmer (seit 1815 Mohr & Winter) — arbeitete mit ansehnlichen verlusten.

Ungewöhnlicher noch als das äussere gewand des blattes waren die bestimmungen über seine leitung, die nicht einem einzelnen redakteur, sondern einer ganzen gesellschaft von solchen überantwortet war. An der spitze jeder abteilung standen zwei direktoren, denen freilich unmittelbar nach der gründung, jedoch nur ganz vorübergehend, ein mit geringer macht ausgestatteter generalleiter zur seite trat. Die auf der hand liegenden nachteile dieser einrichtung liessen sich auf die dauer nicht verkennen, und so beschränkte man bereits ende 1810 die vielköpfige schriftleitung auf drei mitglieder: den juristen Thibaut, den philosophen Fries und den historiker Wilken; sie standen bis ans ende des jahres 1816 an der spitze.

Bei der ersten zusammensetzung wie bei den späteren veränderungen der redaktion spielte die frage nach der stellung zu den anschauungen der 'neuen schule' eine hauptrolle. Zunächst erhielt die romantische partei, die ja auch auf der universität nach zahl und bedeutung der dozenten vorherrschte, das übergewicht. Mit dem abgang ihres führers Creuzer (1. april 1809 folgte er einem ruf nach Leiden) setzte erfolgreich die gegenoffensive der antiromantiker ein, und das alte verhältnis wollte sich auch nach Creuzers baldiger rückkehr nicht wieder herstellen lassen. Nach unstetem schwanken und wiederholten rückfällen ins romantische wesen gerieten die Jahrbücher 1818 völlig in rationalistische hände.

Diese inneren kämpfe bestimmen durchaus die geschichte der V., der 'literarischen' abteilung, der Kloss ausschliessend seine bemühungen gewidmet hat. Ihre redakteure sind zunächst Creuzer, der die hauptarbeit leistet, und Wilken, der bloss für die historischen rezensionen sorge trug. Creuzer hielt sich die unromantischen kollegen, so besonders Alois Schreiber und den jüngeren Voss, wohlweislich vom leibe und suchte und fand ersatz vor allem bei Görres, der, ordnungsgemässer habilitation ermangelnd, freilich nicht eigentlich zum lehrkörper der universität zählte, und bei auswärtigen namhaften schriftstellern. Mühelos gewann er die häupter der 'neuen schule', die damals eines eigenen organs entbehrten und doch gerade jetzt viel zu sagen hatten, allvoran Friedrich Schlegel. Diesem wurden nicht nur literarische, sondern auch theologische und philosophische schriften

anvertraut, und mit einer bei F. Schlegel unerhörten pünktlichkeit wurden die aufträge auch ausgeführt. Gleich der erste jahrgang brachte nicht weniger als fünf beiträge aus seiner feder: rezensionen über die ersten 4 bände der Goetheausgabe von 1806, über Büsching-von der Hagens 'Sammlung deutscher volkslieder', über ein werk Adam Müllers, über drei schriften Fichtes und über die ersten zwei teile von des grafen F. L. Stolberg 'Geschichte der religion Jesu Christi'; von welchen beiträgen die zwei letzt angeführten in der I., philosophisch-theologischen abteilung erschienen sind. Aber mit seinem Stolbergaufsatz hatte Schlegel den Jahrbüchern ein kuckucksei ins nest gelegt; in der theologischen, wie in der gesamtredaktion brach darüber ein heftiger konflikt aus, und schliesslich erlaubten sich die theologischen redakteure, gegen Schlegel in ihren spalten eine antikritik loszulassen und die fortsetzung des Stolbergschen werkes einem andern rezensenten zu übergeben. Das war ein starkes stück. Fr. Schlegel konnte sich ein so rücksichtsloses vorgehen nicht gut gefallen lassen und schied für immer aus der reihe der mitarbeiter. Briefe Creuzers, noch mehr solche des verlegers Zimmer, der mit erfolg auch die vermittlung A. W. Schlegels anrief, bemühten sich vergebens, den grollenden zu versöhnen. Auch Wilken erbat zu wiederholtenmalen Fr. Schlegels erneute mitarbeit, zuletzt, wie es scheint, in einem briefe vom 6. februar 1811, von mir veröffentlicht in der 'Deutschen rundschau' märz 1918, s. 384 f., in dem es heisst: 'Meine Bitte an Sie betrifft wiederum unsre Jahrbücher. Wollten Sie wohl nicht das Strafgericht über des Herrn v. Arnim Halle und Jerusalem übernehmen? Ihr Urtheil könnte gewiss am besten auch unsern guten Zimmer von dem Wahn heilen, dass solche Producte das Höchste der Kunst seyn, und dass jenes Halle und Jerusalem, was Brentano ihm in den Kopf gesetzt hat. nach Göthe's Faust das Gröste sey, was deutsche Poesie hervorgebracht hat.'

Fr. Schlegel erscheint in der Heidelberger rezensieranstalt nicht nur als subjekt, sondern auch als objekt. Sein 'Poetisches taschenbuch' auf 1806 hat der damals in Paris lebende hessen-homburgische geheimrat Isaak von Sinclair[1] angezeigt, seine 'Gedichte' kein geringerer als Achim von Arnim besprochen. 'Ihre Schrift über Indien' schreibt Creuzer in dem in der anmerkung bezeichneten briefe an Fr. Schlegel, 'wird von 2 Recensenten, einem Orientalisten und einem Philosophen für unsere Jahrbücher beurtheilt werden, doch so dass die Recension Ein Ganzes bildet. Auf jeden Fall wird sie noch im Lauf dieses Jahres erscheinen.' Aber es dauerte nahezu drei jahre, bis dieses versprechen schlecht und recht erfüllt war. Erst im 2. heft des jg. 1811 hat Wilken selbst endlich Schlegels wichtige schrift besprochen, sehr anerkennend, aber auch sehr vorsichtig über die gefährlichen stellen hinwegvoltigierend und in dem zwischen Schlegel und dem verfasser der 'Mythengeschichte' ausgebrochenen streite beiden parteien so recht wie unrecht gebend; Görres sah sich veranlasst, darauf mit einer erklärung zu antworten, die im intelligenzblatt des jahrgangs 1811 abgedruckt ist. Um aber den von ihm bekämpften Schlegel wieder zu versöhnen, beabsichtigte Görres, dessen 'Vorlesungen

1) Nicht Görres, wie man bisher fälschlich meinte; Kloss berichtigt dies an hand der redaktionsakten, es geht auch aus einem briefe Creuzers an Schlegel vom 18. Juli 1808 ('Deutsche rundschau' märz 1918, s. 382 f.) hervor, wo zu lesen ist: 'Diese Anzeige sandte mir HE Sinclair von Paris. Ich wünschte, er hätte mir seine Addresse gemeldet; so wäre ich im Stand ihm Mehreres zu übertragen'; dieser satz erledigt zugleich die vermutungen von Kloss s. 56 f.

über die neuere geschichte' zu rezensieren, ohne freilich diese absicht je auszuführen. Schlegels 'Deutsches museum', das ursprünglich Arnim und Wilhelm Grimm gemeinschaftlich zu beurteilen gedachten, fand im jg. 1813 eine würdigung durch unbekannte feder; aber es ist dort eigentlich nur ein fragment der anzeige zu lesen, denn der verheissene 'abschluss der rezension' ist niemals erschienen. Schlegel hat, nach ausweis seines briefes an S. Boisserée[1], diese rezension selbst erbeten und zu ihrer verfertigung Bertram oder Wilken in eigener person vorgeschlagen.

Mit A. W. Schlegel trat Creuzer bei dessen flüchtigem Heidelberger aufenthalt am 27./8. juni 1808 in verbindung[2]. Den aber nahm jetzt die drucklegung seiner Wiener vorlesungen über dramatische kunst und literatur vollauf in anspruch, so dass er seine rezensionen (deren er übrigens eine ganze menge übernommen hatte) während Creuzers kurzer redaktionsära nicht mehr vollendet hat; immerhin war den Jahrbüchern mit ihm ein fleissiger und wertvoller mitarbeiter gewonnen. Er lieferte im lauf der jahre besprechungen von Büsching-von der Hagens 'Buch der liebe', von Gries' Ariostübersetzung, Docens Titurel, Winckelmanns werken und, nach einer längeren, durch die politischen und kriegerischen ereignisse erzwungenen pause, solche über die 'Altdeutschen wälder' der brüder Grimm, das von Chézy herausgegebene Yadjnadatta-Badha, Mustoxidis schrift 'Sui quattro cavalli di S. Marco in Venezia' und — der bedeutendste beitrag — über Niebuhrs Römische geschichte[3]. Von A. W. Schlegels eigenen schriften wurden die 'Poetischen werke' durch Arnim, die Vorlesungen über dramatische kunst und literatur durch Adolf Wagner gewürdigt; ein anonymus besprach im jg. 1814 sein 'Spanisches theater'.

Auch Tieck erklärte sich zu vielem bereit, lieferte jedoch nie etwas. Um so emsiger erwiesen sich die häupter der jüngeren romantischen schule. Arnim bespricht F. H. Jacobis rede 'Über gelehrte gesellschaften' nebst den gegenschriften von Rottmanner und Aman, Rostorfs 'Dichtergarten', drei romane Ernst Wagners, zwei fremdländische (eine italienische, eine französische) schriften zur bildenden kunst und (in der theologischen abteilung) Ritters 'Fragmente eines jungen physikers'. Aber bald melden sich gegen diesen beiträger die schwersten bedenken bei Creuzers redaktionskollegen, und Thibaut setzt es durch, dass keine rezension Arnims künftig mit dessen namensunterschrift erscheinen darf. Trotzdem hält Creuzer an dem freunde fest und überlässt ihm auch weiterhin wichtige bücher, so Z. Werners 'Attila', dessen besprechung durch Arnim auch wirklich erschien, während seine rezension von Brentanos 'Goldfaden', die bereits abgeliefert war, von Creuzers nachfolger Boeckh weggelegt und dafür eine solche von W. Grimm in druck gegeben wurde. Arnims rezensionen von F. Schlegels Gedichten und dem satirischen kollektiv-

1) Bei S. Boisserée (Stuttgart 1862) I, s. 171 ist dieser brief unvollständig abgedruckt; ich habe mir den fehlenden schlussteil nach dem im stadtarchiv zu Köln verwahrten original kopiert.

2) Was gleichfalls aus Creuzers brief an F. Schlegel hervorgeht, so dass das fragezeichen bei Kloss s. 51 wegfallen darf.

3) A. W. Schlegels brief an Wilken, Lausanne, 6. Juli 1815, den ich Zs. f. d. österr. gymn. 1914, s. 680 f. mitgeteilt habe, ist Kloss unbekannt geblieben; dort trägt Schlegel an, Grimr Jonsson Thorkelins' 1815 zu Kopenhagen erschienene erstausgabe des ags. Beowulf für die Jahrbücher zu rezensieren. In einem an versteckter stelle abgedruckten (und darum seiner zeit auch von mir übersehenen) briefe an Zimmer aus Paris vom 24. februar 1817 (Ungarische rundschau II, 1913, s. 854/56) endlich spricht Schlegel den wunsch aus, 'die neue ausgabe von Hrn. von Humboldts Monumens Américains anzuzeigen'.

roman 'Karls versuche und hindernisse' liess Boeckh je ein jahr lang liegen und entledigte sich eines dritten beitrags (der schon erwähnten besprechung von Ritters 'Fragmenten') dadurch, dass er sie an die theologische abteilung weitergab. Zwar trat Boeckh für Arnim ein, als die seit eh und je, schon zur zeit Creuzers, dem dichter übelgesinnte gesamtredaktion nun offen gegen ihn auftrat und durch Thibaut und Wilken seine ausschliessung aus der reihe der mitarbeiter beantragte, doch scheint er ihn nicht mehr zum rezensieren aufgefordert zu haben. Im jahre 1811 aber gelang es Arnim, der sich selbst zu erneuter mitarbeit antrug, hauptsächlich durch vermittlung des ihm sehr gewogenen verlegers, von Wilken wieder beschäftigt zu werden; er schrieb jetzt noch besprechungen der 'Poetischen werke' A. W. Schlegels, der plattdeutschen gedichte Bornemanns und des berüchtigten pamphlets 'Bürgers ehestandsgeschichte', nebst einer antikritik auf Justis rezension von Jördens 'Lexicon deutscher dichter und prosaisten', abgedruckt im Intelligenzblatt 1811. Von Arnims eigenen werken wurden in den jahrbüchern der 'Wintergarten' durch Ernst Wagner, 'Gräfin Dolores' durch W. Grimm, beide sehr anerkennend, besprochen. Eine mitwirkung Brentanos, dieses hechts im karpfenteiche der Heidelberger literaten, machten dessen äussere lebensumstände unmöglich: es war vielleicht ein glück für den inneren frieden der redaktion, der durch Görres, den Creuzer besonders bevorzugte, schon hinreichend gefährdet war. Görres besprach Runges 'Jahreszeiten'[1], Villers schrift 'Über universitäten', den von Duperron herausgegebenen 'Upnekhat', Rixners 'Versuch einer darstellung der indischen alleinslehre', O. Franks 'Licht vom orient' (diese beiträge sind zum teil in der von Daub redigierten theologisch-philosophischen abteilung erschienen) und gab eine selbstanzeige seiner 'Volksbücher'[2]. Und diesem, von der Voss-partei viel bekämpften manne übertrug Creuzer die anzeige des heiss umstrittenen 'Wunderhorns'. Sie war halb gedruckt, als Creuzer abgieng. Und nun, da seine autorität die gegner nicht mehr zurückhielt, entbrannte innerhalb der gesamtredaktion ein wütiger kampf um diese rezension, so dass der literarische streit mit der Voss-partei und dem Morgenblatt, dem die 'Einsiedlerzeitung' erlegen war, auch auf die Jahrbücher überzugreifen drohte. Die opposition, von Thibaut geführt, setzte durch, dass der rest der anzeige zunächst ungedruckt blieb; erst $1^1/_4$ jahr nach dem ersten erschien, im august 1810, der rezension zweiter teil. Noch einen andern beitrag von Görres, die besprechung von Ahlwardts Ossianübersetzung, liess Boeckh fast ein jahr lang liegen. Görres zog aus dieser unfreundlichen begegnung die konsequenzen und stellte bis auf weiteres seine mitarbeit ein. 1811 aber gelang es den gemeinsamen bemühungen des redakteurs Wilken und des verlegers Zimmer, Görres aufs neue an das institut zu fesseln: er lieferte jetzt seine berühmte, nur allzu lang geratene Jean Paul-rezension, die besprechung von Dalbergs 'Meteorkult', eine im Intelligenzblatt abgedruckte anzeige seiner geplanten 'Bibliotheca Vaticana' und endlich drei grosse beiträge, die seine neueste wendung zu den germanistischen studien widerspiegeln: die besprechungen des durch die brüder Grimm herausgegebenen Hildebrandsliedes, der Tieckschen bearbeitung von Ulrich von Lichtensteins Frauendienst, der schrift J. Grimms 'Über den altdeutschen meistergesang'.

1) Zu welcher rezension Arnim einen zusatz machte: vgl. neue Heidelberger jahrbücher 1900, s. 121, 1902, s. 247 f.

2) Die von F. Schultz Görres zugeschriebene rezension von Okens schriften 'Über licht und wärme' und 'Lehrbuch der naturphilosophie' stammt von dem naturphilosophen Eschenmayer: Kloss s. VIII.

Damit hatte aber auch seine tätigkeit an dem blatte ein ende; seit 1814 nahm die herausgabe einer eigenen zeitung, des 'Rheinischen merkur', alle seine kräfte in anspruch; in den zwanziger jahren ist er dann noch mit einer einzigen rezension zu gaste erschienen.

Ein wichtiger mitarbeiter war ferner Jean Paul: ihm hatten die Jahrbücher zu danken die rezensionen der 'Corinna' und der schrift über Deutschland der frau von Staël, von Fichtes 'Reden an die deutsche nation', von Öhlenschlägers Aladdin, von Delbrücks 'Über die dichtkunst', sowie mehrerer dichtungen Fouqués: des 'Alwin', der Nibelungentrilogie (über deren ersten teil 'Sigurd der schlangentöter' die Jahrbücher noch eine zweite, Jean Pauls lobsprüche wesentlich einschränkende beurteilung brachten, welche W. Grimm und Arnim gemeinschaftlich verfasst hatten) und des dramas 'Eginhard und Emma'; in der letztgenannten rezension wagte es Jean Paul, der neuen schule — und gerade ihren umstrittensten werken — uneingeschränktes lob zu spenden, was das noch unentwegt romantikfeindliche 'Morgenblatt' zu dem schärfsten angriff aufreizte, der je gegen die universität und die Jahrbücher Heidelbergs gerichtet ward. Aber neben diesem vorkämpfer der romantik stand innerhalb der Jahrbücher doch auch Vossens gesinnungsgenosse Paulus, der seine rezensionen zu ausfällen auf die romantik benützte. Dass auch Schleiermacher, wie aus dessen briefwechsel mit Boeckh (Mitteilungen aus dem literaturarchive in Berlin, n. f. XI, Berlin 1916, s. 33, 35 f., 38) hervorgeht, angeworben wurde, wird von Kloss nicht erwähnt: Schleiermacher erklärte sich bereit, Ammons 'Religionsvorträge'[1] und eine schrift von Paulus (?) zu rezensieren, konnte aber sein versprechen anscheinend nicht erfüllen, so wenig wie Boeckhs wiederholte bitte, Schellings rede über die bildenden künste in den Jahrbüchern anzuzeigen. Mit einer anzeige von Schleiermachers 'Gelegentlichen gedanken über universitäten' ist Savigny, ein hauptmitarbeiter der juristischen abteilung, auch einmal in der literarischen sektion aufgetreten.

Creuzer bemühte sich, was Kloss nicht wissen konnte, auch österreichische literaten für seine zeitung zu gewinnen. Das geht aus dem folgenden (ungedruckten), unstreitig an H. v. Collin gerichteten[2] schreiben zur genüge hervor.

Heidelberg den 15. Aug. 1808.

Hochzuverehrender Herr!

Es ist mir sehr erfreulich Sie mit unsrem Institut verbunden zu wissen. Ich beantwortete daher Ihren schätzbaren Brief sogleich.

Sonnenbergs'[3] Gedichte, wie auch dessen Donotoa werden Sie durch die Zimmersche Buchhandlung erhalten. In Zukunft wünscht indessen der Verleger,

1) Die H. j. II (1809) 1. abt. I. bd. s. 273 ff. abgedruckte rezension ist nicht von Schleiermacher.

2) Man könnte auch an J. L. Stoll denken, der mit Leo von Seckendorf die zeitschrift 'Prometheus' herausgab; meine bessere vermutung stützt sich auf eine stelle in Creuzers wiederholt angeführtem brief an Fr. Schlegel vom 18. Juli 1808: 'Auf den Rath Ihres Herrn Bruders schreibe ich heute an HE. v. Seckendorf (Herausgeber des Promotheus) u. HE. Collin. um sie zur Mitwirkung an unsern Jahrbüchern einzuladen'; dass nicht Seckendorf der Adressat ist, geht ja aus dem briefe selbst hervor.

3) Der Westfale Franz Freiherr von Sonnenberg (1779–1805), ein spätling Klopstockscher epik; von ihm haben wir u. a.: Donatoa oder das weltende. Epopöie. Halle 1806/07, ein epos in 12 gesängen; Gedichte Sonnenbergs nach dessen tode hg. v. J. G. Gruber, Rudolstadt 1808.

wegen des sehr weiten Transportes, dass Sie, wo es möglich, die recensenda in einiger dortigen Buchhandlung sich zur Einsicht geben lassen.

Ihre übrigen Anerbietungen nehme ich sämtlich mit Vergnügen an, und Sie haben also die Güte, ausser Altimor und Zomira, noch desselben Verfassers Gedichte, wie auch dessen Trauerspiel: Marie von Belmonte zu beurtheilen[1].

Ausserdem übernehmen Sie gefälligst

Werners Weihe der Kraft. Vielleicht auch dessen Wanda. (Ich setze dies leztere voraus, und übertrage sie daher niemand anders.)

Steigenteschs[2] und Hutts[3] } Lustspiele.

Je eher Sie mich nun mit einer dieser Kritiken beschenken können, desto lieber wird es mir seyn. Wie es mich überhaupt freuen wird Sie ja recht genau mit unserm Institute verbunden zu sehen.

Dem Herrn Friedrich Schlegel bitte ich mich zu empfehlen, und ihn gefälligst an seine Versprechungen für unsere Jahrbücher zu erinnern. Auch bei Herrn v. Seckendorf bitte ich mich ins Andenken zu bringen. Ich bin mit aufrichtiger Verehrung

Eurer Wohlgeboren

ergebenster Fr. Creuzer

Professor.

Die last der redaktionsgeschäfte machte es Creuzer unmöglich, in seinem eigenen fache, der klassischen philologie, mehr als kleine beiträge zu geben; er fand an Boeckh, der damals im wesentlichen noch sein wissenschaftlicher bundesgenosse war, einen vortrefflichen helfer, dann aber auch an dem jungen Göttinger privatdozenten F. G. Welcker, der alle wichtigen archäologischen rezensionen lieferte. Auf historischem gebiete (ausdrücklich sollte die deutsche geschichte bevorzugt werden) tat der redakteur Wilken selbst das meiste; neben ihm arbeitete in seinem spezialfach der Heidelberger Kopp, der vater der paläographie. Für philosophie wurde der Jenaer professor W. G. Tennemann, für italienische philologie der Leipziger schriftsteller Adolf Wagner (Richard Wagners oheim) gewonnen; orientalische philologie bearbeitete Wilken. Eine ganz bedeutende stellung räumte Creuzer der neu erstehenden wissenschaft der deutschen philologie ein; auf diesem gebiet fand er, nächst A. W. Schlegel, an den brüdern Grimm die wertvollsten mitarbeiter. Für die bildenden künste wurde, nach Alois Schreibers frühzeitigem rückzug, Görres aufgeboten; Glöckle in Rom sandte einen bericht über das römische kunstleben, der im Intelligenzblatt erschien; auch Arnim bezeigte, wie bereits erwähnt, der bildenden kunst lebhafte anteilnahme. Über musik endlich schrieb der privatdozent Horstig.

Creuzers kurzfristige redaktionstätigkeit bedeutet die blütezeit der Jahrbücher: was von bedeutenden federn an der zeitung mittat, hat nahezu ausnahmslos er an-

1) Gemeint ist Karl Streckfuss (1778–1844), der 1803 als hofmeister in Wien weilte und dort mit Caroline Pichler und H. v. Collin freundschaftlich verkehrte; seine 'Gedichte' erschienen Leipzig 1804, 'Altimor und Zomira. Ein mährchen' (4 gesänge in ottaverimen) ebenda 1808, 'Maria Bellmonte', ein trauerspiel in 5 akten, Zeitz 1807; in einem ungedruckten, gleichfalls im besitz der Wiener hofbibliothek befindlichen briefe aus dem jahre 1808 bittet Streckfuss Collin um öffentliche beurteilung seiner schriften.

2) Von dem österreichischen offizier und diplomaten August Freiherrn von Steigentesch (1774–1826) erschienen lustspiele: Wien und Triest 1808.

3) Johann Hutt (1774–1809), Wiener polizeibeamter, gab 2 bände 'Lustspiele' (Wien 1805–1812).

geworben; viele waren darunter, deren von ihm bestellte beiträge erst einliefen, nachdem er die leitung bereits aus den händen gegeben hatte. In dieser ihrer blütezeit überragen die Jahrbücher alle anderen deutschen literaturzeitungen, von denen sie sich auch — insbesonders die literarische abteilung — dadurch wesentlich unterscheiden, dass sie offenkundig der romantik zuneigten. 'Seit dem kurzen versuch der 'Erlanger literaturzeitung' in den jahren 1801 und 1802 war keine literaturzeitung so energisch für die romantik eingetreten, und so vollständig hatte die romantik überhaupt noch in keiner herrschen dürfen . . . neben die 'Zeitung für einsiedler' und den Dresdener 'Phöbus' traten die Philologischen jahrbücher als wichtige ergänzung.' (Kloss, s. 87.) Freilich sagt Kloss zu viel, wenn er s. 86 behauptet, kein anderes kritisches organ sei der romantik freundlich gesinnt gewesen: das gilt jedesfalls von der 'Wiener allgemeinen literaturzeitung' (1813 bis 1816) nicht.

Nach Creuzers abgang übernahm am 1. april 1809 Boeckh die hauptleitung der V. abteilung; Wilken, der ihm — wie vorher Creuzern — zur seite stand, tat nicht viel. Boeckh steuerte das schiff der zeitung sofort aus der gefährlichen romantischen strömung in ein ruhigeres fahrwasser. 'Er sah bei der auswahl der mitarbeiter weniger auf ihre anschauungen als darauf, dass heftige, streitlustige charaktere möglichst fernblieben, strich auch bedenkliche stellen der rezensionen. Die richtung zur neutralität, gegen die Creuzer gerade gekämpft hatte, gelangte mit ihm zur herrschaft'. (Kloss s. 106 f.) Er dachte keineswegs an eine völlige ausschaltung der romantiker, wie diese ja auch unter seiner leitung noch oft genug zum wort kamen; aber ein parteiorgan waren die Jahrbücher nicht mehr. Freilich, die besten beiträge, die zu seiner zeit abgedruckt wurden, hatte ihm Creuzer überliefert oder doch gesichert; und neben diesen wertvollen stücken drängte sich in der Boeckhschen ära bereits eine grosse zahl unbedeutender vor, und manches bedeutende werk findet überhaupt keine erwähnung. Aber auch Boeckh hat seiner zeitung noch manchen bedeutenden mitarbeiter gewonnen: so den romanschreiber Ernst Wagner, den Schellingianischen philosophen J. J. Windischmann, der u. a. Görres' Mythengeschichte würdigte, vor allem Franz Horn, die in jedem sinne fruchtbarste anknüpfung, die Boeckh geglückt ist. Horn hat während seiner mehrjährigen, aus unbekannten gründen 1814 endenden mitwirkung u. a. Z. Werners 'Wanda' und den 'Guido' sowie die gédichte des graf Loeben beurteilt. Für die klassische philologie lieferte Boeckh selbst die besten rezensionen, während Creuzer, der seit dem herbst 1809 wieder in Heidelberg wirkte, zur mitarbeit auffälligerweise von ihm nicht aufgefordert wurde[1]; unter den zahlreichen helfern auf diesem gebiete erscheint jetzt, freilich nur mit einem einzigen beitrag, sogar der jüngere Voss. Im historischen fach trat neben Kopp und Wilken als neue Kraft Friedrich von Raumer, dessen gewinnung Wilkens grosses verdienst war; von ihm bringen die Jahrbücher 1812 noch mehrere, 1815 nur noch einen beitrag, worauf er ganz verschwindet; ihn

1) Kloss' meinung, dass Creuzer gegen seinen willen ausgeschifft wurde, widerstreitet eine stelle seines briefes an Schütz vom 8. dezember 1809 (C. G. Schütz, Darstellung seines lebens I, s. 58): 'Zu der redaktion der Jahrbücher bin ich nicht wieder hinzugetreten, da die damit verbundene korrespondenz für mich zu zerstreuend war.' Jedesfalls blieb Creuzer auch unter Boeckhs nachfolger, der wenigstens die einladung nicht versäumte, grollend den Jahrbüchern fern und hat erst nach der völligen umgestaltung des redaktionskörpers im jahre 1817 wieder daran teilgenommen.

löste der damals noch in Frankfurt lebende, später so berühmt gewordene historiker Fr. Ch. Schlosser ab, eine sehr bedeutende neuerwerbung, die gleichfalls Wilken verschaffte[1].

Grössere stetigkeit kommt in die redaktion erst mit dem jahre 1811. Von da an bis ende 1816 hatte das triumvirat Thibaut, Fries und Wilken die leitung der jetzt nicht mehr in einzelne abteilungen zerfallenden Jahrbücher inne, und zwar fiel die sorge für die literarische gruppe (philologie, geschichte, literatur, kunst) jetzt hauptsächlich dem letztgenannten zu. Unter diesem regime wurde die romantische partei noch mehr zurückgedrängt, dafür deren schärfste gegner zur mitarbeit herangezogen: so der jüngere Voss, den nicht bloss Creuzer, sondern auch noch Boeckh von den Jahrbüchern ferngehalten hatte, so der rationalistische theologe Paulus, der jetzt auch literarische werke, wie Z. Werners 'Weihe der unkraft' und die patriotische dichtung der befreiungskriege besprach. Aber der anschlag von Thibaut und Fries, sich im literarischen fach aller romantisch gerichteten mitarbeiter zu entledigen, scheiterte an dem widerstande Wilkens, der sich nicht nur um die brüder Schlegel eifrig bemühte, sondern auch Görres und Arnim neuerlich an die zeitung fesselte. Wilken, der von anbeginn den standpunkt Boeckhs festhielt, konnte seine redaktionspolitik um so entschiedener durchführen, als auch Thibaut von seiner romantikfeindschaft allmählich abkam und sich mit der zeit eher in einen gegner der rationalistischen partei umwandelte[2]. Der stab der mitarbeiter erlitt auch unter dem triumvirat keine wesentlichen veränderungen, er geht im grossen ganzen noch immer auf Creuzers anknüpfungen zurück. Der durchschnittliche wert der rezensionen freilich war im vergleich mit der ära Boeckh oder gar der Creuzerschen redaktionszeit in den jahren des triumvirats entschieden zurückgegangen. Die guten beiträge waren gegenüber der menge mittelmässiger und minderwertiger schon stark in der minderheit, ihre absolute zahl aber noch stattlich genug. Da wären rühmlich zu erwähnen: die besprechung von Goethes 'Dichtung und wahrheit' durch den hinter der chiffre J. M. O. sich verbergenden Frankfurter stadtgerichtsrat J. F. v. Meyer, die vortreffliche rezension der Hoffmannschen 'Fantasiestücke', deren verfasser vielleicht F. G. Wetzel sein mag, R. Abekens anzeige von Gries' Calderonübersetzung, Windischmanns wertvolle und umfangreiche würdigung von Herders 'Sämtlichen werken', maler Müllers rezension von Bossis schrift 'Del cenacolo di Lionardo da Vinci'. Als neue note bringen Paulus u. a. den politisch-liberalen gedanken in die zeitschrift, der eben damals um sich zu greifen begann. Der klassischen philologie konnte sich der jüngere Voss jetzt vollständig bemächtigen, und mit einem epilog zu einer rezension des sohnes stellte sich im jahre 1816 auch der alte Voss zum ersten und einzigen mal als mitarbeiter ein. Übertreffen die Jahrbücher die andern literaturzeitungen jetzt nicht mehr, so sind sie doch auch nicht schlechter als jene. Die zeitgenössische dichtung, der Creuzer einst innerhalb des blattes vielen und bevorzugten platz eingeräumt hatte, wird in den hintergrund gedrängt, die wichtigsten

1) Aus einem ungedruckten briefe Raumers an professor Wilken in Berlin, Breslau 1. juli 1818 (original in der Wiener hofbibliothek) merke ich den satz an: ‚nach Heidelberg wage ich mich nicht [sc. mit einer rezension von Wilkens 'Geschichte der kreuzzüge'] aus Besorgniss, Schlosser möge meine Ansichten misbilligen'; vgl. dazu Kloss s. 44_2.

2) Ich hege starke zweifel, ob Thibauts stellung zur romantik von Kloss richtig erfasst ist. Der berühmte jurist begegnete sich mit der 'neuen schule' doch in manchen punkten, besonders in seiner bis ins späte alter bewährten vorliebe für alte kirchenmusik.

neuheiten bleiben unbesprochen. Um so bedeutender wird die rolle, die dank der eifrigen beihilfe der brüder Grimm jetzt der deutschen philologie zufällt. Im allgemeinen galt das interesse des publikums, das die Jahrbücher noch immer fesselten, in dieser zeit schon weniger den literarischen, als vielmehr den juristischen rezensionen, in denen sich ein teil des berühmten streites zwischen Thibaut und Savigny abspielte, sowie den politischen und theologischen.

Hier bricht die untersuchung ab; der verfasser lässt den leser stehen, ohne ihm ein wort über die fernere geschichte der Jahrbücher zu sagen. Warum er seine erzählung nur bis zum jahre 1816 geführt hat, darüber lässt er nirgends etwas verlauten. Verständiger wäre es gewesen, das jahr 1818 zur grenze zu nehmen, weil damals die Jahrbücher vollständig in die gewalt der rationalistischen partei gerieten. Der jahrgang 1817 hätte schon um seines leiters Hegel willen die einbeziehung so verdient wie gelohnt. Und noch ein anderer umstand spricht für die spätere grenzsetzung: im selben jahr 1818, in dem die Heidelberger jahrbücher für die romantik endgiltig verloren gehen, beginnt ein neues, gross angelegtes und sehr romantikfreundliches organ zu erscheinen: die von M. v. Collin geleiteten Wiener 'Jahrbücher der literatur', die rasch das hohe ansehen erwerben, das einst die Heidelberger zeitschrift genossen hatte [1]. Mehr als um die rechtfertigung seines willkürlichen terminus ad quem ist Kloss bemüht, die beschränkung der studie auf die literarische abteilung der Jahrbücher, die völlige ausserachtlassung der übrigen fachgruppen zu erklären. Die mühe ist verloren, denn das ist abermals nicht zu rechtfertigende willkür. Unbegreiflich, dass Kloss nicht wenigstens die theologisch-philosophische abteilung, die durch real- und personalunion mannigfacher art mit der historisch-philologischen gruppe im innigsten verbande steht, in den kreis seiner betrachtung zu ziehen für nötig fand. Aber nicht minder hätte, angesichts der eminent politischen bedeutung der romantik und auch weil sie den grössten äusseren erfolg hatte (ihr erster jahrgang musste zweimal aufgelegt werden), die juristisch-staatswissenschaftliche abteilung, nähere untersuchung erfordert.

Tiefere probleme als die so ganz äusserliche, aktenmässig lösbare frage nach den mitarbeitern und der autorschaft der einzelnen beiträge hat der verfasser leider nicht erörtert. Recht flüchtig streift er an dem wichtigen und interessanten thema vorbei, inwiefern die Heidelberger jahrbücher das programm der Einsiedlerzeitung fortgeführt oder gar erfüllt haben. Und noch weniger ist es ihm beigefallen, diese Jahrbücher neben den grosszügigen plan der Jenaer romantiker, A. W. Schlegels und Fichtes vor allem, zu halten, die eine noch gründlichere reform der literaturzeitungen bezweckten; was Kloss in einer anmerkung (s. 27_4) darüber notiert, ist unzulänglich und lässt die kenntnis wichtiger literatur vermissen. Wohl spricht der verfasser im vorwort von der notwendigen aufgabe, 'die äusserungen der übrigen damaligen zeitschriften ebenfalls eingehend zu berücksichtigen, um aus ihnen festzustellen, worauf die eigentümliche bedeutung der einzelnen aufsätze der Jahrbücher und damit der zeitschrift im ganzen beruhte'; aber die ausführung dieses vorsatzes

1) Unschlüssig, wohin er eine fertiggestellte rezension zum abdruck geben soll, schreibt Görres am 4. januar 1824 (Gesammelte briefe III, s. 128): 'ich denke die anzeige in die Wiener jahrbücher zu geben, weil die Heidelberger ein winkeljournal geworden'. — Möchte doch bald jemand mit dem gleichen fleisse, den Kloss an seine aufgabe gewendet hat, aber mit mehr geschick und methode der grossen Wiener rezensieranstalt sich zuwenden, um ihre bedeutsame geschichte zu schreiben; meine einschlägigen notizen und hinweise auf mancherlei ungedrucktes material sollen ihm gern zur verfügung stehen.

habe ich in dem buche vergebens gesucht. Allerdings hat Kloss auch einige andere zeitungen der von ihm behandelten epoche durchgesehen [1], aber leider nur die urteile verglichen, nicht die art der verhandlung und die urteilsbegründung. So musste er das beste schuldig bleiben; seine untersuchung erhebt sich nicht über die wassergleiche einer sauberen und als solcher auch dankenswerten materialsammlung; ein beitrag zur geschichte des romantischen geistes ist das buch nicht geworden. Fingerzeige, welche sich für die forschung aus den von Kloss im anhang bekanntgemachten neuen dokumenten erst ergeben, hat er selbst gar nicht beachtet; wenn es z. b. in der gründungsurkunde vom 1. oktober 1807 heisst, die neue zeitung würde 'besonders auch die katholische literatur (von Süddeutschland namentlich) und französische werke [2] betreffen', so verpflichtet das den bearbeiter, nachzuprüfen, ob und in welcher weise dieser absicht entsprochen ward; Kloss bleibt kein gedanke ferner als dieser.

Ungern setze ich meiner anerkennung des von Kloss geleisteten so enge grenzen; denn mit seltenem, wahre hochachtung forderndem fleisse ist der verfasser ans werk gegangen, dem er offensichtlich mehrere jahre gewidmet hat. Das buch trägt die jahreszahl 1916, wie weit jedoch die vorarbeiten zurückgehen mögen, erhellt aus des verfassers bemerkung, dsss das in den einschlägigen, 1913 erschienenen schriften von F. Schneider und O. Reichel veröffentlichte material ihm noch handschriftlich vorgelegen [3]. Archivalische nachforschungen hat er an nicht weniger als acht orten gehalten und ein paar prachtstücke von den funden, die ihm glückten, dankenswerterweise im anhang abgedruckt [4]. Aber ihm mangelt jegliches talent, seine schönen funde und emsig gesammelten notizen schriftstellerisch zu verarbeiten. Zunächst hat er den stoff in der unglücklichsten weise disponiert. Gegen seine zweiteilung in die kapitel 'äussere' und 'innere' geschichte der Jahrbücher liesse

1) Durchaus nicht alle: die 'Oberdeutsche literaturzeitung', auf die R. F. Arnold in seiner 'Allgemeinen bücherkunde' (Strassburg 1910) hingewiesen hat, sollte nicht mehr übersehen werden.

2) Baden zählte ja zu den Napoleons protektorat unterstellten rheinbundstaaten.

3) Nach 1913 erschienene, auf seinen gegenstand bezügliche literatur kennt und nennt der verfasser nicht; es fehlen: J. Körner, A. W. Schlegel und sein Heidelberger verleger (Zs. f. d. österr. gymn. 1914, s. 673–694); Briefwechsel Schleiermachers mit Boeckh und Bekker (Mitteilungen aus dem literaturarchive in Berlin, n. f. XI; 1916); HPB 1916, 11. heft, wo sich ein verbesserter abdruck des Görres-Zimmer-briefwechsels findet; vgl. auch noch Creuzers brief an Jacobs vom 19. I. 1817 im 'Zentralblatt für bibliothekwesen' XXX (1913), s. 26 f. So ist das buch in den literaturangaben schon beim erscheinen zum teil veraltet; doch liegt diese schuld nicht am verfasser, sondern an den widrigen zeitumständen, die eine erhebliche verzögerung des druckes verursachten. Seltsamerweise ist der XVIII., 1914 erschienene band der 'Neuen Heidelberger jahrbücher' im literaturverzeichnis und in ungezählten anmerkungen als jahrgang 1913 zitiert.

4) Da finden sich, auf die Jahrbücher bezüglichen akten unerwähnt, die folgenden briefe: 1. J. H. Voss an Zimmer, Heidelberg, 23. oktober 1808; 2. Fr. Schlegel an Zimmer, Wien, 28. märz 1809; 3. L. Tieck an Zimmer, Berlin, 8. august 1814; 4. A. W. Schlegel an Zimmer, Coppet, 7. august 1809; 5. und 6. ergänzungen zu 'J. G. Zimmer und die romantiker' (Frankfurt 1888) unvollständig gedruckten briefen Brentanos und Jean Pauls an Zimmer; 7. Creuzer an Boeckh, Heidelberg, 1. märz 1807; [8. das s. 180 abgedruckte, ganz bedeutungslose brieflein von herr und frau Creuzer an Boeckh wäre besser fortgeblieben;] 9. bruchstück eines briefes von Nauck an Boeckh; 10. bruchstücke aus briefen Boeckhs an F. A. Wolf 1807–1810; 11. und 12. zwei briefe Fouqués an professor Schwarz in Heidelberg, Nennhausen, 19. mai und 24. november 1825.

sich ja nichts einwenden, wenn sie nur geschickter und mit mehr überlegung getroffen wäre; dann hätte sich leicht vermeiden lassen, was jetzt das buch ausserordentlich schädigt und seine lektüre wenig vergnüglich macht: die nahezu methodisch durchgeführte wiederholung des nur einmal zu sagenden an zwei oder gar mehreren stellen. Statt in dem der äusseren geschichte gewidmeten ersten kapitel die zusammensetzung und die veränderungen der redaktion ein- für allemal darzulegen, gibt Kloss darüber an diesem orte zunächst eine rasche skizze, um in dem andern kapitel entsprechend dem wandel der schriftleiter drei unterabteilungen zu treffen und nun sowohl einmal einleitend vor als jeweils in denselben über die redaktion zu handeln: so steht an vier stellen, was ohne besondere anstrengung an einer hätte vereinigt werden können. Aber noch ungeschickter ist es, innerhalb jener drei unterabteilungen gar eine letzte teilung vorzunehmen und den stoff a) nach den mitarbeitern, b) nach den rezensionen zu ordnen. Selbstredend lässt sich von den autoren nichts sagen, ohne ihrer beiträge, von diesen nichts, ohne ihrer verfasser zu gedenken, und der drohenden gefahr, zweimal ein- und dasselbe sagen zu müssen, entzieht sich der verfasser zur not nur dadurch, dass er aufs geratewohl einen teil seines materials unter a), den andern unter b) ablädt. So muss sich der leser mühsam das zusammengehörige selber erst ausklauben. Ja, die unart des verfassers geht so weit, dass er oft mitten in der erzählung eines einheitlichen sachverhalts abbricht, um erst viele seiten später damit fortzufahren, so dass der leser sich gezwungen sieht, immer wieder zurückzublättern, ohne dass er in der mühseligen arbeit solchen suchens durch ein brauchbar eingerichtetes register[1] unterstützt würde. Die veränderte anordnung, in der diese anzeige den inhalt des buches vorzuführen versucht hat, will andeuten, wie es besser zu machen war. Nun bedient sich der verfasser bisweilen zu wenig entschiedener ausdrücke, so dass man nicht selten im zweifel bleibt, ob dieser oder jener beitrag nur beabsichtigt, ob er auch geschrieben und gedruckt worden ist. Und da die fundstellen der beiträge unbegreiflicherweise in der grösseren hälfte des buches gar nicht angegeben werden (nur der letzte teil des buches von s. 108 ab tut dieser selbstverständlichen forderung genüge), ist man genötigt, die betreffenden jahrgänge der zeitschrift selbst zu rate zu ziehen. Richtet nicht das allein schon eine untersuchung, die doch in erster linie ein repertorium der zeitschrift zu geben hatte? Wohin man den blick richtet, überall vermisst man etwas abschliessendes, endgiltiges, fertiges, jene gewisse abgerundetheit, durch die sich eben ein buch von einer kollektaneensammlung unterscheiden muss. Was Kloss bietet, sind nur beiträge – mitunter sehr wertvolle – zu seinem thema, aber durchaus keine bewältigung desselben. In einer zeitschrift nimmt man dergleichen mit dank hin, eine selbständige veröffentlichung verlangt strengere beurteilung; denn die wissenschaft, mag sie durch solche bücher auch zunächst gefördert erscheinen, hat davon auf die dauer manchen schweren nachteil. Nach Kloss' unzulänglichem versuch wird so bald nicht wieder ein gelehrter die Heidelbergischen jahrbücher zum gegenstand seiner studien erwählen – und so bleibt ein wichtiges thema auf lange hin unerledigt.

Aber noch einer anderen und vielleicht gerade jetzt zeitgemässen betrachtung sei hier platz vergönnt. Die welt widerhallt heute von dem bösen und uns so unsinnig dünkenden feindesgeschrei, dass die Deutschen barbaren seien, plumpe

1) Unverständlicherweise ist der wichtige anhang nicht ins register einbezogen.

gesellen, denen jeglicher sinn für verfeinerte kultur abgehe. Bieten wir so törichtem geschwätz nicht die erwünschte nahrung, wenn unsere gelehrten fortfahren, die resultate ihrer forschung, unbekümmert um jegliche ausdrucksform, vorzulegen, wie es sich eben trifft? Glaubt einer, dass man in Frankreich ein buch drucken liesse, ehe es geschrieben war? Denn nicht nur die plane anordnung seines stoffes lässt Kloss vermissen, er hat sich auch um die glätte des ausdrucks nicht im geringsten bemüht. 'Die jahre, in denen die ersten jahrgänge der Heidelbergischen Jahrbücher der literatur erschienen' so setzt seine schrift ein; hat er kein ohr zu hören, wie misstönend dies dreifache jahr in einer einzigen zeile klingt? Und wie leicht wäre das mit einem federzug zu bessern gewesen!

Leicht mag man die strenge meines urteils ungerechtigkeit schelten, weil doch der verfasser sich redlich bemüht und unser wissen zweifellos bereichert hat. Das erkenne auch ich bereitwillig an. Aber das eben finde ich tadelnswert, dass Kloss, der alle, der ungewöhnliche voraussetzungen besass, ein treffliches buch zu schreiben, nur die analecta zu einem solchen gibt. Dies unumwunden auszusprechen, fühle ich mich um so mehr verpflichtet, als zurzeit ein lächerlicher respekt vor dem 'ungedruckten' in unserer wissenschaft sich breitmacht, der mit erschreckender deutlichkeit zeigt, wie wenig gedanken über sinn und aufgaben der literaturgeschichte ihre adepten sich machen. Eine stattliche reihe namhafter fachgenossen könnte ich aufzählen, die durch keine andere bemühung zu hohem ansehen gelangt sind, als dadurch, dass sie den unschweren und nur infolge einer art geistigen trägheitsgesetzes meist unterlassenen schritt aus den büchersälen in die archive taten. Denen blühten ebenso reiche wie leichte erfolge, denn häufig genug wühlten sie doch nur in schatzkammern, die für jedermann offenstanden. Aber auch persönliche findigkeit und zufälliges finderglück, so sehr sie der forschung nützen, schaffen doch nur die voraussetzung für eine wissenschaftliche arbeit, nicht diese selbst; eine billige einsicht, die dennoch heute vielen zu entschwinden droht. Die letztverstorbene generation bedeutender literaturforscher hat sie noch besessen. Minor sagte in kolleg und seminar darüber unverblümt seine meinung, und Erich Schmidt schrieb in den anmerkungen seines 'Lessing' (was ich aber keineswegs wörtlich auf Kloss anwenden möchte), 'dass, wer als handschriften- und bücherjäger eine feine spürnase besitzt, deshalb doch der philologischen elemente völlig bar sein kann'.

WIEN. JOS. KÖRNER.

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), Sämtliche werke in 24 bänden. In verbindung mit der familie Bitzius herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch. Zehnter band, bearbeitet von Gottfried Bohnenblust: Käthi die grossmutter, 1916. Neunter band, bearbeitet von Rudolf Hunziker: Jakobs des handwerksgesellen wanderungen durch die Schweiz, 1917. München, Delphinverlag (Eugen Rentsch) 550 und 640 s. Je m. 4.50; gebunden m. 6,— bzw. 7,50.

Seit der grossen 24bändigen Berliner ausgabe von Jeremias Gotthelfs Gesammelten schriften aus den jahren 1855—1858, deren wiederholung von 1861 zum teil blosse titelauflage ist, hat es an einer vollständigen sammlung von Bitzius' werken empfindlich gemangelt, da die verdienstliche Berner volksausgabe im urtext, die Ferdinand Vetter 1898 in angriff genommen hat, leider über den zehnten band

nicht hinausgelangt ist. Es ist das um so auffallender, als Bitzius' stern unverkennbar in starkem aufsteigen begriffen ist. Der auch sonst um Gotthelfs neubelebung entschieden verdiente Adolf Bartels hat 1907 in der Hessischen klassikerbibliothek einer auswahl von fünf recht stattlichen Gotthelf-bänden unterkunft verschafft, denen sich drei jahre später noch ein sechster hat anschliessen dürfen. Da jedoch auch dieser ausgabe eben die vollständigkeit wieder abgeht und der herausgeber zudem von textkritischen bedenken nicht angekränkelt ist (eine kritik der leider recht schwerfälligen und unbeholfenen vorrede gehört nicht hierher), so war es ein höchst dankenswertes unternehmen des Delphinverlags, mit seiner grossen, auf 24 bände berechneten kritischen ausgabe hervorzutreten, die höchst erfreulicherweise im gegensatz zu ähnlichen unternehmungen auch durch den weltkrieg nur auf kurze zeit unterbrochen worden ist, wobei ihr der umstand, dass der mitarbeiterstab sich ausschliesslich aus schweizerischen landsleuten Gotthelfs zusammensetzt und die Schweiz vermutlich auch einen grossen teil des abnehmerkreises stellt, zugute gekommen sein dürfte. Den beiden von Hans Bloesch besorgten bänden 7 ('Geld und geist') und 17 (Kleinere erzählungen, zweiter teil) von 1911 und 1912 sind 1916 und 1917 die beiden oben genannten gefolgt. Die schöne ausstattung verdient alles lob, aber auch das gereicht dem verlag zur ehre, dass er, unbekümmert um devisenkurse, auch in seinen neuesten prospekten, die — ursprünglich zugunsten schweizerischer käufer angesetzte — berechnung von 4½ m. gleich 5 fr. beibehält. Verdienstlich und einsichtig ist es, dass die bände auch einzeln abgegeben werden.

Auf den ersten blick könnte es aussehen, als sei die aufgabe Hunzikers und Bohnenblusts nicht allzu schwierig gewesen. Beide herausgeber sind zu dem ergebnis gelangt, dass sowohl die verbesserungen von druckfehlern und stilistischen unklarheiten, wie auch die gelegentlichen striche in der Berliner gesamtausgabe der werke nicht mehr auf Bitzius selbst zurückgehen, sondern von seinen angehörigen, namentlich seinem schwiegersohn, dem pfarrer von Rütte, herrühren, worüber nach den gründlichen ausführungen Hunzikers in seinem apparat auch kein zweifel sein kann. Für die 'Käthi' lag ausserdem noch ein ausgedehnter handschriftlicher entwurf vor, der aber textlich mit dem druck durchaus nicht immer hand in hand geht, und ausserdem die schätzbare vorarbeit von Vetters ausgabe, während derartiges für den 'Jakob' ganz und gar mangelte. Darüber, dass beiden werken die erstdrucke zugrunde zu legen seien, konnte also gar keine frage aufkommen, und bei einer halbwegs normalen beschaffenheit dieser drucke hätten die herausgeber in der tat ihre aufgabe spielend lösen können.

Gerade an solcher normalität mangelt es aber den gegebenen texten in der allerempfindlichsten weise. Mit gutem recht zwar nennt Hunziker Gotthelf einen meister der sprache, und treffend hebt er hervor, dass das künstlerische wunder der aprioristischen vermählung von inhalt und form sich bei ihm mit erstaunlicher leichtigkeit vollziehe; ebensowenig kann und will er aber verschweigen, dass dem dichter infolge seiner durchaus ethischen, nur nebenher ästhetischen weisung der sinn für sprachliche detailkultur in empfindlicher weise mangelt. So wenig bei ihm, trotz der erstaunlichen schnelligkeit seines schaffens, meines erachtens von einem eigentlichen drauflosschreiben die rede sein kann: gegenüber demjenigen, was sich ihm einmal gestaltet hat, steht er unbekümmert auf dem Pilatusstandpunkt: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Wessen er sich entledigt hatte, das galt ihm auch als erledigt; sorgsame durchsicht lag ihm ganz fern, korrekturenlesen war ihm ein greuel, und rechnet man hinzu, dass seine nicht ganz leicht

leserlichen handschriften zum überfluss noch an deutsche setzer gerieten (der 'Jakob' ist 1846/47 in Zwickau, die 'Käthi' 1847 in Berlin gedruckt), die begreiflicherweise den stark eingesprengten dialektischen bestandteilen nicht gewachsen waren, so lässt sich ungefähr denken, was dabei herauskommen musste.

Grundsätzlich waren daher die herausgeber der Berliner 'Schriften' mit ihren besserungsversuchen ganz auf dem rechten wege, nur dass es ihrer arbeit begreiflicherweise am system fehlte und sie auch bei der beurteilung der versehen nicht selten geirrt haben. Um in dieser hinsicht über ihre vorgänger hinauszukommen, haben die neuen herausgeber keinerlei mühe gescheut und eifrig die von Gotthelf selbst gern gerühmte treue im kleinen bekundet. Hunziker hat es sich sogar nicht verdriessen lassen, die bei seiner arbeit gewonnenen grundsätze des breiteren darzulegen, und wer seine einschlägigen ausführungen über wortwahl und wortbildung, flexion und syntaktisch-stilistische eigenheiten Gotthelfs durchmustert, wird ihm willig zuerkennen, dass er damit nicht nur seinen mitredaktoren taugliche und kräftige richtlinien gegeben hat, sondern auch, trotz seiner verwahrung gegen alle weitergehenden ansprüche, wertvolle beiträge und ansätze zu einer Gotthelf-grammatik bietet. Es versteht sich, dass die striche der Berliner ausgabe samt und sonders wieder aufgemacht worden sind; fortgefallen ist dagegen im 'Jakob', wie mir scheint, mit recht die verdeutschung jedes einzelnen französischen worts und selbst der kleinsten französischen phrase, und auch die beschränkung der erklärung von dialektausdrücken im text habe ich nirgends als störend empfunden. Demjenigen, der etwa bezweifeln sollte, ob die herausgeber auch mit der regelung von alinea und interpunktion das richtige getroffen haben, empfehle ich einen einblick in die von Bohnenblust abgedruckte urfassung der 'Käthi'. Eher liesse sich fragen, ob die einführung der, jetzt allerdings fast allgemein bevorzugten heutigen rechtschreibung ganz einwandfrei sei, da schliesslich Duden so wenig anspruch auf ewigkeitswert hat, wie der gebrauch der 40er jahre. Da indessen auch die geniessende leserschaft ihre unbestreitbaren rechte hat, so bin ich geneigt, mich auch hier auf die seite der herausgeber und besonders des verlags zu stellen.

Bei dem, was des weiteren noch zu sagen wäre mag der 'Käthi', als dem bekannteren werk, vor dem eine kleinigkeit älteren 'Jakob' der vortritt gelassen werden. Einen ganz besonderen wert gewinnt Bohnenblusts ausgabe durch den bereits erwähnten, zum erstenmal vollständig und mit peinlichster genauigkeit abgedruckten älteren text des romans aus dem Gotthelf-archiv der Berner stadtbibliothek. Es handelt sich dabei weniger um einen 'entwurf', als um einen verhauenen block: unzufrieden mit dem erfolg seiner arbeit, hat der dichter sein werk auf halbem wege liegen lassen und völlig von neuem zu schreiben begonnen. Rein gegenständlich ist dabei nicht viel anderes herausgekommen, nichtsdestoweniger ist aber ein vergleich der alten mit der endgiltigen fassung für das verständnis Gotthelfs und seines schaffens ausserordentlich lehrreich. Vor allem ergibt sich dabei, dass dem dichter trotz aller federfertigkeit ungleich mehr besonnenheit und künstlerische überlegung zuzutrauen ist, als man gemeinhin gelten lassen will. Ein paar kräftige umstellungen grösserer partien verraten unverkennbar ein klares und sicheres gefühl für die gesetze künstlerischer komposition; das üppig wuchernde rankenwerk der ersten fassung hat Gotthelf kräftig beschnitten, und wo umgekehrt der neue text sich als erweiterung des alten darstellt, ist auch das der erzählung beinahe durchgängig zum heil ausgeschlagen. Nur einzelnes mundartliche und derbere vermisst man in der neuen gestalt ungern. Zu rühmen sind auch Bohnenblusts sachliche

anmerkungen, die keinerlei auskunft, insbesondere über ausführungen und anspielungen politischer art, schuldig bleiben. Als sehr angebracht empfinde ich auch, hier wie bei Hunziker, den sorgsamen nachweis sämtlicher, bald aus Luther, bald aus Piscator entnommener, bald ganz frei verwendeter biblischer zitate und anspielungen. Demjenigen, der etwas in die jahre gekommen ist, mag manches davon überflüssig erscheinen; wer aber viel mit studenten zu tun hat, weiss, dass das jüngere geschlecht der belehrung über solche dinge dringend bedarf, da bei ihm eine unwissenheit in dieser hinsicht eingerissen ist, die einen ganz schweren bildungsmangel bedeutet. Da wir damit einmal auf dem gebiet der theologie angelangt sind, möchte ich mit einigen bemerkungen nicht zurückhalten, die sich mir bei der beschäftigung mit den beiden romanen selbst aufgedrängt haben. Bohnenblust hat vor kurzem in den 'Neuen jahrbüchern für das klassische altertum' (band XXXVII, s. 348 ff.) einen gehaltvollen aufsatz über den wandel der weltanschauung in der deutsch-schweizerischen dichtung veröffentlicht, in welchem er, nicht als erster, für mich aber besonders eindringlich, auf Gotthelfs herkunft vom rationalismus hingewiesen hat. Ich finde diese auffassung ganz besonders bestätigt durch die ungeheure rolle, die in Gotthelfs theologie Gott der allmächtige vater und weltenlenker spielt, während dem sohn ein verhältnismässig recht bescheidener raum angewiesen bleibt. Wo aber die gestalt des sohnes etwas stärker hervortritt, wie etwa im 'Jakob' s. 217, 250, 410 f., 458, ist er genau so wenig der weise lehrer und menschenfreund des rationalismus, wie andererseits ein inniges persönliches verhältnis zu ihm aufkommt, sondern er erscheint durchaus als der hohe vollstrecker des göttlichen erlösungswerks. Möglich, dass hinter der auffassung beider göttlicher personen reformierte denkweise steht, wenigstens erinnere ich mich, dass sich in meiner reformierten kindheitsunterweisung das bild ziemlich genau so ausnahm. Noch stärker nachgegangen ist mir aus Bohnenblusts aufsatz die bemerkung: 'von dem wert der belehrung hat Bitzius einen oft kaum fassbaren begriff'. Das zeugt erst recht von rationalistischem einschlag und ist zudem buchstäblich wahr. Wie steht es aber alsdann mit dem weltbild, das uns der dichter gibt, und wie um seine seit alters hochgerühmte psychologie? Der volksschriftsteller kommt doch gar nicht daran vorbei, seine lehren in lebendigen beispielen zu verkörpern, und unter solchen voraussetzungen müssen diesen die schwersten gefahren drohen. Nun, Gotthelf ist diesen gefahren jedesfalls nicht erlegen, und den grund dafür glaube ich darin zu finden, dass seine erstaunliche lehrgläubigkeit ein kräftiges gegengewicht findet in seinem nicht minder bestimmten glauben an die beständigkeit des charakters, die bei ihm in der reformierten prädestinationslehre eine starke stütze gefunden haben mag. Im 'Jakob' (s. 12) spricht er es rund aus, dass 'sich die eigentliche natur des menschen noch viel weniger ändert, als die sogenannte welt'. Infolgedessen sind seine charaktere, vermutlich unbewusst, von vornherein auf die wirkung der lehre richtig eingestellt: der umbruch des Johannes in der 'Käthi' ist durchaus, der des titelhelden im 'Jakob' zum wenigsten in allem wesentlichen überzeugend, wie ähnliches übrigens auch von den verschiedenen wandlungen des pächters Uli und anderer Gotthelfscher gestalten gilt. Schliesslich noch eins: die reichlich eingestreuten lehrhaft-satirischen betrachtungen, die Gotthelf auch sonst liebt, haben mich diesmal ganz besonders lebhaft an den pater Abraham a Sancta Clara erinnert, was übrigens keinem von beiden zur unehre gereicht. Die erklärung für diese verwandtschaft liegt ohne zweifel darin, dass der wackere kapuziner und der pfarrer von Lützelflüh kinder eines und desselben stammes waren.

Mit dem neudruck von 'Jakobs wanderungen' macht Hunziker ein werk bequem zugänglich, das ebenso, wie mir selbst, gewiss auch manchem andern bisher nur vom hörensagen bekannt gewesen ist. Und zwar sehr unberechtigterweise, denn auch hier, wo Gotthelf seine gewohnte bäuerliche sphäre verlässt und sich auf anderem felde versucht, stellt er vollauf seinen mann. Es handelt sich um die schicksale eines deutschen wanderburschen in der Schweiz zur zeit, als die politischen und religiösen emanzipationsbestrebungen des jungen Europa im schwang standen und sich in den viel berufenen deutschen handwerksvereinen des auslands der kommunismus zu regen begann. Der brave, aber noch recht unreife titelheld verfällt der macht dieser verwirrenden ideen und hat schwere mühe, ihrer herr zu werden; schliesslich aber kehrt er, der nach dem zeugnis seiner trefflichen grossmutter als ein esel ausgezogen ist, als gereifter mann wieder heim. Schon der zeit- und kulturgeschichtliche reiz des romans ist ganz ausserordentlich, das leben des handwerksgesellen innerhalb und ausserhalb ihrer werkstätten in stadt und land wird mit erstaunlicher sicherheit geschildert, insonderheit stellt die darstellung des treibens der jungen burschen und ihrer mädchen in und um Bern eine runde meisterleistung dar. Gotthelfs grosse charakterisierungskunst feiert einen wahren triumph in der schilderung der verschiedenen meister, bei denen Jakob arbeitet: jeder ist von dem anderen völlig verschieden und trägt seine fest ausgeprägte physiognomie. Vor allem verdient aber die intensität bewunderung, mit der sich Gotthelf in die seele seines helden und dessen jeweilige stimmungen versetzt, die liebevolle aufmerksamkeit, mit der er seine ganz allmähliche wandlung begleitet. Nur zweimal hält es schwer, ihm zu folgen. Dagegen zwar, dass eine herzensneigung der rückkehr Jakobs zum glauben das siegel aufdrückt, ist um so weniger etwas einzuwenden, als der dichter geschmack genug besitzt, der werbung seines helden den erfolg zu versagen; recht peinlich wirkt es aber, wenn im entscheidenden augenblick das wackere landmädchen zum blossen mundstück des theologischen verfassers wird, und noch fataler ist der eindruck, wenn Gotthelf der nach seiner auffassung bestehenden verpflichtung Jakobs, nunmehr die von ihm verführte, gutartige, aber schlunzige und untergeordnete Käthi zu heiraten, wohlweislich dadurch ausweicht, dass er das mädchen vorzeitig unter die erde bringt. Wie sicher aber Gotthelf in allem übrigen seiner sache ist, geht schon allein daraus hervor, dass er sich, um beziehungen seiner schilderungen auf bestimmte handwerksmeister in kleineren orten vorzubeugen, gestatten kann, das handwerk, welches Jakob betreibt, von vorn bis hinten ungenannt zu lassen, ohne dass man das geringste vermisst. Es begreift sich, dass Gotthelf bei alledem mit bekannter leidenschaftlichkeit seine politischen ideale verficht, aber dieses 'polternde geschiebe', wie Hunziker sich einmal hübsch ausdrückt, gehört mit zum bergstrom, und man möchte es auch gar nicht vermissen.

Die vielseitigen zeit- und ortsgeschichtlichen beziehungen des 'Jakob' legen dem erklärer dieses werkes besonders starke pflichten auf. Ob Hunziker es damit ernst genug genommen hat, mag man sich selbst sagen, wenn man erfährt, dass er den dank für geleistete beihilfe bei seinen anmerkungen an nicht weniger als 37 stellen richtet und zudem noch 17 einschlägige werke als benützt verzeichnet. Der erfolg entspricht aber auch den bemühungen: keine politische anspielung bleibt unerklärt, keine örtlichkeit wird genannt, von der wir nicht einen begriff gewinnen, und selbst über das verwickelte münzwesen der damaligen Schweiz erhalten wir ebenso gründliche wie dankenswerte belehrung. Überflüssig habe ich trotz dieser gewissenhaftigkeit kein wort gefunden.

Der verstorbene Richard M. Meyer ist in seinem buch über die deutsche literatur des 19. jahrhunderts mit Gotthelf trotz aller hochachtung vor seinem können ziemlich scharf ins gericht gegangen, da die tendenz sein künstlertum allzusehr beeinträchtige. Abgesehen davon, dass verständnis des volkstümlichen überhaupt nicht Meyers stärke gewesen ist, möchte ich für mein teil meinen, wenn jemand sein leben an lehrschriftstellerei setzt und dabei ohne jeden künstlerischen anspruch die welt mit dichterischen leistungen von hervorragender kraft beschenkt, so sollte man ihm nicht seine hauptabsicht zum vorwurf machen, sondern ihm für das darüber hinaus gebotene warmen dank wissen. Meyers gegen Gotthelf erhobene anschuldigung, er sei orthodox gewesen, kann ich mir kaum anders als daraus erklären, dass die viel gerühmte belesenheit des betriebsamen literarhistorikers diesmal gründlich versagt hat, und was Gotthelfs 'radikal reaktionäre' gesinnung angeht, so ist mir kein fall bekannt, wo er sich um wiederbelebung überlebter einrichtungen bemüht hätte. Ich halte es demgegenüber mit Bohnenblust, in dessen bereits angezogenem aufsatz sich über Gotthelfs bestrebungen die treffenden worte finden: 'Dass es hier (auf politischem und religiösem gebiet) grosse werte zu erhalten gab, die eine tüchtige vorwelt erobert hatte, und die kein besinnungsloser sturm vom erdboden wegfegen durfte, darin hat die zukunft dem dichter recht gegeben', und man darf noch darüber hinaus getrost behaupten, dass die frage, ob die grössere politische einsicht bei Gotthelf oder bei seinen gegnern zu suchen sei, heute noch viel weniger für einseitig entschieden gelten kann, als etwa vor 20 jahren. Gerade auch Gotthelfs kräftig konservative weltansicht hat an seiner beginnenden neubelebung beträchtlichen anteil.

Dafür, dass sich die frisch erwachte freude an dem tapferen manne und gestaltungskräftigen künstler auch unter den schaffenden regt, darf ich wohl, ohne eine untreue zu begehen, das briefliche zeugnis des hervorragendsten lebenden dichters aus alemannischem blute, Hermann Burtes, anrufen, der über Gotthelf urteilt: 'Seine 'Schwarze spinne' ist stärker als Kleistens 'Kohlhaas'. So wie Rembrandt in seinem Amsterdam die ganze weft, sieht Gotthelf in seinem Berner tal alle, aber auch tatsächlich alle verhältnisse des menschen und der welt und stellt sie in seinem mittel dar. Seine bauern sind Shakespeares könige wert.'

Der so verheissungsvoll begonnenen ausgabe ist herzlich alles gute zu wünschen. Sie wird uns noch vieles neue und wertvolle zu bieten haben; namentlich dem noch für 1917 versprochenen, bisher unbekannten zweibändigen roman 'Herr Esau' darf man mit spannung entgegensehen.

JENA. RUDOLF SCHLÖSSER (†).

John Holmberg, Zur geschichte der periphrastischen verbindung des verbum substantivum mit dem partizipium präsentis im kontinentalgermanischen. Inauguraldissertation. Uppsala, Almqvist & Wicksells buchdruckerei-a.-g., 1916. IX, 241 ss.

Eine dissertation? fragt man sich gleich beim ersten durchblättern des buches erstaunt und überzeugt sich nochmals auf dem titelblatt. Kaum glaublich, wenn man sie am massstab der deutschen promotionsschriften, die auf dem gebiet der mhd. und vor allem frühnhd. grammatik seit dem letzten vierteljahrhundert quantitativ zwar erheblich, qualitativ aber — vereinzelte ausnahmen abgerechnet — kaum

ein wachstum aufweisen. Das vorliegende werk ist eben wieder eine von jenen ausländermonographien, die durch die namen der Schweden Strömberg, Nordström, Stårck und des Amerikaners Luebke im letzten dezennium rühmlichst bekannt geworden sind und bei denen sich offenbar auch weiterhin die schwedischen universisäten — zu Upsala und Göteborg wird auch Lund in hoffentlich nicht zu ferner zeit mit einer sehr wünschenswerten (und nach dem mir bekannt gewordenen kaum minder tüchtigen) ergänzungsarbeit zu Strömberg treten, — den ersten rang zu sichern wünschen. So erfreulich das objektiv genommen ist, so hat es aber doch auch seine in der gegenwärtigen trüben zeit doppelt ernste seite, die als symptomatisch manchen gedanken raum gibt. Die äussern ursachen für die beschämende tatsache, dass die vorarbeiten zu einer historischen grammatik des nhd. in erster linie von ausländern bestritten werden, ergeben sich schon aus Schneegans' ebenso freimütigen wie treffenden darlegungen auf dem Frankfurter neuphilologentag von 1912 (siehe Germ.-rom. monatsschr. 4, 416). Die teilweise davon herrührenden innern gründe sind in der ungewöhnlichen ausgereiftheit dieser fremden darstellungen gegenüber den einheimischen zu suchen. Das sind keine kurz nach beginn des universitätsbesuchs begonnenen sechssemesterarbeiten: im vorliegenden fall hat der verfasser nach seinen andeutungen volle vier jahre an die ausführung des themas allein gewendet. (Die tiefern gründe, die diese im unseligen februar 1917 niedergeschriebenen bemerkungen — über ganz ähnliche beobachtungen auf literarhistorischem gebiet hat sich inzwischen A. M. Wagner im Literaturbl. f. germ. und rom. phil., jahrg. 39 (1918), s. 169 f sehr offen geäussert, — veranlassten, haben sich unterdessen in der grossen katastrophe ausgewirkt; heute liegt eine besserung auf unabsehbare zeit zum grössten teil ausserhalb des bereichs der wissenschaft. Korr.-note.)

Zum verständnis des in dieser arbeit behandelten stoffes ist zunächst über den etwas auffälligen ausdruck 'kontinentalgermanisch' im titel, der, als erheblich zu weit gegriffen, eine falsche vorstellung erweckt, ein wort zu sagen: Zur selbständigen darstellung gelangt nämlich nur das kontinental d e u t s c h e, d. h. das deutsche im weitern, sprachwissenschaftlichen sinn, also das hd., ndd. und ndl. (nicht etwa auch das got. und fries.). Aber auch zeitlich ist diese auf die mhd. und frühnhd. zeit, und zwar auch auf sie bloss in gewissen grenzen, beschränkt, denn infolge der ausschliesslichen benützung der prosa fällt der anfangstermin in der hauptsache erst an die wende des 13./14. jahrhunderts, während der endtermin beim hd. schon ins 1. viertel des 16. jahrhunderts (die beginnende zeit Luthers, ausser bei der 'weltlichen prosa': Zimmerische chron.) und nur beim ndl. bis gegen die mitte des 17. jahrhunderts gesetzt ist (die angabe s. IX ist also etwas ungenau).

Über das — wie man meinen sollte, nicht gerade hervorragend wichtige — thema beziehungsweise teile desselben sind infolge merkwürdiger zufälle speziell für das deutsche im letzten jahrzehnt eine ganze anzahl von arbeiten erschienen: fast gleichzeitig haben die ahd. zeit K. Rick (Bonner diss. 1905) und K. Meyer (Marb. diss. 1906) behandelt, dann folgten fürs mhd. (12./13. jahrh.) J. Winkler (Heidelb. diss. 1913), für dieses und das frühnhd. (bis über die mitte des 16. jahrh.) A. W. Aron (Frankfurt a. M. 1914) (vgl. Zeitschr. 46, 481 f.), und den wiederum fast gleichzeitigen beschluss machte J. M. Clark (Heidelb. diss. 1914), der den ganzen zeitraum darstellte, dessen ergebnisse aber von den vorigen einzeluntersuchungen schon so ziemlich überholt waren. Von diesen kannte H. bei beginn seiner arbeit nur die beiden übers ahd., die übrigen erschienen erst während derselben. Gemeinsam ist all den genannten untersuchungen, dass sie einerseits gleichzeitig *sein* und *werden*

behandeln, anderseits — mit ausnahme der dürftigen bemerkungen der letzten über das ands.-anfr. und mndd. — sich aufs hd. beschränken. H.s buch bedeutet hierin also nach der einen richtung eine einschränkung, nach der andern dagegen eine erhebliche erweiterung, so dass, rein äusserlich betrachtet, vor allem die ndl. syntax, wo vorarbeiten kaum vorhanden, einen erheblichen gewinn zieht, der beim ndd. infolge stoffmangels (wegen der festlegung auf die prosa) viel geringer, ja überhaupt am geringsten ist.

Was diese auslandsarbeiten anfangs angezogener art vor allem auszeichnet, ist die eben aus der reifheit hervorgehende stellungnahme der verfasser zum problem. Das zeigt sich wie sonst auch hier schon betreffs der einschlägigen fachliteratur nicht allein in einer gründlichen vertrautheit mit dem ganzen germanistischen — im vorliegenden fall zum teil sogar auf den altsprachlichen sich erstreckenden — apparat, sondern auch der oft staunenswerten bekanntschaft mit jedweder, auch der entlegensten, auf das thema bezüglichen einzelnschrift (manches, wie Crenshaws diss. von Baltimore, war mir selbst leider nicht zugänglich), wo die verfasser entsprechender deutscher arbeiten diese häufig neben völliger ignorierung aller eventuell vorhandenen speziellen vorarbeiten auch in naivster unkenntnis der einfachsten hilfsbücher in angriff nehmen. Das gleiche gilt auch von den quellen, die mit bewundernswürdigem fleiss und spürsinn zusammengetragen werden; hiebei ergibt sich allerdings für den ausländer, wie schon Strömberg richtig erkannte, wenigstens für die spätere zeit (16. jahrh. u. ff.), der nachteil, dass ihm meist nur ausgaben von hss. (chroniken usw.) und keine originaldrucke zugänglich sind, was auch für diese syntaktische frage, obschon in anderer weise, nicht ganz ohne schaden geblieben ist. Aus der vorausgehenden gründlichen philologischen durchbildung geht aber nun ganz besonders das innere erfassen der gestellten aufgabe hervor, das dann vor der meist zu spät kommenden erkenntnis, diese ganz verkehrt und mit ungenügenden mitteln unternommen zu haben, bewahrt. Dieses tiefe eindringen in das problem ist aber der grund, warum das werk H.s trotz der während der ausarbeitung erschienenen untersuchungen nichts, aber auch g a r nichts von seinem eigenwert einbüssen konnte.

Die durchdachte methode geht davon aus, dass — entgegen Winkler und Aron — eine strenge scheidung zwischen prosa und poesie auch für dieses syntaktische kapitel vorzunehmen und die erstere in den mittelpunkt zu rücken ist — eine forderung, auf deren wichtigkeit ich bei den beiden andern grammatischen hauptteilen wiederholt hingewiesen habe und die zweifelsohne auch für die syntax volle berechtigung hat. Wenn indes daraus der verfasser die berechtigung ableitet, die lösung des problems a u s s c h l i e s s l i c h auf der prosa aufzubauen, so werden sich dagegen, wie wir unten noch sehen werden, allerdings bedenken erheben. In zweiter linie wird die enge beziehung zum lateinischen, aus der sich die notwendige trennung von übersetzungs- und originalliteratur ergibt, ins gehörige licht gestellt. Zur erreichung dieses zweckes scheut der verfasser nicht vor der mühe zurück, eine grossenteils auf eigener sammlung fussende untersuchung sowohl des bibellateinischen und -griechischen (s. 69—74) wie des urkundenlateins (passim s. 149—72) vorzunehmen, deren ergebnisse auch für die mlat. und mgr. grammatik nicht ohne selbständigen wert sein dürften. Auch die beschränkung auf das verbum *sein*, deren begründung (s. IV fussn.) sich noch schärfer herausarbeiten liesse, verdient volle anerkennung. Die ungewöhnliche subtilität der methode zeigt sich dann neben diesen allgemeinen gesichtspunkten vor allem in der den einleitenden abschnitt (s. 1—8) umfassenden speziellen abgrenzung des begriffs ‘periphrastisch’.

Der erste hauptteil nun bietet in drei kapiteln eine kurze, sich in der hauptsache auf die vorarbeiten stützende skizze des gebrauchs der verbindung in den altgerm. dialekten (got., ahd., ae. und an.) (s. 9–15) nebst dem sich daraus ergebenden resultat über deren entstehung und bedeutung in diesen (s. 16–26), nochmals gesichtspunkte methodischer art für die untersuchung des engern themas (s. 28–30) und eine erörterung über das innere verhältnis der partizipial- und infinitivform zueinander (s. 31–39) (dass dieses in erster linie ein syntaktisches und erst sekundär ein formales ist, daran halte ich auch weiter fest, vgl. Zeitschr. 46, 481 f.).

Die eigentliche darstellung aber zerfällt in vier weitere hauptabschnitte, die sich nach den obigen methodischen richtlinien als 'Bibelsprache', 'Sonstige geistliche prosa', 'Urkundensprache' und 'Sonstige weltliche prosa' scheiden und also alternierend die unmittelbar vom lat. abhängige und die nicht (beziehungsweise nur mittelbar) abhängige prosa behandeln. Die gruppierung und behandlung des quellenmaterials im einzelnen (so die scheidung nach den syntaktisch differenzierten untergruppen, die sonderbehandlung der mystiker) ist durchaus sachgemäss und verrät ein ungemein feines syntaktisches und stilistisches gefühl, das bei einer fremdsprache doppelt bewundernswert ist. Einen gewissen mangel sehe ich in dem zu frühen zeitlichen abbruch der untersuchung bezüglich des hd.; besonders vermisse ich hier (abgesehen von dem ganz allgemeinen hinweis s. 64) ein eingehen auf die katholischen (ausser dem flüchtig erwähnten Emser auch Dietenberger und Eck) und die reformierte (Zwingli) bibelübersetzung des 16. jahrhunderts. Doch findet das neben dem wohl äussern umstand des quellenmangels darin eine teilweise rechtfertigung, dass H. in erster linie die entstehungs- und entwicklungsgeschichte der konstruktion, nicht deren untergang darzustellen beabsichtigte (vgl. s. IX). Aufgefallen ist mir von nebensachen der eigentümliche gebrauch des ausdrucks frühnhd. (auch frühnnl.) (s. 53, 64, 117), worunter H. offenbar (Geiler wird s. 116 zum spätmhd. gerechnet, auch sonst ist eine trennung von mhd. und nhd. beziehungsweise mnl. und nnl. mit der grenze 1500 durchgeführt,) die zeit seit dem beginn der reformation (auch noch das 17. jahrhundert?) versteht; diese verwendung deckt sich also weder mit der Scherers noch mit der in letzter zeit mehrfach von Kluge-schülern angewandten (= 1450–1550), sie ist vielmehr identisch mit dem, was ich als frühnhd. im engern sinn (1520–1620) bezeichnen möchte oder was Paul im absichtlichen gegensatz zu Scherer als altnhd. (= 16. und 17. jahrhundert) auszuscheiden pflegte (jetzt auch in seine Deutsche gramm. eingeführt). Gegenüber all diesen sonderterminologien ist immer wieder hervorzuheben, dass sie, besonders wenn man sich dabei die Scherersche namengebung aneignet, nur unnötige verwirrung stiften und dass sie zwar alle gegen Scherers festlegung vorgebrachten einwände mit dieser gemein haben, dagegen gewisse äussere und innere vorzüge jener (worunter natürlich nicht der regelmässige wechsel von männlichen und weiblichen perioden gehört,) nicht aufzuweisen vermögen; nachdem aber erfreulicherweise jetzt wenigstens allgemein das bedürfnis einer zwischenperiode anerkannt wird, wäre eine einigung über diesen punkt höchst wünschenswert.

Auf eine eigentliche zusammenfassung des aus seiner untersuchung gewonnenen gesamtresultats hat H. verzichtet und dafür nur einige 'Schlussbemerkungen' angefügt; das ist immerhin zu bedauern, da dem jahrelang mit seiner materie beschäftigten verfasser gern seine gesamtauffassung als ganz unzweideutig erscheint, wo für den leser kleine zweifel über diese bestehen bleiben können. Der gedankengang des verfassers über die geschichte der periphrase ist meines erachtens in den allergröbsten zügen etwa folgender: Ihre entstehung verdankt die konstruktion lediglich der

mechanischen übersetzungstechnik und danach vereinzelter freier nachbildung der entsprechenden lat. (bezw. griech.) periphrase im ahd. wie parallel damit (aber jeweils unabhängig) in den übrigen germ. dialekten, so dass sie keineswegs als germ. sprachgut zu betrachten ist, und zeigt demgemäss einen syntaktisch durchaus indifferenten charakter (s. 16—26); seit frühmhd. zeit bilden sich im anschluss hieran ansätze zu einer selbständigen syntaktischen verwendung (zur kennzeichnung einer dauernden — besonders nicht determinierten — handlung) heraus (s. 96 f.) und diese nimmt dann im klass. und spätern mhd. deutlichere formen an (diese entwicklungslinie wird allerdings in der fussn. s. V und in den schlussbemerkungen wieder fast auf ein nichts zurückgeschraubt); im verlauf des ältern frühnhd. (besonders im spätern 15. jahrhundert) sinkt sie immer mehr zur bedeutungslosen variation der einfachen verbalform herab (s. 221 f.) und verschwindet seit dem beginn des 16. jahrhunderts bis auf letzte reste ganz aus dem gebrauch (s. 52 f., 116 f., 192); das ndd. und ndl. machen im ganzen dieselbe entwicklung durch, nur dass sich der formelhafte gebrauch, besonders bei letzterm, bis gegen die mitte des 17. jahrhunderts hält (s. 64 ff., 143, 192 f.). Dazu wäre zu sagen: Die entstehungsgeschichte der periphrase hat viel ansprechendes; da freilich, wie der verfasser selbst betont (s. 22), die ahd. und überhaupt die altgerm. literatur fast nur übersetzungsliteratur ist, so ist der beweis ex silentio gegen die einheimische existenz dieser oder einer zur anknüpfung geeigneten ähnlichen konstruktion zum mindesten nicht zwingend, was jedoch nicht schuld des verfassers ist. Mehr bedenken habe ich gegen die (besonders an den beiden erwähnten stellen) allzu einschränkende bewertung für die folgezeit, die sich doch offenbar aus der alleinigen zugrundlegung der prosa ergab. Das poetische material bei Winkler lässt sich aber wohl nicht so ohne weiteres mit der an sich ja zweifellos richtigen bemerkung über den einfluss von metrum und reim (s. V, fussn.) beiseite schieben und wäre wenigstens eine genauere auseinandersetzung mit diesem nötig gewesen; demgemäss erscheint mir der bedeutungscharakter der konstruktion doch stärker entwickelt, als H. in den zusammenfassenden abschnitten — mich dünkt zum teil im gegensatz zu seinem eigenen material, das zweifellos den ausschlag dabei gibt — zugestehen will. Nicht ganz einwandfrei dürfte auch die darstellung des spätern verlaufs, bei der naturgemäss das schwergewicht auf der weltlichen prosa ruht, sein; denn da hierbei dem verfasser nur 'frühhumanistische übersetzungsprosa' aus dem ausgehenden 15. jahrhundert und chroniken des 15. und der ersten hälfte des 16. jahrhunderts (etwas besser steht es bloss mit den ndl. texten) zur grundlage dienten beziehungsweise zugänglich waren, so musste die abhängigkeit vom lat. (bezw. der urkundensprache) viel stärker hervortreten, als vermutlich gerechtfertigt ist. Auch die schlussphase der konstruktion im 16. jahrhundert verschwimmt dadurch sichtlich, wie sich aus den angaben bei Aron (allerdings infolge ähnlicher ursachen auch nicht mit voller deutlichkeit) erkennen lässt.

Alles in allem: die arbeit ist besonders nach der problematischen seite selten anregend und muss — und zwar nicht allein für den anfänger — als vorbildlich bezeichnet werden, so dass kein bearbeiter ähnlich gelagerter syntaktischer themen sie ohne vorheriges studium vorliegenden buches in angriff nehmen sollte.

MÜNCHEN. V. MOSER.

Fritz Günther. Die schlesische volksliedforschung. (Wort und brauch. Volkskundliche arbeiten, herausgegeben von Theodor Siebs und Max Hippe. 13. heft. Breslau, M. & H. Marcus, 1916.) (8), 292 s. 8 m.

Der verfasser hat seine arbeit im jahre 1912 für die Neigebaur-(Neugebauer-) stiftung eingereicht, und sie ist schon damals von der philosophischen fakultät der Breslauer universität preisgekrönt worden, doch hat sich der druck wesentlich verzögert. Nachträge bis zum erscheinen sind der darstellung noch zugute gekommen. Es wird zunächst in einer einleitung ein kurzer überblick über die volksliedforschung bis zu Hoffmann-Richters Schlesischen volksliedern gegeben, weiter besprochen, was in der provinz vor diesem werke für das volkslied geleistet worden ist. Ausführlich schildert Günther sodann das fruchtbare jahrzehnt von 1840 an, in dessen mittelpunkt die leistungen Hoffmann-Richters und F. A. L. Jacobs stehen. Angeschlossen wird eine übersicht der beiträge über das volkslied in zeitungen, zeitschriften und büchern bis zum jahre 1913. Näher berichtet Günther von den mitteilungen und sammlungen der Schlesischen gesellschaft für volkskunde. Bisher ungedruckte lieder und unbekannte fassungen bekannter lieder bieten die s. 114—179, und abgeschlossen wird das buch durch ein alphabetisches verzeichnis aller schon gedruckten volkslieder aus Schlesien. Das werk soll eine einleitung zu einer von der Schlesischen gesellschaft für volkskunde vorbereiteten ausgabe der schlesischen volkslieder sein und erfüllt diesen zweck. Es zeugt von ausgebreiteter kenntnis und grosser liebe zur sache; die form ist ansprechend. Vernünftigerweise legt der verfasser den weiten begriff des volksliedes als eines allgemein im volke gesungenen liedes zugrunde (s. 1). Freilich scheidet er später (s. 79) einmal echte volksdichtung von dem, was das volk singt. Wenn s. 4 bemerkt wird, die frühesten mitteilungen über volkslieder in Schlesien seien lediglich verbote, so hat Günther übersehen, dass wir bereits seit dem jahre 1874 die erwähnung eines schon im 14. jahrhundert aufgezeichneten volksliedes kennen. Palm hebt aus einem formelbuch des chorherrenstifts zu Sagan (jezt in der kgl. und universitätsbibliothek zu Breslau) die stelle heraus: *Quid est, pater dilecte, quod cum tanto gaudio pluries cecinisti: Dy kw hot eynen langen zagel · czwor her ist ir lang? . . . Quid est hoc: ze hot czwe crōme hornir vnd eynen weyten gang?* (J. M. Wagners Archiv für die geschichte deutscher sprache I, 354.) Gelegentlich hat Günther wie auch der sagensammler Kühnau die neigung, über die grenzen seiner heimatprovinz hinauszuschweifen und sächsisch-oberlausitzisches zu bringen. Sehr dankenswert ist, was er von der entstehungsgeschichte der Hoffmannschen volkslieder und von den beziehungen zu Erk sagt, namentlich auch, was er von dem katalogisierungsverfahren der Schlesischen gesellschaft berichtet. Das verzeichnis der in Schlesien am häufigsten gesungenen lieder s. 107 f. kann für eine dringend nötige volksliedgeographie von grossem nutzen sein, wenn es auch nur bedingte giltigkeit besitzt. Günther dürfte bei weiteren nachforschungen erkennen, dass nicht alle die als ungedruckt angegebenen lieder, deren wortlaut er bietet, diese ehre verdienen. So ist zu nr. 6 s. 121 *Ey bauer laß mir die rößlein stahn* Max Meier, Das liederbuch Ludwig Iselins. Baseler dissertation 1913, s. 111 zu vergleichen. Die weidsprüche nr. 11 auf s. 125 finden sich in den Altdeutschen wäldern der brüder Grimm, und zwar str. 1 im 3. bd. s. 139, f. 170, s. 144, s. 194, f. 191, s. 144 und s. 121 f. 47 ganz ähnlich, ebenso str. 2 im gleichen bande s. 125, f. 65 (vgl. s. 137, f. 162), str. 3 ebendaselbst s. 138, f. 169. Zu nr. 18 s. 135 ist Dunger-Reuschel, Grössere volkslieder aus dem Vogtlande s. 234 und anmerkung zu stellen. Nr. 19 s. 136 darf als nachbildung des geistlichen gesanges *Der grimmig tod mit seinem pfeil* (Böhme, Alt-

deutsches liederbuch nr. 649) gelten; nr. 34 entspricht ungefähr Dunger-Reuschel s. 234 und anmerkung. Über das lied s. 164 nr. 42 handelt jetzt mit gewohnter gründlichkeit Bolte, Zeitschr. des vereins f. volkskunde 26 (1916), 178 ff. Lehrreiche beiträge zu der frage nach dem zersingen von kunstliedern (In einem kühlen grunde, Es zogen drei burschen wohl über den Rhein, Am brunnen vor dem tore, Ich weiss nicht, was soll es bedeuten) bieten die nr. 51—54 s. 177—179. Endlich wäre die liste der gedruckten schlesischen volkslieder noch zu vervollständigen. *Den meister wollen wir ehren* steht auch bei Drechsler, Sitte, brauch usw. I, s. 60. Ferner gehörte in dieses verzeichnis das lied: *Ich war nachta Bey da knachta* in der liederhandschrift dreier unbekannter Leipziger studenten (1683—95) bei Blümml, Zwei Leipziger liederhandschriften des 17. jahrhunderts (Leipzig 1910 = Teutonia 10. heft) s. 83 f. Es fehlt auch *Mei sihnla, doas verbrühte kind* in der handschriftlichen liedersammlung eines ungenannten Schlesiers aus der mitte des 18. jahrhunderts (Kopp, Deutsches volks- und studentenlied s. 285). Wilibald Walters Sammlung deutscher volkslieder bringt die bei Günther nicht erwähnten *Nun will ich euch etwas neues erzählen* (unter nr. 139) und *So ein kreuzfideler bruder* (nr. 145). Das weihnachtslied *O freda über freda* findet sich auch schon in der von Kopp besprochenen handschrift eines unbekannten Schlesiers Deutsches volks- und studentenlied s. 285; dort auf s. 283 ist eine offenbar schlesische liedfassung: *Wenn der selt menn broitgma sah* angegeben. Zu *Rauchfiess* sieh Drechsler, Sitte, brauch usw. I, s. 119. Vergessen hat Günther noch *Spinnt, kinder, spinnt* (Kühnau, Schlesische sagen II, s. 57). Kann das bei Fontane angeführte lied (Quitt s. 87 f.):

Schlesierland! Schlesierland!
Du bist es, wo meine wiege stand

als volkslied in anspruch genommen werden?

DRESDEN. KARL REUSCHEL.

NACHRICHTEN.

Die Zeitschrift betrauert wiederum den tod dreier hochgeschätzter mitarbeiter: am 31. august 1919 verschied zu Mühlhausen in Thüringen der professor am dortigen gymnasium dr. Emil Kettner (geb. zu Magdeburg am 16. april 1855); am 29. september 1920 der ordentliche professor an der universität Innsbruck, hofrat dr. Josef Eduard Wackernell (geb. zu Göflan in Tirol am 22. november 1850); am 30. oktober 1920 der ordentliche professor an der universität Tübingen, dr. Hermann v. Fischer (geb. zu Stuttgart am 12. oktober 1851), dem es leider nicht vergönnt wurde, sein grosses lebenswerk, das Schwäbische wörterbuch, zu vollenden. Am 2. juni 1921 starb zu Leipzig der ausserordentliche professor dr. Georg Holz (geb. 24. dezember 1763 zu Chemnitz).

Als ordinarien wurden berufen: nach Tübingen (an Fischers stelle) der ausserordentliche professor an der universität Berlin, dr. Hermann Schneider; nach Halle (an stelle des in den ruhestand tretenden geh. reg.-rats dr. phil. Strauch) der ordentliche professor dr. Georg Baesecke in Königsberg, und (für neuere deutsche literatur) der ausserordentliche professor an der deutschen universität Prag, dr. Ferdinand Josef Schneider; nach Greifswald (für neuere deutsche literatur und für nordisch) der ausserordentliche professor dr. Paul Merker in Leipzig;

nach Marburg (an stelle des in den ruhestand tretenden geh. reg.-rats dr. Fr. Vogt) der ordentliche professor dr. Karl Helm in Frankfurt; nach Königsberg der ordentliche professor dr. Rudolf Unger in Zürich (zuvor in Halle). Das in Rostock neu begründete ordinariat für niederdeutsche sprache und literatur wurde dem oberlehrer dr. Hermann Teuchert in Berlin-Steglitz übertragen. Der direktor der universitätsbibliothek in Tübingen, dr. Karl Bohnenberger wurde zum ordentlichen professor der deutschen sprache und literatur ernannt.

Der ordentliche professor dr. Werner Richter (Greifswald) wurde zum ministerialrat im Berliner ministerium für wissenschaft, kunst und volksbildung ernannt.

Der geh. hofrat professor dr. Eduard Sievers in Leipzig wurde zum auswärtigen mitgliede der Göttinger gesellschaft der wissenschaften ernannt.

Es habilitierten sich für germanische philologie: in Leipzig der ehemalige ordentliche professor in Petersburg dr. Fedor Braun, in Frankfurt dr. Karl Wesle, in Münster dr. Theodor Baader, in Marburg dr. Kurt Wagner, in Hamburg dr. Julius Schwietering, in Göttingen dr. Friedrich Neumann; für nordische philologie in Marburg dr. Walther Heinrich Vogt.

Die 53. versammlung deutscher philologen und schulmänner wird von dienstag den 27. bis freitag den 30. september 1921 in Jena stattfinden. Anmeldungen von vorträgen für die germanistische sektion sind an den obmann, geh. hofrat professor dr. V. Michels in Jena zu richten.

PREISAUFGABE DER KÖNIGLICHEN DEUTSCHEN GESELLSCHAFT ZU KÖNIGSBERG I. PR.

Die Königliche deutsche gesellschaft zu Königsberg i. Pr. schreibt einen preis von 500 mark aus für die beste arbeit über das thema 'Ostpreussische eigentümlichkeiten in der sprache Zacharias Werners'. Die arbeit ist unter den üblichen förmlichkeiten bis zum 18. dezember 1921 an den vorsitzenden der gesellschaft, herrn professor Baesecke, Königsberg i. Pr., Hardenbergstrasse 11, einzureichen. Die verkündigung des preisurteils findet am 18. januar 1922 statt. Falls keine der einlaufenden arbeiten den an sie zu stellenden ansprüchen genügt, behält sich die gesellschaft vor, über die verwendung des preises zu entscheiden.

BERICHTIGUNGEN ZU BAND 47.

Lies s. 121 z. 15 worum st. warum; s. 125 z. 43 lediglich st. nicht lediglich; s. 373 z. 12 und 16 uuarth st. unarth; ebda. z. 21 entvengen st. entrengen; ebda. z. 22 ontvengen st. ontrengen; s. 374 z. 1 siekten st. ziehten; ebda. z. 11 volksaberglaube st. volksglaube; ebda. z. 16 Höfler 489 st. Höfler 409; ebda. z. 45 antphangan st. antfangan; s. 375 z. 9 uuarth st. unarth; sancte st. sancta; ebda. z. 26 und 29 rehe st. rähe; ebda. z. 44 Groningen st. Göttingen.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.

Ämterbuch. – Das Grosse ämterbuch des Deutschen ordens. Mit unterstützung des Vereins für die herstellung und ausschmückung der Marienburg hrg. von Walther Ziesemer. Danzig, A. W. Kafemann 1921. XXIV, 992 s. 165 m.

Arndt, Ernst Moritz. – Gülzow, Erich, Ernst Moritz Arndt in Schweden. Neue beiträge zum verständnis seines lebens und dichtens. Greifswald, L. Bamberg 1920. 28 s. 3,60 m.

– Roethe, Gust., Bismarck, Arndt und die deutsche zukunft. Greifswald, L. Bamberg 1920. 24 s. 3 m.

Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae Monacensis. Tomi V pars I codices germanicos complectens. Editio altera. [Auch mit dem sondertitel: Die deutschen pergamenthandschriften nr. 1–200 der staatsbibliothek in München, beschrieben von Erich Petzet.] München, in kommission der Palmschen buchhandlung 1920. XXI, 381 s.

Claudius, Matth., Ausgewählte schriften, hrg. von Gust. Graeber. [Deutsche lit. werke des 18. und 19. jahrh., hrg. von A. Leitzmann und W. Oehlke. 2.] Halle, Niemeyer 1920. XXXII, 156 s. 4,50 m.

Dell'mour, Humbert, Altdeutsche sprachlehre für anfänger. 1. teil: Wortlehre. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1920. 43 s. u. 7 taff. 7,50 m.

Edda Sæmundar. – Die Edda. Heldenlieder, übertragen von Rud. John Gorsleben. München-Pasing, Verlag Heimkehr 1920. 129 s. 10 m.

– Phillpotts, Bertha S., The elder Edda and ancient scandinavian drama. Cambridge university press 1920. XI, 216 s.

Fischart. – Moser, Virgil, Die Strassburger druckersprache zur zeit Fischarts (1570–1590). Grundlegung zu einer Fischart-grammatik. München, selbstverlag 1920. VIII, 176 s.

Folkeviser. – Steenstrup, Jhs., L'origine des chansons populaires danoises et leur plus ancienne époque. [Det kgl. danske vidensk. selsk. skrifter 1921.] 17 s.

Geibels werke, hrg. von Wolfgang Stammler. Kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliogr. institut o. j. (1920). 3 bde. 74 und 471, 444, 485 s. mit portr. und facs. geb. 63 m.

Gerstenberg. – Wagner, Alb. Malte, Heinr. Wilh. v. Gerstenberg und der Sturm und drang, 1. band. Gerstenbergs leben, schriften und persönlichkeit. Heidelberg, Winter 1920. VIII, 208 s. 10,50 m. und 20 % sort.-zuschl.

Goethe. – Die novellen von Goethe, hrg. von Heinz Amelung. Essen, W. Girardet 1920. 470 s. geb. 24 m.

– Berendsohn, Walter A., Der neuentdeckte 'Joseph' als knabendichtung Goethes. Stilkritische untersuchungen. Hamburg, W. Gente 1921. 32 s.

– Gose, Hans, Goethes Werther. [Bausteine zur gesch. der deutschen lit., hrg. von Franz Saran. XVIII.] Halle, Niemeyer 1921. (VIII), 105 s. 12 m.

– Pinger, W. R. R. (†), Laurence Sterne and Goethe. [University of California publications in modern philology, vol. X, 1.] (IV), 65 s. Berkeley 1920.

– Joseph. Goethes erste grosse jugenddichtung wieder aufgefunden und zum ersten

male hrg. von Paul Piper. Hamburg. W. Gente 1920. XXX, 222 s. und 6 facsim. taff. geb.

Goette, Rudolf, Kulturgeschichte der urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen mittelalter (bis 919 n. Chr.). Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder 1920. 374 s. 33 m.

Gryphius, Andr. — Flemming, Willi, Andr. Gryphius und die bühne. Halle, Niemeyer 1921. XII, 450 s. und 4 taff. 80 m.

Hebbel. — Hallmann, Georg, Das problem der individualität bei Fr. Hebbel. [Beitr. zur ästhetik, begr. von Th. Lipps und R. M. Werner. XVI.] Leipzig, Leop. Voss 1921. (VIII), 74 s. 9 m.

Heusler, Andr., Altisländisches elementarbuch. [German. bibliothek I, 1, 3.] 2. aufl., Heidelberg, Winter 1921. XII, 247 s. 21 m (und 10 % sort.-zuschlag).

Hoffmann-Krayer, E., Volkskundliche bibliographie für das jahr 1918. Im auftrage des verbandes deutscher vereine für volkskunde herausgegeben. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. XVII, 126 s. 20 m.

Hofmannsthal. — Berendsohn, Walter, A., Der impressionismus Hofmannsthals als zeiterscheinung. Eine stilkritische studie. Hamburg, W. Gente 1920. (IV), 52 s. 3,60 m.

Horn, Wilhelm, Sprachkörper und sprachfunktion. [Palaestra 135.] Berlin, Mayer & Müller 1921. VIII, 144 s. 18 m.

Immermann. — Maync, Harry, Immermann. Der mann und sein werk im rahmen der zeit- und lit.-gesch. München, C. H. Beck 1921. VII, 627 s. geb. 60 m.

Kämpf, Robert, Lautlehre der Reichenberger mundart. Reichenberg (Böhmen). Verlag des vereins für heimatkunde des Jeschken-Isergaues. 1920. (II), 37 s. 5 kr.

Kleist, Heinr. v. — Corssen, Meta, Kleists und Shakespeares dramatische sprache. [Berl. dissert. 1919.] (VII), 75 s.

Köster, Albert, Die meistersingerbühne des 16. jahrhunderts. Ein versuch des wiederaufbaus. Halle, Niemeyer 1921. (VI), 111 s. 20 m.

Leyen, v. d., Friedr., Deutsches sagenbuch. I. teil: Die götter und göttersagen der Germanen. Neue bearbeitung. München, C. H. Becksche verlagsbuchhandlung 1920. VIII, 273 s. 17 m.

— III. teil: Die deutschen sagen des mittelalters von Karl Wehrhan. 2. hälfte. IX, 253 s. 11 m.

Liepe, Wolfgang, Elisabeth von Nassau—Saarbrücken. Entstehung und anfänge des prosaromans in Deutschland. Halle, Niemeyer 1920. XVI, 277 s. 24 m.

Liliencron, Detlev v. — Maync, Harry, D. v. L., eine charakteristik des dichters und seiner dichtungen. Berlin, Schuster & Löffler 1920. 164 s. 8,75 m.

Mentz, Ferd., Deutsche ortsnamenkunde. Leipzig, Quelle & Meyer 1921. 115 s. 4 m.

Meyer-Benfey, Heinr., Mittelhochdeutsche übungsstücke. 2. aufl. Halle, Niemeyer 1921. VIII, 183 s. 12 m.

Much, Rudolf, Deutsche stammeskunde. 3. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 139 s., 2 karten und 2 tafeln.

Neckel, Gustav, Die überlieferungen vom gotte Balder dargestellt und vergleichend untersucht. Dortmund, Ruhfus 1920. VII, 265 s. 24 m.

Neidhart. — Singer, S., Neidhart-studien. Tübingen, J. C. B. Mohr 1920. (II), 74 s. 10 m.

Nibelungenlied. — Heusler, Andr., Nibelungensage und Nibelungenlied. Die stoffgeschichte des deutschen heldenepos. Dortmund, Ruhfus 1921. 236 s.

Paul, Hermann, Deutsche grammatik. V. Wortbildungslehre. Halle, Niemeyer 1920. VI, 142 s. 9 m.

Price, Lawrence Marsden, English-German literary influences. Bibliography and survey. [University of California publications in modern philology, vol. IX.] (II), 616 s. Berkeley 1919–20.

Reis, Hans, Die deutschen mundarten. 2. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1920. 142 s. 4,20 m.

Reutercrona, Hans, Svarabhakti und erleichterungsvocal im altdeutschen bis ca. 1250. Heidelberg, Winter 1920. XXXIII. 199 s.

Runen. – Rökstenen läst och tydd af Otto von Friesen. Stockholm, Jacob Bagges söner 1920. XII, 147 s. und 4 tafeln. 4°.

– Pipping, Hugo, Rökstensinskriften ännu en gång. [Acta societatis scientiarum fennicae XLIX, 3.] Helsingfors 1921. 19 s. 4°.

Seidel A., Sprachlaut und schrift. Eine allgemeine einführung in die physiologie, biologie und geschichte der sprachlaute und der schrift nebst vorschlägen für eine reform der rechtschreibung und ein allgemeines linguistisches alphabet. [Bibl. der sprachenkunde. 130.] Wien und Leipzig, A. Hartleben o. j. XII. 178 s. 10 m. und 20 % teuerungszuschlag.

Seiler, Friedr., Das deutsche sprichwort. [Grundriss der deutschen volksk., hrg. von John Meier. II.] Strassburg, Trübner 1918. VIII, 77 s. 5 m.

– Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. II. Von der einführung des christentums bis zum beginn der neueren zeit. 3. vermehrte und verbesserte auflage. Halle, Waisenhaus 1921. XII. 314 s. 36 m.

Selmer, Ernst W., Sylterfriesische studien. [Kristiania Vidensk. selsk. skrifter II. Hist.-fil. kl. 1921 nr. 1.] Kristiania. J. Dybwad in comm. 1921. XII, 158 s.

Seuse, Heinrich. – Gebhard, A., Die briefe und predigten des mystikers H. S. gen. Suso nach ihren weltlichen motiven und dichterischen formeln betrachtet. Ein beitrag zur deutschen literatur- und kulturgeschichte des 14. jahrhunderts. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1920. XII. 272 s. 20 m.

Starck, Adolf Taylor, Der Alraun. Ein beitrag zur pflanzensagenkunde. [New York university, Oltendorfer memorial series of Germanic monographs.] Baltimore 1917. VIII, 85 s.

Sverris saga, etter cod. A. M. 327, 4° utgjevi av den Norske hist. kildeskriftkommission ved Gustav Indrebo. Kristiania, J. Dybwad in comm. 1920. LXXIX, 214 s. 8 kr.

Tacitus. – Norden, Eduard, Die germanische urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig, Teubner 1920. X, 505 s. und 1 karte. 60 m.

Tauler. – Vogt-Terhorst, Antoinette, Der bildliche ausdruck in den predigten Joh. Taulers. [Germanist. abhandlungen, hrg. von Fr. Vogt. 51.] Breslau, Marcus 1920. (VI), 171 s. 16 m.

Vischer, Fr. Th. – Glockner, Herm., Fr. Th. Vischers ästhetik in ihrem verhältnis zu Hegels Phänomenologie des geistes. Ein beitrag zur geschichte der Hegelschen gedankenwelt. Leipzig, Leop. Voss 1920. VI, 74 s. 11,50 m.

Weise, Christian. – Schauer, Hans, Chr. Weises biblische dramen. Görlitz, Verlagsanstalt Görl. nachrichten 1921. X, 126 s. und 1 portr. 24 m.

Wernher der gartenære. – Meier Helmbrecht aus dem mhd. übertragen von Fritz Bergemann. Leipzig, Inselverlag o. j. 80 s.

Wix, Hans, Studien zur westfälischen dialektgeographie im süden des Teutoburger waldes. [Deutsche dialektgeographie. Berichte und studien über G. Wenkers Sprachatlas . . . hrg. von Ferd. Wrede. IX.] Marburg, N. G. Elwert 1921. VIII, 182 s. und 1 karte 25 m.

Wulfila. – Jantzen, Herm., Gotische sprachdenkmäler mit grammatik, übersetzung und erläuterungen. 5. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1920. 126 s. 4,20 m.

– Stamm-Heynes Ulfilas oder die uns erhaltenen denkmäler der gotischen sprache. Text, grammatik, wörterbuch. Neu herausgegeben von Ferdinand Wrede. 13. und 14. auflage. [Bibl. der ältesten deutschen lit.-denkmäler I.] Paderborn, Schöningh 1921. XXIV, 495 s. 27 m.

DIE NORDISCHE UND DEUTSCHE HILDEBRANDSAGE.

I.

Zur nutzbarmachung der nordischen quellen der Hildebrandsage ist noch nicht alles getan, was sich tun lässt, zumal eine der drei quellen, das færöische Ásmundlied wegen seiner schweren zugänglichkeit noch kaum benutzt ist. Es findet sich unter dem titel Snjólvskvaeđi in der ungedruckten sammlung færöischer tanzballaden der Dansk folkemindesamling auf der kgl. bibliothek in Kopenhagen (Corpus carminum færoensium) im VIII. und IX. band. Eine kurze inhaltsangabe der hier in betracht kommenden teile des Snj-kv. ist jetzt bei Grüner-Nielsen, Danske Viser fra Adelsvisebøger og Flyveblade 1530–1630, bd. IV, 183 f. zu finden. Eine flüchtige und das wesentliche übersehende vergleichung des liedes mit der saga hat Kölbing, Germania XX gegeben. Olrik in seinen Saxostudien (Kilderne til Sakses Oldhistorie II 246) und Jantzen in seiner Saxoübersetzung (S. 379 a. 1) beschränken sich auf eine erwähnende notiz. Da das lied[1] aber von wesentlicher bedeutung ist, wird eine neue untersuchung des gegenseitigen verhältnisses der drei nordischen quellen nötig. Diese sind die Ásmundar saga kappabana (herausg. von Detter, Zwei Fornaldarsögur, Halle 1891), Saxos bericht im VII. buch und das Snjólvskvædi (Corpus carm. fær. bd. VIII–IX). Die herrschende auffassung über die nord. sagenquellen (Vigfusson Corp. p. b. I, 130; Detter, Einl. XLIII ff.; Finnur Jónsson, Lit. hist. II, 841; Mogk, Grundriss[2] II, 839; Jirizcek, Heldensage 286) ist die, dass die erzählung der Ásmundarsaga ein verderbter abklatsch der deutschen Hildebrandsage sei. Von forschern, die anderer ansicht sind, hat Kauffmann (Das Hildebrandslied, Philologische studien, Festschr. für Sievers s. 124 ff.) die beziehungen zwischen nord. sage und deutscher sage rundweg geleugnet (s. 163 ff.) und die gleichsetzung Ásmund-Hadubrant für verfehlt erklärt. Nicht der nord. brudermord steht dem deutschen sohnesmord parallel, sondern im nord. text stehen brudermord und sohnesmord, dieser allerdings in sehr verkümmerter gestalt, unmittelbar nebeneinander, und nur die reste der letzteren erzählung kommen zum vergleich in

1) Das lied ist ein stoffkonglomerat, dessen entwirrung zum teil in meinem aufsatz über die færöischen Dvörgamoylieder (Arkiv 36, 207 ff.) versucht ist. Ich behandle hier nur die einschlägigen teile des liedes.

betracht. Zu ihr ist auch das bedeutungsvolle schwert resp. die schwerter zu ziehen, da sie in dem poetischen schlusstück der saga eine rolle spielen. Nach dieser seite hin baut R. C. Boer (Zur dänischen heldensage PBB. 22, 342 ff.) weiter aus; seine resultate übernimmt Busse, 'Sagengeschichtliches zum Hildebrandsliede' (PBB. 26, 1 ff.) s. 38 ff. Auch Boer trennt die deutsche und die nordische Hildebrandsage völlig voneinander und verneint jeden quellenmässigen zusammenhang. Bruderkampf und vater-sohnkampf haben nichts miteinander zu tun. Er geht noch über Kauffmann hinaus, indem er die vermischung beider stoffe rein mechanisch auffassen will. Durch ein reines, auf textähnlichkeit beruhendes versehen eines sagaschreibers sind die drei verszeilen hineingekommen, die von dem tode des sohnes handeln und auf einer gänzlich unabhängigen dichtung von Hildebrand beruhen, die der deutschen sage treu entnommen ist. Von dieser textverderbnis aus sind alle übrigen hindeutungen auf die Hildebrandsage nachträglich ausgegangen. Die von diesen zusätzen gereinigte nord. erzählung hat mit der deutschen Hildebrandsage nichts mehr zu tun. Von den nord. texten ist also derjenige der relativ bessere, der die wenigsten einstreuungen deutscher züge enthält, und das ist Saxo. Insbesondere sind auch die namen bei Saxo in der besseren form bewahrt, so dass also auch Hildibrands name aus der nord. erzählung verschwindet und durch Hildigerus ersetzt werden muss.

Kauffmann und Boer haben zweifellos richtig gesehen, dass der tod des sohnes durch den vater ein unorganischer einschub in die nord. erzählung ist, abrupt und ohne sinn eingefügt. Es bleibt aber fraglich, ob man mit Boer den namen Hildibrandr aus der saga hinausinterpretieren darf, ob nicht vielmehr gerade dieser name daran schuld ist, dass die deutsche sohnesgeschichte in die nord. Hildebranderzählung eindringen konnte. Und ferner fragt es sich, ob nach ausscheiden der zweifellos deutschen bestandteile nicht doch eine erzählung übrigbleibt, die zwar nicht quellenmässig als fortsetzung der deutschen sage aufzufassen, doch mit ihr nicht ausser zusammenhang gesetzt werden darf. Dafür ist die gewinnung einer möglichst klaren form der nord. erzählung nötig, zuförderst eine erneute prüfung der von Boer beantworteten frage: Saxo oder saga.

I. Das Verhältnis von Saxo und saga.

Boers bewertung von Saxos bericht als dem zuverlässigeren beruht auf dem grundsatz: Je weniger deutsch, desto ursprünglicher. Dieser grundsatz wäre unanfechtbar, wenn Saxo von deutschem ein-

fluss überhaupt frei wäre. Aber Saxo hat auch gerade die verhängnisvollen verszeilen, die von Hildebrands sohn handeln; deutsche Hildebrandsage ist also auch hier schon eingedrungen. Ich setze die oft verglichenen zeilen nochmals nebeneinander:

Saga: *Liggr þar einn svási sonr at hǫfði*
eptirerfingi, er ek eiga gat,
óviljandi aldrs synjadak.

Saxo: *medioxima nati*
Illita conspicuo species cœlamine constat,
cui manus hæc cursum metæ vitalis ademit.
Unicus hic nobis hæres erat, una paterni
Cura animi, superoque datus solamine matri.

Boer muss also seinen satz anders fassen und zugeben, dass zwar die mechanische einschiebung der 'Hildebrandstrophe' schon in der gemeinsamen quelle von Saxo und saga stattgefunden hat, die also bereits schriftlich-gelehrt gewesen sein muss, dass aber die weitere infizierung mit deutscher sage in der saga stärker ist, als bei Saxo, dass daher also Saxo den vorrang verdiene. Diese argumentation hat etwas für sich, wenn Boers fernere behauptung richtig ist, dass alle weitere einmischung deutscher sage von den eben zitierten verszeilen ausgegangen ist. Und bei Boers annahme eines rein mechanischen eindringens dieser verszeilen, das nur um ihrer zufälligen form[1], nicht um ihres inhalts willen geschah, kann ihr weiterwirken nur dann anerkannt werden, wenn die weiteren deutschen sagenzüge sich inhaltlich ohne weiteres mit diesen drei zeilen decken oder sich aus ihnen ableiten lassen und nicht weitere kenntnis der deutschen Hildebrandsage voraussetzen. Ein solcher zug wäre die mitteilung der saga, dass Hildebrand kurz vor seinem kampf mit Ásmund seinen sohn in einem anfall von berserkerwut erschlagen habe. Das kann erfindung des sagaschreibers sein, um die zitierte strophe zu erklären. Aber die saga hat doch eine ganze reihe von zügen, die zur deutschen sage stimmen und sich nicht aus jenen verszeilen herleiten lassen. An erster stelle nenne ich den mit recht von Boer als 'deutsch' bezeichneten beinamen Hildibrands: '*Húnakappi*' in der etwas voreilig von Boer gestrichenen str. IX der saga. Diese bezeichnung lässt sich keinesfalls aus den zeilen vom tode des sohnes erschliessen. Ebensowenig ist Hildebrands verhalten vor dem kampf zu erklären, der dem zusammentreffen mit Ásmund möglichst auszuweichen sucht, da er in

1) Nach Boer hat der strophenanfang '*Stendr mér at hǫfði hlíf en brotna*' den strophenanfang: *Liggr þar enn svási sonr at hǫfði*' mechanisch attrahiert.

dem gegner den bruder erkennt. Am wenigstens aber erklärt Boers annahme das auftreten des namens Hildibrandr statt Hildigerus. Nachdem er mit str. IX den namen Hildibrandr aus den verspartien gestrichen hat, ist es schwer vorstellbar, wie der name in eine erzählung hineinkommen soll, die durchgängig als hauptbelden '*Hildigeirr*' nennt und die zufällig um die drei zeilen vom tode des sohnes durch den vater vermehrt ist. Viel wahrscheinlicher bleibt die umgekehrte lösung, dass in die geschichte vom nordischen Hildebrand einige zeilen eines liedes übergegangen sind, das vom kampf eines Hildebrand mit seinem sohne handelt. Es bleibt auch methodisch von vornherein wahrscheinlicher, dass die einflüsse der deutschen Hildebrandsage sämtlich auf eine einmalige einwirkung zurückzuführen sind, und dass also nicht die quelle mit dem geringsten, sondern die mit dem stärksten deutschen einfluss die ursprünglichste ist. Denn ein verlust ist leichter erklärt als ein nochmaliger zuwachs.

Wir haben also keinen grund, Saxo für ursprünglicher zu halten als die saga, weder in seinen namensformen noch im inhalt, eher lässt sich das gegenteil erweisen.

Was zunächst die namen betrifft, so ist auffällig, dass sie fast durchgängig in beiden erzählungen voneinander abweichen. Der einzige name, der übereinstimmt, ist der der mutter beider halbbrüder, Drótt (Saxo *Drota*), der aber in der saga bekanntlich nur in den verspartien auftritt, in der prosa aber durch *Hildr* ersetzt ist. In diesem punkt ist Saxo also ursprünglicher als die saga; für den namen Hildr der saga lässt sich aber eine vernünftigere erklärung geben als reine willkür des sagaschreibers. In beiden quellen kommt ferner der name Alf vor, doch nur sehr zum teil in der gleichen rolle. In beiden quellen ist er könig von Dänemark und seine tochter ist die von Ásmund-Haldanus umworbene frau. Bei Saxo ist er aber schon vor beginn der ereignisse tot, durch Hagbarths hand gefallen als der letzte männliche Siklingenspross. In der saga tritt er lebendig auf und ist dort der gewaltsame räuber der schon vermählten Drótt, der mutter Hildebrands, die er dann aber seinem getreuen Áki überlässt, der sie zur mutter Ásmunds macht. Bei Saxo werden beide eben räuberisch erzwungen und so ist Alfs rolle bei Saxo aufgeteilt zwischen Gunnarus, der wie Alf in das reich von Drótts vater einbricht und ihn tötet und Borcarus, der die verheiratete Drótt, Hildebrands mutter, raubt, sie aber selber heiratet, also zugleich die rolle des Áki der saga spielt.

Im übrigen sind sämtliche namen in saga und Saxo verschieden. Bei Saxo begegnen wir nun einem wohlbekannten kreis von namen

in der dänischen partei: Alf, Guritha, Borcarus und Haldanus. Es sind namen aus der übergangszeit zwischen den Siklingen und den einigungskämpfen des Harald Hildetand, die auch in anderen dänischen geschichtsquellen eine rolle spielen. Eine übersicht über diese quellen gibt Olrik (Kilderne til Sakses Oldhistorie I, 101 ff. und II, 249 ff.), nachdem er zuvor schon in seiner doktorabhandlung (Forsøg paa en tvedeling af kilderne til Sakses Oldhistorie Kbh. 1892 s. 94 ff.) auf die verhältnisse zu sprechen kam. Gegen diese doktorabhandlung hat Steenstrup (Arkiv XIII, 140 ff.) gewichtige bedenken erhoben, die auch durch Olriks späteres, grösseres werk nicht entkräftet sind. Saxo spannt die erzählung von Haldanus und Hildigerus ein in den rahmen der geschichte vom zerfall Dänemarks in fünf kleine sonderstaaten (fünfkönigszeit) und seine darstellung lässt hier besonders klar erkennen, dass er aus lokalen überlieferungen und aus notizen schöpft, die ihm am dänischen hofe oder durch seinen gönner, bischof Absalon, zugeflossen sind. In der tat sind von den dänischen zuständen vor Harald Hildetands wirksamkeit keine oder nur ganz verwischte nachrichten nach den westnordischen gebieten gelangt. Dagegen bewahren die dänischen chroniken die erinnerung und die namen dieser kleinherrscher mit ziemlicher zähigkeit. Finden wir ihre namen also in der hier behandelten erzählung bei Saxo verwendet, so ist Boers annahme von der priorität der namen bei Saxo nur haltbar, wenn man annimmt, dass die geschichte von Haldanus und Hildigerus von vornherein eine dänische, an die fünfkönigszeit gebundene sage ist, die aus diesem zusammenhang gelöst und mit veränderten namen in die nord. fornaldarsagaliteratur übernommen worden ist. Das ist aber schwer möglich, solange alles dafür spricht, dass die verbindung mit der deutschen Hildebrandsage, die auch Saxo voraussetzt, auf westnordischem boden sich vollzogen hat. Viel wahrscheinlicher ist es von vornherein, dass umgekehrt Saxo die fornaldarsaga, wie so häufig, auch hier dazu benutzt hat, um die handlungsarme volksüberlieferung von den fünf königen, 'die in keiner poetisch durchgebildeten form vorlag und in der fornaldarsaga eine reine unmöglichkeit war' (Olrik Kilderne 251), damit auszustaffieren. Vollends zur sicherheit wird diese wahrscheinlichkeit, wenn Boers weitere annahme richtig ist, dass dieser Haldanus, der vater des Harald Hildetand, eine erfindung erst des Saxo grammaticus ist. Für diese annahme lassen sich beweise erbringen. Die lange Skjoldungenreihe bricht bei Saxo bekanntlich mit Haldanus biargrammi ab, um nach einschub der Siklinge und der fünfkönige erst in Harald Hildetand sich fortzusetzen. Die ver-

knüpfung Harald Hildetands bei Saxo mit den Skjoldungen ist tatsächlich höchst zweifelhaft. Die genealogie seines vaterstammes geht nicht über den erwähnten Borcarus hinaus, die der mutter führt, im strikten gegensatz zu allen nord. überlieferungen, in die Siklingenreihe hinein. Um so mehr hatte Saxo grund, die Skjoldungenherkunft Haralds durch den alten Skjoldungennamen des vaters, Halvdan, zu betonen.

Die gleiche reihenfolge wie Saxo: Halvdan biargrammi – Siklinge – fünfkönige haben nun einige dänische königsreihen, die Olrik als längere reihe den kürzeren gegenüberstellt, die weder die Siklinge noch die fünfkönige kennen und auch sonst mehr als lückenhaft sind. Diese längeren königsreihen sind mit Saxo gleichzeitig oder wenig später. Olrik erklärt die ganze reihenbildung für Saxos werk und alle übrigen längeren reihen daher für unselbständige nachbildungen Saxos, die höchstens für einzelheiten daneben aus anderer mündlicher tradition schöpfen. Dagegen fasst Steenstrup a. a. o. mit recht Saxo nur als einen wichtigen faktor in der entwicklung langer königsreihen, belässt den übrigen daneben aber selbständigen wert. Gerade an dieser stelle der dänischen königsgenealogie spricht vieles für Steenstrups auffassung. Die meisten der längeren königsreihen kennen nämlich Saxos Haldanus, den vater Harald Hildetands nicht. Von denjenigen königsreihen, die, obwohl von Saxo nicht unbeeinflusst, auf eine gewisse selbständigkeit anspruch machen können, haben nur die längere reihe der runenhandschrift (Scr. rer. dan. I, 32; von Olrik mit **e** bezeichnet) und die annalen des klosters Ry (Scr. rer. dan. I, 148 ff., besser die deutsche abschrift Mon. Germ. hist. script. XVI, 492, bei Olrik **f**) den Haldanus Saxos zwischen den fünfkönigen und Harald Hildetand. Alle andern kennen ihn nicht, was bei dem vater des berühmtesten aller Dänenkönige sehr verwunderlich ist. Aber selbst in **e** und **f** ist Haldanus nicht als Haralds vater bezeichnet. **e** teilt über Haralds herkunft gar nichts mit, obwohl im übrigen in der ganzen Skjoldungenreihe die verwandtschaftsverhältnisse der aufeinanderfolgenden könige genau angegeben sind. Die verwandtschaftsangabe fehlt sonst ganz mit recht nur bei Siuald, der als erster der Siklingenreihe die Skjoldungen unterbricht. **e** hat also offenbar von Haralds vorfahren nichts gewusst. Nach den Ry-annalen ist Harald nicht der sohn des Haldanus, sondern des Borgardus, des skånischen unter den fünfkönigen. Haldanus schiebt sich als ein usurpator, nicht als stammbaumglied zwischen Borgardus und Harald. In beiden fällen ist also Haldanus als eine anleihe bei der autorität Saxos in eine andere überlieferung hineingeschoben, die mit ihm nichts anzufangen wusste.

Mit der angabe, dass Harald der sohn des Borgardus gewesen sei, steht **f** nicht allein. Auch hier weicht Saxo von den längeren reihen konsequent darin ab, dass Borcarus in seiner königsreihe nicht erscheint, während er überall sonst, wo überhaupt namen genannt werden, unter den fünfkönigen als herrscher von Skåne auftritt (Burgar in Olriks **a**, **b**, Buthar in Olriks **d**)[1]. Saxo nennt statt dessen einen Østmarus, der wieder den königsreihen fremd ist ausser **a**, wo er aber neben Burgar von Skåne ebenso in der luft schwebt wie Haldanus in **e** und **f**. Burgar erscheint nun bekanntlich als Borcarus auch bei Saxo; er ist dort der räuber der Drota und vater des Haldanus. Wichtiger ist, dass er in den letzten kämpfen der Siklinge als skånischer reiterführer fungiert. Seine skånische herkunft ist also auch bei Saxo noch klar, wenn auch Saxo die übereinstimmende überlieferung der chroniken sichtlich verfälscht. Weiter stimmt zu der überlieferung der Ry-annalen, nach denen Harald ein sohn des Borgardus gewesen sei, eine bekannte stelle des Saxo, die volle beachtung verdient (VII, 337). In der erzählung von Alf und Alvilda wird Borcarus als begleiter des Alf der gatte der Gro und zeugt mit ihr einen sohn Harald, 'dem die folgezeit den namen 'Hildetand' gab'. Erst in der folgenden geschichte von Haldanus und Hildigerus wird plötzlich Haldanus zum sohne, Harald zum enkel des Borcarus. Dass die Ry-annalen hier von Saxo abhängig seien, ist wenig wahrscheinlich. Sie kennen ja beide persönlichkeiten, die Saxo zum vater des Harald macht, Borgardus und Haldanus; und sie hätten gewiss Saxos intention entsprechend sich an Saxos ausführlichen bericht, nicht an diese versteckte notiz gehalten, wenn sie nur Saxos königsreihe abschreiben wollten. Umgekehrt ist es viel wahrscheinlicher, dass Saxo neben seiner eigenen erfindung, der Haldanusgeschichte, unversehens die auf anderer, guter überlieferung beruhende notiz über Borcarus als Haralds vater aus der feder geflossen ist.

Die verknüpfung Haralds mit Schonen, die bei Saxo auch darin zum ausdruck kommt, dass Haralds einigungskämpfe von Schonen ausgehen (VII, 362), wird nun durch isländische quellen bestätigt. Dem Langfeðgatal nach ist Harald Skjoldung von vater- und mutterstamm, indem beide stammbäume bei Fróde frœkne zusammenlaufen. In vielem abweichend berichtet die Ynglingasaga, stimmt aber mit dem Langfeðgatal darin überein, dass auch in ihr verwandtschaftliche

1) **b** = Brevior historia, Scr. rer. dan. I, 15–18; **a** = Nomina regum Danorum Scr. rer. dan. I, 19. **d** = Kununktallit der kürzeren runenhandschrift Scr. rer. dan. I, 26–30.

beziehungen zwischen Ingjald und Ívarr víđfađmi, dem grossvater Harald Hildetands bestehen. Die verknüpfung geschieht durch Ingjalds tochter Ása, die neben ihrem, allen dän. quellen bekannten bruder Óláf dänischerseits von den Lunder annalen erwähnt wird; Ása ist vermählt mit Guđrøđr von Schonen, dem bruder Halfdans, des vaters von Ívarr víđfađmi, der später ebenfalls herr über Schonen wird. Der zusammenhang Haralds mit Schonen ist also auch von dieser seite aus klar. Von Ívars vorfahren nennen Langfeðgatal und Ynglingasaga *Hálfdan snjalli* als seinen vater, das L. allein *'Valldar mildi'* als seinen grossvater[1]. Diesen hat auch die verlorene Skjoldungasaga gekannt. Olrik hat (Aarbøger 1894 s. 83 ff.) die historischen werke des um die wende des XVI. jahrhunderts lebenden gelehrten Arngrim Jonsson als wichtige quelle zur kenntnis der alten, isländischen literatur ans licht gezogen und zum teil abgedruckt. Es handelt sich um kurze kompendien der geschichte der nordischen reiche auf grund alter, isländischer quellen. Unter diesen befand sich eine Skjoldungasaga (Olrik a. a. o. 138 ff., bes. 153), worauf schon Heinzel (Wiener Sitzgsber. phil. hist. kl. 114, 463) aufmerksam machte. Arngrim kennt nun einen Waldar, sohn des Hroar und grossneffen des Ingjald, und erzählt von ihm, dass er sich mit seinem oheim Rörik, dem sohn des Ingjald, über die herrschaft in Dänemark vertrug, und zwar in der weise, dass Rörik Seeland, Waldar Schonen bekam, auf das er von seinem grossvater Halvdan, Ingialds bruder her, anspruch hatte. Die teilung des Skjoldungengeschlechts mit den söhnen des Frode frœkne, Ingjald und Halvdan kennen wir aus dem Langfeðgatal; neu erfahren wir das hohe alter der beziehungen des einen astes zu Schonen, resp. den zusammenfall der bekannten familienzwistigkeiten zu Ingjalds zeit mit einem schonisch-seeländischen gegensatz, der bekanntlich später unter Ívarr víđfađmis grossen eroberungskämpfen erneute bedeutung gewinnt. Hierüber schweigt Arngrim indessen, wie er überhaupt über die nachkommen Ingjalds bis zu Sigurd Ring nur äusserst dürftig unterrichtet ist. Nur die zersplitterung des dänischen reiches in kleinkönigtümer schimmert durch, wenn auch ohne direkten zusammenhang mit der fünfkönigstradition des Saxo und der dänischen chroniken (Arngr. cap. XVI, XVII a. a. o. s. 121 ff.).

Diese unsicherheit bei Arngrim ist nicht zufällig, sondern typisch. Ein vergleich der isländischen und dänischen überlieferung zeigt grosse

1) Der verworrene bericht am schluss der Hervararsaga macht Valdar zu Ivars unterkönig und schwiegersohn, zu Harald Hildetands vater.

festigkeit der tradition der Skjoldungenreihe bis hinunter zu *Halvdan biargrammi.* Die reihe: Frotho frœkne – Ingjald – Olaf – Frotho – Halvdan tritt überall wieder deutlich heraus[1]). Dann bricht die tradition plötzlich ab. Von den isländ. quellen scheidet die Yngl.-saga aus, Arngrim weiss nur die namen einiger kleinkönige zu nennen, das Langfeðgatal geht direkt zu Haralds vater *Hrœrekr Slaungvanbani* über, der auch Hyndloljóð str. 28 genannt wird, den dän. quellen aber fremd ist. Die Hervararsaga nennt Haralds vater Valdar; von den dän. chroniken schweigen sich die kürzeren reihen meist gänzlich aus. Die Lunder annalen knüpfen Harald direkt an Olaf Ingjaldsson. Die längeren reihen und Saxo lassen auf Halvdan bekanntlich die Siklinge und die fünfkönige folgen und haben für Haralds weitere herkunft keine nachrichten. Charakteristisch ist hierfür die ältere runenreihe. Es heisst dort: 'tha var Haralth kunung Hylthetan, sun . . . .' Für den vaternamen bleibt eine lücke, d. h. er ist absolut unbekannt. Die anknüpfung an die Siklinge durch Gyuritha ist natürlich Saxos werk. Von allem, was über die herkunft Haralds berichtet wird, geht also einzig seine schonische herkunft durch alle traditionen durch. Über die art der herkunft gehen die quellen auseinander. Nach den isländischen quellen ist Harald durch seine mutter mit dem schonischen Skjoldungenast verbunden. Sie ist *Auðr hin djúpauðga,* die tochter Ívarr víðfaðmis. In der Hervararsaga wird sie Álfhild genannt. Diese mütterliche, schonische genealogie allein ist Arngrim bekannt, auch die Ynglingasaga deutet sie cap. 41 an[2]. In der dänischen überlieferung, die auch durch Saxos seeländische eifersucht nur verblasst, nicht zerstört ist, wird der vater zum schonischen lokalherrscher und -helden. Alles in allem scheint mir klar hervorzugehen, dass die familienzwiste und -spaltungen der Skjoldungen seit Ingjald zu einer erschütterung

1) Olaf, der in den längeren dän. reihen überall, sonst in den Lunder annalen und bei Sven Ageson erscheint, tritt in der isl. reihe zurück, doch hat ihn die Yngl.-saga (*Oláfr trételgja* cap. 42). Die übrigen isl. reihen gehen direkt zu Hrærek über, der im Langf. vater, bei Arngrim bruder des jüngeren Frotho ist. Yngl.-saga übergeht Hrærek wie Frotho und geht direkt zu Halvdan über. In den dänischen quellen fehlt Hrærek, dafür erscheint neben Frotho sein bruder Haraldus und an diese brüder und Haralds söhne knüpft Saxo die familienkämpfe der Skjoldungen an, die nach nord. berichten der Ingjaldsage zugehören. Haldanus ist nach Saxo und einem teil der chronisten Haralds sohn, nach anderen der sohn Frothos wie in den isländischen quellen.

2) Von Ívarr víðfaðmi stammen die Dänenkönige '*þeir er þar hafa einvald haft*'. Das dürfte eine anspielung auf die einigungskämpfe von Ívars enkel Harald sein.

der alten machtstellung der Skjoldungen führen, und dass diese sich insbesondere in einen seeländischen und einen schonischen zweig spalten, von denen der letztere der kräftigere gewesen ist, so dass das schwergewicht eine zeitlang nach Schonen hinüberfiel und von dort der wiederaufstieg der familie und die einigung des reiches ausgieng. Die zwischenzeit ist mit der bildung von kleinreichen ausgefüllt, die in Arngrims Jütlandkönigen und den fünfkönigen der dänischen chroniken sich widerspiegelt. (Vgl. auch Saxo, Not. ub. 211 f.)

Zweck dieser langen, genealogischen erörterungen war es, klarheit zu schaffen über die voraussetzungen für Saxos geschichten von Harald und seinem vater Haldanus. Dieser Haldanus ist, wie gezeigt, eine erfindung Saxos, die den übrigen dänischen quellen fremd ist. Den grund hat Boer zum teil richtig erkannt. Der Seeländer Saxo fand eine breite tradition von Haralds schonischer herkunft und seinem vater Borcarus. Diese schonische herkunft wird möglichst unterdrückt. Borcarus wird in der Siklingengeschichte zu einem harmlosen führer der schonischen reiterei, in der Haldanusgeschichte wird über seine herkunft ganz geschwiegen. Und nur ganz unversehens verrät Saxo etwas von seiner kenntnis des wahren sachverhalts in der notiz über Borcarus und Gro als Haralds eltern. Mit dem namen Haldanus aber knüpft Saxo an die seeländische Skjoldungenreihe an, deren letzter bekannter spross Halvdan bjargrammi eben jenen häufigen Skjoldungennamen getragen hatte. Boer macht hier auch bereits auf die auffällige anleihe aufmerksam, die Saxo zur ausfüllung seiner Haldanusgeschichte bei der sage des älteren Haldanus macht. Haldanus biargrammi reisst bei einem kampf mit berserkern eine eiche aus dem boden, macht daraus eine keule und erschlägt die berserker damit. Genau dasselbe berichtet Saxo von Haldanus, dem vater Haralds, als er mit den '*pugiles*' kämpft, die Gyuritha bewachen. Boer sieht mit recht darin einen hinweis, dass Saxo die beiden Haldani eng verknüpfen wollte[1]. Auch für Haralds mütterliche genealogie ändert Saxo willkürlich. Er verbindet seinen Haldanus mit Gyuritha, der letzten sprossin des Siklingengeschlechts. Auch hier weicht Saxo von der übrigen isländischen und dänischen überlieferung ab. Während dort Haralds mutter *Auđr hin djupauđga* (resp. Alfhild) ist, die tochter

1) Boers vermutung, dass dieser Haldanus Borcari filius derselbe sei wie Hálfdan snjalli, der vater des Ívarr víðfaðmi und urgrossvater Harald Hildetands in den isl. quellen, und dass Saxo ihn nur falsch eingeschoben habe, scheint mir nach den vorangehenden erörterungen verfehlt. Ich halte ihn für eine reine und willkürliche erfindung Saxos.

Ívarr víđfađmis, wird in einigen dänischen königsreihen die frau des Borcarus mit namen genannt. Sie heisst in f Role, in d Radæ, in der chronik des Petrus Olaus Tholæ. Bei Saxo heisst die frau des Borcarus, die dort als Haralds mutter bezeichnet wird, Gro, und es ist nicht unmöglich, diese namen zusammenzubringen[1]. Der name der Gyuritha dagegen, die Saxo aus einer Siklingasaga übernommen haben mag, ist den übrigen dänischen chronisten unbekannt, der dritte fall in diesem abschnitt, wo die längeren königsreihen von Saxo unabhängig sind. Wo der name aus Saxo oder vielleicht eher noch unabhängig von Saxo übernommen wird, ist er gründlich missverstanden. In e ist ein Guthrith ein enkel des Sihtar (= Sigarus) daraus gemacht[2]. Und so kommt es denn, dass die chronik des Petrus Olaus, die Saxo mit anderen chronisten zusammenarbeitet, vor den fünfkönigen einen '*Gotric nepos Sigari*' einschiebt, daneben aber Saxos Guritha als Haralds mutter erwähnt. Saxos verwendung der letzten Siklingentochter ist ohne weiteres verständlich. Sie bezweckt die anknüpfung Haralds an das geschlecht der Siklinge, das letzte nach Saxo zuvor in Seeland, d. h. also rechtmässig regierende fürstengeschlecht.

Aus diesen darlegungen wird klar hervorgehen, dass wir bei Saxo an einer stelle sind, wo seine ordnende und eventuell recht derb zurechtschneidende hand besonders spürbar wird. Unsicherheit der überlieferung und patriotische rücksichten haben ihn dazu bestimmt. Für einige namen, die in der Haldanusgeschichte von der isl. saga abweichen, erweist sich dabei willkürliche einsetzung auf seiten Saxos. Mit dem namen des haupthelden selbst, 'Haldanus' erstrebt er anknüpfung an die Skjoldungen. Name und figur ist seine erfindung. Borcarus, seinen vater, entnimmt er der dänischen lokaltradition. Gyuritha, die letzte Siklingin, entstammt wohl einer Siklingentradition; mindestens die durch sie erfolgende verknüpfung Haralds mit den Siklingen ist Saxos freie konstruktion. Der name Hildigerus endlich konnte gegenüber dem Hildibrandr der saga nicht als ursprünglich erwiesen werden, das umgekehrte hat weit grössere wahrscheinlichkeit für sich. Die priorität Saxos vor der saga lässt sich also schon aus den namen bestreiten.

Auch inhaltlich ist die priorität Saxos gegenüber der saga nicht

1) Vgl. in der Þidrekssaga Gregensborg, Gronsport neben Regensburg und portus Ravennae der vorlagen.

2) Bei einer anleihe aus Saxo wäre es reichlich unverständlich, wie aus Gyuritha, dem mittelpunkt einer werbungsgeschichte, ein mann namens Guthrith werden konnte. Mindestens müssen zwischen Saxo und e zwischenglieder angenommen werden.

aufrechtzuerhalten. Die beiden berichte setze ich hier kurz nebeneinander.

Ásmundar saga kappabana. Zu könig Buðli von Schweden kommen zwei zwerge, Álius und Ólius. Sie bleiben im winter bei ihm, und in einem wettkampf mit den schmieden des königs verfertigen sie zwei schwerter, deren eines sie auf grund der unmässigen anforderungen des königs mit einem fluch belegen, dass zwei tochtersöhne des königs dadurch zugrunde gehen sollen. Der könig lässt das schwert versenken '*í lǫginn hjá Agnafit* (*Agðafit*)'.

Helgi Hildebrandsson von Húnaland wirbt um Buðlis tochter Hildr, erhält sie und zeugt mit ihr in erster ehe einen sohn, Hildebrand, der bei seinem grossvater in Húnaland aufgezogen wird.

Als Buðli alt ist, fällt könig Alf von Dänemark unter begleitung seines getreuesten mannes Áki in das schwedische reich ein, Buðli wird besiegt und fällt, Hildr wird beutelohn für Áki. Ihr sohn ist Ásmund, der bald ein grosser und tüchtiger wiking wird.

Hildebrand wächst nach seines vaters tode ebenfalls zu einem grossen kämpfer heran. Er war verschwägert mit könig Laszinus (Atli). Zwei herzöge in Saxland macht er zinspflichtig, dann besiegt und tötet er als rache für seinen grossvater könig Alf von Dänemark.

Inzwischen ist Ásmund Ákason auf heerfahrt. Er kehrt heim und wirbt um *Æsa hin fraga,* die tochter Alfs, hat aber einen rivalen in *Eyvindr skinnhǫll.* Æsa will den wählen, der im herbst von der heerfahrt die schöneren arme mitbringt. Eyvind pflegt und schont seine arme, Ásmund bringt die kampfgehärteten arme hoch voll erbeuteter goldringe mit. Ihm fällt der preis zu, zuvor aber fordert Æsa noch vaterrache an Hildebrand von ihm. Sie verweist ihn an einen alten bauern, der die stelle des versenkten schwertes kennt und der ihm helfen soll, es wieder aufzufinden. Dem alten fällt die grosse ähnlichkeit Ásmunds mit Hildebrand auf. Er zeigt ihm die stelle, wo das schwert liegt, und beim dritten versuch hebt Ásmund das gesuchte. Er kommt dann zu den herzögen von Saxland, deren schwester sein kommen im traume geahnt hat, wird wohl aufgenommen und verspricht hilfe gegen Hildebrand. Hildebrands bote Vǫggr erscheint mit neuen tributforderungen, er staunt über die ähnlichkeit Ásmunds mit Hildebrand und betrachtet verwundert Asmunds schwert, das dem seines herrn gleicht. Ásmund nimmt die ausforderung namens der Sachsenkönige an; Vǫggr reitet heim und berichtet von der grossen ähnlichkeit von mann und schwert. Ásmund reitet zum holmgang, besiegt erst einen, dann zwei, dann drei krieger Hildebrands usw.,

bis er die letzten elf kämpen auf einmal besiegt. Ihre leichen wirft er in den strom, der sie an Laszinus burg vorbeitreibt. So muss sich Hildebrand selbst zum kampf entschliessen, obgleich er sein verhältnis zu Ásmund kennt. In einem anfall von berserkerwut erschlägt er den eigenen sohn. Im kampf mit Ásmund zerbricht sein schwert; er wird tödlich verwundet. Sterbend offenbart er sein verhältnis zu Ásmund und klagt um den tod des sohnes. Ásmunds ruhm dringt nach Dänemark und er heiratet Æsa, nachdem er einen ungenannten nebenbuhler getötet hat.

Saxo. Regnaldus, könig von Norwegen, hat in hohem alter seine tochter Dróta und zwei schwerter '*exquisita fabrorum opera*' in einer höhle versteckt, damit sie niemand findet. Darauf zieht er in den kampf gegen den eindringenden Schwedenwiking Gunnarus und fällt. Gunnarus macht, um die ungewöhnliche feigheit seiner gegner zu bestrafen, einen hund zu ihrem könig. Er sucht nach Dróta und findet sie endlich nebst den in einer besonderen grotte verborgenen schwertern. Er zwingt Dróta zur Ehe; ihr sohn ist Hildigerus, der des vaters wilde gemütsart erbt, verbannt wird und von Alverus in Schweden eine herrschaft bekommt.

Inzwischen hat Borcarus Drótas schicksal erfahren, überwindet und tötet Gunnarus und heiratet Dróta. Ihr sohn ist Haldanus, der, anfangs untüchtig, später die grössten heldentaten verrichtet. Der räuber Rötho fällt ins land ein, bei seiner besiegung erhält Haldanus eine entstellende wunde, die ihm die lippe spaltet und nicht wieder heilt.

Inzwischen hat Gyuritha (oder Guritha), tochter könig Alfs von Dänemark, als dessen einziges kind, beschlossen, jungfrau zu bleiben, da sie keinen ebenbürtigen mann weiss, und umgibt sich mit einer schar auserlesener '*pugiles*'. Es gelingt Haldanus trotzdem, zu ihr zu dringen, als die *pugiles* zufällig fern sind, und um sie zu werben. Sie weist ihn ab und spottet über seine niedrige herkunft und seine entstellende wunde. Doppelt beleidigt schwört er, nicht eher wiederzukommen, als bis beide mängel durch taten ausgeglichen seien und verlangt, sie solle auf ihn warten. Die *pugiles* verfolgen ihn als werber (und als mörder ihres bruders), er sieht sie, tritt ihnen mit einer rasch ausgerissenen eichenkeule entgegen und erschlägt alle. Nun empfängt er (zu weiteren taten) von seiner mutter die beiden schwerter Lyusingus und Wittingus, deren namen ihren ausserordentlichen glanz andeuten.

Als er von einem kampf zwischen Alverus von Schweden und den Ruthenen hört, bietet er den Ruthenen seine hilfe an. Hildigerus

als manne des Alverus fordert einen Ruthenen zum kampfe. Als Haldanus sich stellt, erkennt er ihn als bruder und weigert den kampf unter der vorgabe, dass er, der berühmte held, mit einem unbekannten nicht kämpfen könne. Haldanus fordert darauf erst einen, dann zwei, dann drei kämpfer heraus und so fort, bis zu elf kämpfern und besiegt sie alle. Da muss Hildigerus sich zum kampf entschliessen. Da er durch seine kunst schwerter stumpf machen kann, tritt Haldanus ihm mit lappenumwickeltem schwert entgegen und trifft ihn zu tode. Der sterbende Hildigerus entdeckt sein bruderverhältnis zu Haldanus, beklagt den wechselseitigen fall der brüder und den tod seines sohnes durch seine, des vaters hand. Er habe vor dem kampf aus ehrgefühl geschwiegen, um weder feige noch verbrecherisch zu scheinen. Er stirbt; Haldanus' ruhm dringt bis Dänemark.

Dort war inzwischen Guritha von Sivardus, einem edlen Sachsen, umworben worden, dem sie sich nicht abgeneigt zeigt, aber verlangt, er solle zuvor das zerrissene Dänemark einigen. Sivardus gelingt dies nicht, dennoch setzt er die hochzeit durch. Haldanus erfährt davon, kommt eilends und gerade zum hochzeitstage zurecht. Unerkannt preist er im liede seine taten. Guritha erkennt ihn und antwortet, dass man sie zur ehe gezwungen habe. Er erschlägt Sivardus und die Sachsen und heiratet Guritha.

Der vergleich beider quellen zeigt alsbald, dass beide auf eine grunderzählung zurückgehen, die namentlich im anfang und schluss hervortritt, dass dagegen die einzelnen episoden unabhängig voneinander in jeder der quellen eingefügt sind.

Die einleitung über die herkunft der schwerter wird uns später zu beschäftigen haben, wo das fær. lied zeigt, dass Saxo hier etwas unterdrückt. Die herkunft beider halbbrüder wird wesentlich gleichartig berichtet, auch der darin ausgeprägte dänisch-schwedische gegensatz ist beiden quellen eigen. Saxos eigentum ist hier vor allem die geschichte vom hundekönig, die der saga fehlt und nicht hergehört. Die übrigen abweichungen kommen später zur sprache. Ebenso ist der schluss in beiden quellen sehr nahe zusammengehörig, auch die verteilung von vers und prosa stimmt überein. Stärker abweichend sind dagegen die mittelpartien. Von Haldanus berichtet Saxo zunächst die übliche einleitung des heldenromanes. Der held zeigt zunächst keine heldenhaften anlagen, bis der funke plötzlich aus ihm hervorspringt. Das geschieht nach dem weitverbreiteten schema der 'Drengene paa legevolden', über das Olrik (Danske studier 1906, 91 ff.) gehandelt hat. Für eine originalität Saxos spricht das motiv, das der

saga fehlt, nicht. Auf die erweckung folgen farblos angedeutete kriegstaten und brautwerbung. Das übliche sagaschema ist beiden quellen gemeinsam. Ausgeführt ist davon bei Saxo nur die episode mit dem räuber Rötho. Diese geschichte, die erfunden ist, um den für Saxo unverständlichen ausdruck Rötho-ran für einen besonders grausamen raubzug zu erklären, und die aufgeputzt ist mit einer gelehrten anleihe bei der griechischen Theseussage, wird niemand für ein altes glied der Ásmunderzählung halten. Mit der brautwerbung verknüpft jede quelle ihre besondere erzählung. Die saga verwendet hier ein seinem habitus nach junges novellen- oder märchenmotiv in dem wettbewerb mit dem wiking *Eyvindr skinnhǫll.* Saxo bringt die geschichte von dem kampf mit den berserkern mit der ausgerissenen eichenkeule. Dass hier Saxo eine anleihe bei der vorher erzählten geschichte von Hálvdan bjargrammi macht, ist bereits gesagt. Beide erzählungen sind deutlich spätere zutat, denn beide haben nur sinn, wenn sie die werbung Ásmunds zum ziele brächten, was sie aber keineswegs tun. Sie können aus dem zusammenhang ohne störung fortbleiben.

Haldanus-Ásmund begibt sich dann in fremden dienst (saga: Sachsenherzöge; Saxo: Ruthenen) und kämpft in ihrem dienst gegen Hildebrands berserker, dann gegen ihn selbst. Hier ist die saga sehr viel ausführlicher. Nicht nur die erwerbung des schwertes (resp. der schwerter) durch Ásmund wird ganz anders berichtet, worüber wieder das fær. lied auskunft zu geben hat. Auch Ásmunds aufenthalt bei den Sachsenherzögen ist durch die figur von deren kluger schwester und ihrem traum, ferner durch die szene zwischen Hildebrands boten Vǫggr und Ásmund weit lebendiger ausgemalt. Da hier das fær. lied versagt, bleibt es zweifelhaft, was auf konto der saga kommt und was ältere überlieferung ist. Über die angabe der saga von Hildebrand und seinem sohn ist später zu sprechen.

Im schluss ist dann Saxo wieder sehr viel ausführlicher als die saga. Guritha hatte als preis für ihre hand die einigung Dänemarks ausgesetzt. Auch dies motiv ist stumpf, denn weder leistet Haldanus' nebenbuhler Sivardus die aufgabe, und trotzdem wird die hochzeit gerüstet, noch Haldanus selbst, und doch führt er Guritha heim. Die absicht Saxos ist klar. Denn unmittelbar anschliessend beginnt er die geschichte Haralds zu erzählen, der als erstes diese aufgabe in angriff nimmt und durchführt. Statt des sagamotivs der vaterrache stellt Guritha, die tochter des letzten einheitlichen Dänenkönigs, die bedingung der wiedervereinigung des reiches, die sich hernach in ihrem sohne erfüllt. Saxos ordnende arbeit ist nicht zu verkennen und wir haben in

Guritbas bedingung wieder eine stelle, wo er zur verknüpfung seiner geschichte züge aus fremden stoffen in die Haldanusgeschichte einmischt[1].

Als Haldanus zu Guritha zurückkehrt, findet er sie im begriff, einen andern zu heiraten. Die saga macht über diese geschichte nur kurze andeutungen, aus denen deutlich nur das eine hervorgeht, dass der sagamann einzelheiten nicht gewusst hat. Boer nimmt nun an, dass hier Saxos erzählung das von der saga vergessene bewahrt hat. Dagegen lassen sich bedenken erheben. Die Notæ uberiores 209 zu Müller-Velschows ausgabe machen auf die gleichheit dieser erzählung mit der von Gram und Signe bei Saxo I, 26 ff. aufmerksam. Wie Haldanus weilt Gram fern von seiner braut auf kriegsfahrt. Wie hier Guritha wird inzwischen Signe von einem fremden werber umworben, der hier wie dort Sachse ist. Wie Haldanus erfährt Gram von der bevorstehenden hochzeit und fährt in höchster eile heim. Wie Haldanus tritt er unbekannt unter die hochzeitsgäste, gibt sich im liede zu erkennen, in dem er auf seine heldentaten anspielt und den wankelmut der frauen schilt, wie Haldanus vergewissert er sich der fortdauernden liebe der braut und tötet den nebenbuhler und seine krieger. Die beziehung ist klar, namentlich die sächsische herkunft des nebenbuhlers in beiden geschichten und der ganze wortlaut verbieten, an verwendung des gleichen motives in zwei verschiedenen erzählungen zu denken und setzen eine direkte angleichung durch Saxo voraus. Und da ist es gewiss kein zufall, dass wir hier eine dritte stelle haben, wo Saxo von der saga abweicht und in dieser abweichung beziehungen zu anderen teilen seines werkes zeigt. Diese drei stellen, sowie die offensichtliche einflechtung der erzählungen vom hundekönig und vom Röthо-ran lassen Saxos recht willkürliche behandlung des stoffes erkennen und machen es nicht gerade wahrscheinlich, dass wir bei Saxo die besser bewahrte quelle zu vermuten haben, ein resultat, das bereits die untersuchung der namen ergab. Auch die saga ist bei weitem nicht überall ursprünglich, Saxo und saga sind zwei gleichwertige quellen, bei denen in jeder einzelheit geprüft werden muss, welche das bessere bewahrt hat. Beide sind mit episoden eigener erfindung durchflochten, die bei Saxo einen grösseren raum einnehmen als in der saga.

1) Boer betrachtet auch den zug der anfänglichen kinderlosigkeit des Haldanus als anleihe bei der geschichte des Haldanus bjargrammi (a. a. o. 363). Mir scheint das verfehlt. Bei dem älteren Haldanus handelt es sich vielmehr um lange ehelosigkeit, die in ganz anderer weise in der erzählung verwendung findet, als die kinderlosigkeit des jüngeren Haldanus. Zudem bleibt bei Saxo selbst zweifelhaft, ob aus der späten ehe des H. bjargrammi ein sohn entspringt.

Als gemeinsamer erzählungskern bleibt folgendes: Drótt (Hildr) wird mindestens zum teil durch gewalt nacheinander die frau zweier männer und mutter zweier söhne, die sich unbekannt bleiben. Zwei wunderbare schwerter werden verborgen, kommen wieder ans licht und werden den brüdern verderblich. Der jüngere wirbt um die dänische königstochter, zieht um ihretwillen auf taten aus und trifft mit seinem älteren bruder (Hildibrandr, Hildigerus) zusammen. Dieser [weiss, dass der gegner sein bruder ist] sucht dem kampf auszuweichen und schickt andere kämpfer entgegen. Als Ásmund (Haldanus) alle besiegt hat, muss er selbst sich zum kampf entschliessen, fällt und offenbart sterbend sein verhältnis zu dem bruder. Vorher hat er irgendwie den eigenen sohn getötet. Ásmund hat ruhm gewonnen, zieht heim, verscheucht einen nebenbuhler und heiratet die königstochter.

Diese erzählung ist zweifellos weit geschlossener als jede der einzelnen quellen, doch kaum in poetischer form denkbar. Wir haben als vorstufe eine prosaerzählung anzusetzen. Auch innerhalb dessen, was die beiden quellen von diesem kern berichten, finden sich starke differenzen; hier hilft die færöische tradition weiter[1].

II. Die færöische tradition.

Wie erwähnt, enthält das fær. Snjólvskvædi (C. C. F. bd. VIII und IX) eine ausführliche darstellung der geschichte von Ásmund und Hildebrand. In sehr wesentlichen dingen weicht es von den beiden bisher besprochenen traditionen ab, was nur zum teil auf der vermischung mit andersartigen stoffen beruht. Die analyse dieser stoffe kann ich hier nicht vornehmen. Soweit gestalten des Sigurd- und Dietrichkreises hineinverflochten sind, habe ich das lied in meinem genannten aufsatz Arkiv 36, 207 ff. mitbehandelt. In gleicher weise berücksichtige ich hier nur den Ásmundstoff, der allerdings wohl den grundkern des ganzen liedes bildet, das eines der umfangreichsten der ganzen Viserliteratur ist. Der name *Snjólvskvædi* ist in dieser beziehung irreführend, es sollte *Ásmundarkvædi* heissen. Snjólvur ist der hauptheld nur im zweiten táttur und spielt nur noch im ersten und sechsten eine bedeutendere rolle. Im ganzen sind 9 einzelne dazugehörige tættir bekannt, doch enthält ausser der version C keine der sehr

1) Über die verwertbarkeit der erst im 19. jahrhundert aufgezeichneten færöischen tanzballaden zur kritik alter überlieferungen entscheidet die bewertung ihres alters und ihres konservatismus gegenüber der überlieferung. Ihr alter ist

zahlreichen aufzeichnungen des liedes sämtliche tættir. Die varianten des liedes sind für die gesamtauffassung von keiner grossen bedeutung. Darin verhält das Snjkv. sich anders als die Nibelungenballaden. Ich benutzte die umfänglichste, im C. C. F. als B bezeichnete version (C. C. F. VIII, 395–972) nach der niederschrift von Joh. Klemmentssen 1819. Diese steht C (Sandøbog von 1821) so nahe, dass C im C. C. F. nur als textvariante am rande neben B registriert ist. Von den beiden in B fehlenden tættir spielt der achte, Risin á Blálondum oder Risans táttur für die vorliegende untersuchung kaum eine rolle, da er eine den alten quellen unbekannte, für den zusammenhang des ganzen unwesentliche episode enthält, die zudem nur in den fassungen C und K vorhanden ist. Ich habe C (C. C. F. IX, 23–29) benutzt. Für den 7. táttur Stríđiđ í Hildardali, der durch einige namensformen, nicht aber durch seinen inhalt bedeutung hat, ist die niederschrift von A. Weyhe (fassung H) benutzt, da sie um etwa 80 str. mehr enthält als alle übrigen fassungen. Eine inhaltsangabe der in betracht kommenden teile ist bei der sprunghaften und formelhaften darstellung des fær. balladenstils nicht leicht.

Hildebrand zieht auf brautwerbung und gewinnt nach kämpfen Silkieik, die schwester des Snjólvur. Sie haben einen sohn Grimur. An seiner wiege prophezeien die nornen diesem heldenruhm und frühen tod durch das schwert des vaters. Hildebrand versenkt das schwert '*hja Heljaroyggjum*'. *Ásmundur kellingarson* erfährt von frau Adalus,

meines erachtens durch ihr hauptstoffgebiet, die jüngere und jüngste fornaldarsaga mit frühestens dem XIII. jahrhundert bestimmt. Neuestens hat Neckel wenigstens für die Nibelungenballaden resp. deren urform ein höheres alter vorausgesetzt, so dass sie für die jüngeren Eddalieder und die Volsungasaga als quelle in betracht kommt (Aufs. z. deutschen sprache und literatur, festschr. f. Braune s. 106 f.), eine annahme, gegen die kurz vorher sich Heusler noch gesträubt hatte, obwohl auch er mit der möglichkeit rechnet. (Altnord. dichtung und prosa von Jung-Sigurd, Sitzgsber. der Berliner akad. 1919, XV s. 172.) Für den konservatismus der fær. balladendichtung muss ich gegenüber Neckel und Heusler bei meiner ansicht bleiben, die ich in meinen bisherigen arbeiten über diese lieder vertreten habe, dass in den balladen von einer schöpferischen neugestaltung und weiterentwicklung des stoffes keine rede sein kann. Die leistung des balladendichters besteht wesentlich in der zertrümmerung und vermischung der überlieferten stoffe und der ausprägung einer grossen reihe formelhafter szenen, die mit geringen textlichen varianten immer wieder auftauchen. Die forschung an den balladen hat diese formeln aufzusuchen und auszuscheiden und hat zu versuchen, aus den trümmern ein ganzes möglichst zu kombinieren. Gelingt dies, dann darf man cum grano salis mit diesem ganzen wie mit einer alten quelle rechnen, an der die übertragung in balladenverse inhaltlich nichts geändert hat. Diese quelle kann poetisch gewesen sein, ist aber meist eine saga gewesen.

wo das schwert versenkt ist. Er zieht dorthin, zwingt den dort wohnenden '*hertugi Golmar*', ihm die stelle zu zeigen und findet das schwert. Er tötet Golmar und vergewaltigt seine frau. Ásmund beginnt dann kämpfend die welt zu durchziehen, ziel der kämpfe ist frauenraub. Ásmunds hauptstärke ist heimtückische zauberei. Bei diesen kämpfen tötet er Hildebrands schwager Snjólv. Er fordert auch Hildebrand selbst heraus, der ihn erst abweist, schliesslich aber den kampf auf sich nimmt und Ásmund überwindet, aber am leben lässt. Ásmund zieht rachesinnend ab. Er fordert Grimur, den sohn Hildebrands, heraus, der sich aber hartnäckig weigert, mit Ásmund zu kämpfen. Ásmund führt immer neue kämpfer gegen ihn heran, die Grimur alle erschlägt. Schliesslich ruft Ásmund Hildebrand herbei, gibt ihm das verhängnisvolle schwert in die hand und stellt ihn Grimur unerkannt gegenüber. Grimur fällt; als Hildebrand nach dem namen fragt und erfährt, dass er den sohn erschlagen hat, stirbt er vor schmerz.

Hier ist sehr viel abweichung von dem inhalt der saga und Saxos, so dass Kölbings behauptung der durchgängigen abhängigkeit des liedes von der saga unverständlich scheint. Drei punkte – ausser den namen Ásmund und Hildebrand selbst – machen zusammenhang zweifellos: die geschichte des schwertes, die gegnerschaft Ásmunds und Hildebrands und der tod des sohnes durch den vater. Die geschichte des schwertes weist gegenüber Saxos darstellung auf die saga, aber genaueres zusehen zeigt auch zusammenhänge des liedes mit Saxo, zu denen die saga kein gegenstück hat.

Über die herkunft der schwerter und über ihre bedeutung im verlauf der erzählung der saga hat Boer (a. a. o. s. 355 ff.) glücklich gehandelt. Dass das fluchbeladene schwert ein konstitutives element der sage ist, wird anerkannt, so auch von Kauffmann (a. a. o. 166), der das von Hildebrand – nicht das von Ásmund – geführte zauberschwert als glied der urform der sage betrachtet und 'das märchen von Hildebrand und Hadubrand' als ursprüngliches schwertmärchen auffasst. Wie weit man Kauffmann hier beistimmen kann, hängt ab von der stellung, die man überhaupt zur frage des verhältnisses der nord. und deutschen Hildebrandtradition einnimmt. Über den prosaischen bericht der saga von der herkunft der schwerter spricht er sich nicht näher aus, da er die verse allein für kompetent erklärt. Auf den nahen zusammenhang dieses sagaberichtes mit der einleitung der Hervararsaga und ihrer erzählung von der herkunft des schwertes Tyrfing ist wiederholt hingewiesen, zuletzt und ausführlich von Schück (Studier i Hervararsagan,

rektorprogramm, Uppsala 1918, 32 ff.). Er akzeptiert Boers ausführungen (a. a. o. s. 355 ff.). Boer verweist auf die widersprüche in der eingangserzählung der saga. Die beiden zwergbrüder, Ólius und Álius, tadeln die schmiedekünste der schmiede des königs Buðli. Sie schmieden im wettbewerb mit ihnen beide gemeinsam. Plötzlich, bei der herstellung der beiden schwerter schmieden sie jedoch im wettbewerb untereinander. Die beiden zwerge schaffen unter zwang, dennoch wird nur ein schwert mit einem fluch belegt, für diesen fluch will dennoch könig Buðli beide zwerge bestrafen. Wie und warum das eine schwert untüchtiger ist als das andere, bleibt unklar. Dennoch lobt Buðli beide schwerter. Alle diese widersprüche löst Boer, indem er auch das wettschmieden der beiden schwerter ursprünglich als wettkampf zwischen den zwergen und den menschlichen schmieden des königs auffasst. Die beiden zwerge schmieden gemeinsam das gute schwert, belegen es dann gemeinsam mit einem fluch, für den sie daher gemeinsam vom könig bestraft werden sollen. Das weniger gute schwert ist arbeit der menschlichen schmiede; es ist nach bestem können gefertigt, wenn es auch die geforderten übermenschlichen proben nicht bestehen kann und verdient daher das lob des königs: 'Auch dies ist nicht schlecht.' Boers annahme gewinnt viel dadurch, dass sie sich als rein textliche entstellung im lauf der schriftlichen überlieferung erklären lässt. Es heisst an einer stelle, als der könig das untüchtige schwert erprobt: '*Smiðrinn kvað þat ofraun sverðinu*' (Detter s. 82). Da Álius und Ólius sonst nicht als '*smiðir*' bezeichnet werden, zuvor aber von den '*smiðir*' des königs eben die rede gewesen ist, so hat es wirklich viel für sich, anzunehmen, dass auch diese worte, die im jetzigen zusammenhang nur auf Ólius bezogen werden können, dem königlichen schmiede zuzuweisen seien. Damit erhält Boers hypothese eine sehr beachtenswerte reale stütze. In der tat wird ja auch nur das eine schwert hernach in den see versenkt und spielt eine verhängnisvolle rolle. Die erwähnung des anderen schwertes in der Vǫggr-episode ist durchaus episodenhaft und in keiner der beiden anderen fassungen gestützt.

Saxo behandelt die schwerter bekanntlich sehr kurz. Er kennt keinen unterschied der beiden schwerter, lässt sie beide gleichmässig verborgen sein, beide zusammen gefunden und von der mutter an Ásmund ausgehändigt werden. Auch gibt er für beide schwerter namen an, Lyusingus und Hwittingus, die nichts von einem bedeutsamen unterschied verraten, sondern sie zu einem gleichmässigen paar neutral zusammenschliessen. In dem schlusskampf aber spielt keines der

beiden schwerter eine rolle durch seine zauberischen eigenschaften. Vielmehr tritt hier das von Saxo auch sonst verwendete motiv von dem lappenumwickelten schwert ein, das der abstumpfenden kraft des blickes widersteht. Dennoch wird man an der allgemeinen ansicht festhalten müssen, dass Saxo die vorgeschichte der schwerter gekannt habe und in seiner angabe '*exquisita fabrorum opera*' eine andeutung darauf zu sehen sei. Dann muss Saxo aber die vorgeschichte schon in der entstellung gekannt haben, die in der saga vorliegt, ja die art der benennung beider schwerter setzt ein weiteres abstumpfen des schwertmotivs, also eine jüngere quelle als die der saga, voraus. Die entstellung ist aber rein mechanisch und fällt erst in die periode schriftlicher bearbeitung, ist also relativ jung. Somit spricht auch die form des schwertmotivs bei Saxo nicht für grosse ursprünglichkeit, sondern für ableitung und willkür[1]. Die fær. version spricht klipp und klar nur von einem schwert. Ich sehe von der sonst ganz andersartigen verwendung des schwertes ab, das mit seinem fluch in den dienst der tragischen vater-sohn-geschichte gestellt wird. Wichtig bleibt, dass dies schwert, das mit einem fluch behaftet, versenkt und wieder emporgeholt wird, keinen harmloseren doppelgänger hat. Nur das eine schwert ist vorhanden. Die einleitung, die von der entstehung des schwertes durch zwergenarbeit berichtet und die sich in der saga ausführlich, bei Saxo angedeutet findet, fehlt dem lied und ist durch eine andere ersetzt. Bei der geburt des sohnes erscheinen in Hildebrands haus die drei nornen[2]. Zwei von ihnen verkünden ihm heldentum und ruhm, die dritte aber den tod durch das väterliche schwert. Dieselbe szene kennt die fær. poesie an mehreren stellen, sie ist also formelhaft. Wir erkennen darin die alte märchenformel von den wunschfeen an der wiege in ihrer speziellen nordisch-mythologischen ausprägung der drei nornen, wie im ersten Helgiliede, der Nornagestssaga, der Fridlefsage bei Saxo VI, 272. Über die verbreitung des motives vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den kinder- und hausmärchen I, 439 f. Dem zeugnis von saga und Saxo gegenüber und der formelhaftigkeit des nornenmotivs in der fær. balladendichtung entsprechend wird man hierin das lied den prosaberichten gegenüber für sekundär halten müssen. Wie so häufig ist die individuelle durch die formelhafte prägung verdrängt

1) Boer schliesst von seinem axiom der originalität Saxos aus umgekehrt. Da Saxo die entstellung schon kennt, muss sie 'zu dem älteren bestand der sage gehören'. Dieser schluss erledigt sich, sobald man Boers praemisse aufgibt.

2) Der fær. text hat aus ihnen drei nonnen '*nunnur*' gemacht.

worden. Der wesentliche beitrag des liedes zu dieser stelle ist das eine schwert; nehmen wir dies in den sagabericht hinüber, so erhalten wir eine erzählung, die der einleitung der Hervararsaga ausserordentlich ähnlich sieht, worauf Boer (a. a. o. s. 358) und Schück aufmerksam machen.

Das schwert wird sorgfältig verborgen, um seinen gebrauch zu verhindern. So berichten übereinstimmend alle drei quellen. Es geschah wegen des darauf ruhenden fluches, wie saga und lied angeben. Die erzählung des Saxo, dass die beiden schwerter zusammen mit der königstochter in der erdhöhle verborgen werden, ist allgemein als sekundär anerkannt. Das motiv von der königstochter im hügel (vgl. Bolte-Polívka, anm. III, 443) ist nur Saxos eigentum. In saga und lied wird das schwert im see versenkt. Die lokalität ist verschieden, in der saga, der schwedischen heimat des königs Buðli entsprechend im Mälarsee, im lied '*hja Heljaroyggjum*'. Die darstellung stimmt in beiden quellen im detail. Das schwert wird nicht einfach in den see geworfen, was ja zu seiner versenkung genügen würde, sondern in einen '*stokkr*' eingeschlossen, der nach der saga aus blei war. In diesen *stokkr* ist das schwert noch eingeschlossen, als Ásmund es später wieder vom grunde heraufholt. Das lied erwähnt ihn nur ganz nebenbei. In einem hier nicht wichtigen gespräch Ásmunds mit einer meerfrau rühmt sich diese, str. 234:

tá setti eg teg á bunkan upp
við stokk od svörð i fangi.

Da dieser *stokkr* zur versenkung des schwertes nicht nötig ist, und das schwert von ihm so umhüllt ist, dass es daraus erst mit der axt herausgehauen werden muss, so kann sein zweck nur sein, das schwert vor dem verrosten zu bewahren, ein zweck, der wiederum mit der absicht der zerstörung des unheilsschwertes nicht übereinstimmt. Der zug ist nur als zusatz eines rationalistisch denkenden sagaschreibers zu verstehen, der begreiflich machen wollte, wie das schwert im see unversehrt bleiben konnte. Wir gewinnen daraus einen anhaltspunkt für die quelle des liedes, es kann nur eine saga aus der späteren periode gewesen sein.

Als Ásmund herangewachsen ist und zum kampf mit Hildebrand auszieht, gewinnt er nach allen drei quellen das verhängnisvolle schwert. Bei Saxo, wo der fluch vergessen und das schwert (resp. hier die beiden schwerter) zusammen mit Dróta aufgefunden wird, erhält er beide schwerter einfach von seiner mutter. Auch hier ist Saxos unursprünglichkeit klar. Das lied stellt sich zur saga

Dort wird Ásmund das schwert von *Æsa hin fagra* gewiesen, der königstochter, um die er wirbt. Das lied beginnt den táttur von der schwerterwerbung mit der str. 176.

Stolz Adalús yvir borði stendur
Ásmundi hon sigur:
'Hildibrand sigldi for Heljar norður
har sökti hann svörðið niður'.

Alles übrige hat das lied vergessen, Ásmunds werbung um die königstochter, überhaupt jeden zusammenhang dieser Adalús mit Ásmund; diese eine strophe zeigt, dass das lied auch hierin der saga geglichen haben muss[1]. Ásmund folgt ihrem rate und begibt sich zu der bezeichneten stelle. Er trifft dort einen mann, der die stelle kennt, wo da schwert liegt, und der mit ihm hinausfährt auf den see, um ihm behilflich zu sein. Auch hier weichen saga und lied in vielem voneinander ab. In der saga ist jener helfer ein '*bóndi*', der prinzessin irgendwie verpflichtet und daher sofort bereit, Ásmund zu helfen. Im lied ist es ein etwas geheimnisvoller '*hertugi Golmar*' und verknüpft mit dem emporholen des schwertes ist ein motiv, das in der fær. Ásmunddichtung sehr breit gewuchert hat, der frauenraub. Auch dieser herzog Golmar hat eine frau, die von Ásmund vergewaltigt wird. Golmar leistet Ásmund daher nur widerwillig und gezwungen helferdienste und wird nachher von Ásmund erschlagen. Aber wie in der saga taucht Ásmund erst vergeblich und der wortlaut steht derselben sehr nahe:

199 *Ásmundur leyp í havið út*
leingi kavar hann:
so kom hann frá grunni upp,
og einkí svörð hann fann.

Saga s. 88: *Síðan hljóp Ásmundr fyrir borð ok kafaði, ok er hann kom upp, þá vildi hann niðr qðru sinni.*

Welche darstellung hier das richtige bewahrt hat, ob die wilde des liedes oder die milde der saga, kann hier noch nicht entschieden werden.

Über Hildebrands und Ásmunds herkunft berichtet die saga, dass Hildr-Drótt in rechtmässiger ehe mit Helgi einen sohn Hildebrand

1) Adalús ist im gleichen liede der name von Snjólvs frau. Snjólv wird später von Ásmund getötet und dieser will sich ihrer bemächtigen. Sie weist ihn entrüstet zurück und zerspringt aus harm um Snjólv. Die beiden frauen können nichts miteinander zu tun haben.

hat, und dass sie dann bei lebzeiten des mannes von Alf von Dänemark geraubt und an Áki verschenkt wird. Aus dieser zweifellos unehelichen und unebenbürtigen verbindung, für die die saga zum grösseren ruhme Ásmunds freilich die bezeichnung '*gipta*' wählt, entspringt Ásmund. Von Ásmunds unebenbürtiger stellung macht die saga, deren sympathie sichtlich auf seiner seite steht, keinen weiteren gebrauch. Aber bei Saxo wird Haldanus gegenüber Hildigerus mehrfach mit deutlicher geringschätzung behandelt, obgleich hier die vorgeschichte weniger anlass dazu gibt. Denn Drótas beide verbindungen sind erzwungen, beide gatten sind nicht königlichen blutes und der erste ist erschlagen, als der zweite sie nimmt. Saxo berichtet, dass Ásmund ein '*plenum contumeliae cognomen*' getragen habe. Er führt diesen beinamen auf eine entstellende verwundung der lippen zurück, die er im kampf mit dem räuber Rötho empfangen habe. Die geschichte vom räuber Rötho ist aber sicher erst von Saxo mit der Haldanusgeschichte verknüpft, vielleicht überhaupt Saxos erfindung, von Saxo kann also auch erst diese erklärung von Haldanus' spottnamen herrühren. Als Haldanus um Guritha wirbt, weist sie ihn ab und begründet dies folgendermassen: '*ad hæc adduci se non posse, ut regiæ nobilitatis reliquias inferioris ordinis viro copulari sustineat.*' Als Hildigerus dem kampf mit Haldanus ausweichen will, weigert er sich, '*cum homine parum spectato*' zu kämpfen. Als Haldanus endlich ruhmbedeckt zu Guritha zurückkehrt, wirft er ihr in versen ihren wankelmut vor und spielt auf die schmähliche abweisung an. Saxo ist hier der saga gegenüber recht frei. Detters konjektur in seiner ausgabe (anm. zu str. VI s. 103) ist unnötig und unhaltbar. Boer hat sich a. a. o. 343 ff. mit recht dagegen gewendet und dargelegt, dass die verse ohne Detters konjektur einen besseren sinn ergeben. Sie enthalten eine anspielung auf die frühere verächtliche abweisung Ásmunds durch Æsa, die zwar von der saga unterdrückt ist, doch aus Saxo hervorgeht. Boers auffassung schliessen sich Heusler-Ranisch in den Eddica minora (s. 87 anm.) und Finnur Jónsson (Skjaldedigtning B II, 341) inhaltlich an. Ihre abänderungen sind rein grammatisch-metrischer natur und meines erachtens nur zum teil notwendig. Erwägenswert ist Boers vorschlag, *kvæđir* statt *kvaeđi* zu lesen und damit die strophe als anrede an Æsa zu fassen. Die strophe besagt also: 'Ich erwartete nicht das urteil, dass man (resp. du) mich niemandem für überlegen halten könnte (könntest), jetzt wo die Húnmegir mich zum verteidiger ihres reiches wählten.' Das ist in der saga eine deutliche, in der poetischen fassung festgehaltene hindeutung auf eine

frühere unehrenvolle zurückweisung, die in der prosa gemäss ihrer heroisierenden tendenz für Ásmund fehlt, aber bei Saxo vorhanden ist. In Saxos ersten versen, die dieser sagastrophe entsprechen müssten, kann ich freilich eine übersetzung dieser strophe nicht sehen, wenn er sagt: 'Ich erwartete, als ich ausser landes ging, keine solche weibliche lügenhaftigkeit und hinterlist' (nämlich in seiner abwesenheit mit einem andern sich einzulassen). Saxos abweichung ist verständlich; er bildete den schluss der Haldanuserzählung nach dem vorbild der geschichte von Gram und Signe aus, wo die vorwürfe des weiblichen wankelmutes wiederkehren. Dagegen enthält Saxo v. 11–14 eine recht genaue übersetzung der erwähnten sagastrophe. Es geht daraus hervor, was ich zuvor schon behauptet habe, dass nicht Saxos schluss den verlorenen schluss der saga enthält, sondern dass Saxo hier bewusst ändert.

Alle diese hinweise auf die verachtung, der Ásmund begegnet ist, sind in der kurzen erzählung zu häufig, um nicht anzudeuten, dass Ásmunds verachteter stellung und der daraus entspringenden tatensucht eine bedeutende rolle zukomme, dass also Saxo hier zuverlässiger sei als die saga. Und nun sehen wir im færöischen liede seine ganze rolle auf diesem verhältnis aufgebaut. Wir sehen ihn ruhelos durch die lande ziehen, immer auf kampf und ruhm bedacht und doch immer den andern helden gegenübergestellt als ein andersartiger, nicht vollwertiger. Saxo berichtet von einem spottnamen, den Ásmund getragen habe, dass er deswegen von Guritha abgewiesen wird, und dass er gelobt, diese verachtung durch doppelte heldentaten auszulöschen. Entsprechend heisst es im fær. lied von Ásmund:

str. 344: *tá var navnið snúgvi-vent,*
teir kalla han kappabana.

Ähnlich sagt das an dieser stelle vom Snj. kv. abhängige zweite Dvörgamoylied (Hammershaimb, Sjúrdar kvæði s. 90):

(str. 53) *Ásmundur ber eitt heiðursnavn,*
teir kalla hann kappabana.

Ásmunds name '*kappabani*' wird also als ein erkämpfter ehrenname bezeichnet, der an stelle eines anderen, herabsetzenden namens gesetzt worden ist. Damit haben wir Saxos angabe bestätigt. Einen solchen herabsetzenden namen kennt das fær. lied. Der gewöhnliche name Ásmunds ist dort *Ásmundur kellingarson.* Diese ganz ungewöhnliche benennung nach der mutter deutet entschieden auf

seine unechte geburt[1]. Ebenso findet sich das motiv wieder, dass Ásmund der kampf beleidigend verweigert wird, sowohl in seinem mehr in den hintergrund tretenden kampf mit Hildebrand als auch in dem weit wesentlicheren kampf mit Hildebrands sohn. Ásmunds beiname spielt dabei eine bedeutende rolle. Grimur antwortet dort Ásmunds boten:

str. 355. *Hann hevur átt sær móđur tá,*
ein er vest í land:
hon hevur manga raska kempur
lagt for eitur-grand.

str. 356. *Tú biđ hann brynja út fimti kempur,*
bestu í sítt land:
eg vil ikki mót honum stríđast,
tí hann illgerning kann.

Was wir hier über Ásmund erfahren, und was auch seinem tatsächlichen verhalten im kampf entspricht, ist dies, dass er in eine zauberhaft unholde atmosphäre gerückt wird. Er sucht zu siegen und siegt niemals im ehrlichen kampf, sondern unter verwendung eines dämonischen mittels: er stürzt besiegt vom pferde, verschwindet in der erde, kommt im rücken des gegners wieder zum vorschein und fällt den verblüfften helden von hinten an. Seine mutter, die von Grímur so geschmähte, hilft ihm dabei. (Näheres darüber in meiner arbeit Arkiv 36, 218 f.) Aus der gegebenen charakterisierung der mutter geht hervor, dass in Ásmunds beinamen '*kellingarson*' '*kelling*' nicht nur 'altes weib' bedeutet, sondern geradezu 'zauberweib, hexe', dass also Ásmunds beiname 'hexenkind' bedeutet. Dieser beiname lässt sich nicht unmittelbar mit dem bei Saxo angedeuteten gleichsetzen. Er ist so erst möglich, nachdem ein so wesentlicher bestandteil der erzählung wie die gemeinsame mutter Ásmunds und Hildebrands vergessen ist, und nachdem die ausgestaltung der dämonischen züge in Ásmunds bild sich vollzogen hatte. Auf der andern seite ist bei Saxo die herkunft von Ásmunds beinamen aus seinem kampf mit Rötho zwar erst Saxos kombination, aber dass er sich auf Ásmunds aussehen, speziell auf eine entstellung im gesicht bezogen hat, ist wohl kaum zu leugnen. Zieht man aus diesen beiden angaben die mittellinie, so könnte dieser beiname wohl 'wechselbalg' oder so ähn-

1) Die gelegentlich auftretende bezeichnung '*kallsson*' ist selten und aus '*kellingarson*' abstrahiert.

lich gelautet haben, ein name, der unechte herkunft und entstelltes gesicht in sich vereinigen würde[1].

Bislang sind über der betonung der zusammenhänge zwischen dem fær. lied und den alten quellen die tiefgreifenden unterschiede zurückgetreten. In den nun folgenden abschnitten überwiegen sie die zusammenhänge beträchtlich. Schon in der vorgeschichte hat das fær. lied ganz andere voraussetzungen. Die herkunft Ásmunds und Hildebrands ist vergessen. Damit fehlt die gemeinsame mutter, ein zentraler punkt in saga und Saxo. Das verhängnisvolle schwert ist hier Hildebrands eigentum und wird von ihm versenkt. Entsprechend ist der fluch auf dem schwert abgeändert. Er betrifft den tod des sohnes durch den vater. Dass er aber ursprünglich in dem dienst des kampfes der brüder gestanden hat, geht daraus hervor, dass auch hier Á s m u n d das schwert aus dem see holt. Im weiteren verlaufe tritt die gegnerschaft zwischen Ásmund und Hildebrand zurück, wenn sie auch keineswegs vergessen ist. Doch wird Hildebrands sohn zum hauptgegner und das ganze gedicht zu einer fehde Ásmunds gegen Hildebrands geschlecht. Allein kann Ásmund weder Hildebrand noch Grímur besiegen und bringt es darum dazu, dass vater und sohn sich unerkannt gegenübertreten, und dass der vater den sohn mit dem fluchschwerte tötet. Das heisst also, das fær. lied unternimmt eine wirkliche und organische verarbeitung der beiden stoffe, des nordischen bruderkampfes und des deutschen sohneskampfes. Es fragt sich, wie sich die fær. version darin zu den alten nord. quellen verhält.

Die einmischung des deutschen Hildebrandstoffes in die nord. erzählung ist ja bekanntlich in den nord. quellen bereits vollzogen. Boers versuch, sie aus Saxo hinauszuinterpretieren und alles, was auf deutsche sage deutet, als zutat des sagamannes zu fassen, ist verfehlt. Niemand kann die entscheidenden verse in Hildebrands sterbelied bei Saxo hinwegleugnen; die deutsche sage ist auch bei Saxo da. Und es kann kein zufall sein, dass diese andeutungen in den alten quellen dieselbe szene betreffen, die ausführlich im liede dargestellt wird. Diese szene muss in der nord. Ásmunderzählung also schon relativ alt und fest sein. Das lied verbindet die erzählung von Ásmunds gegnerschaft gegen Hildebrand mit dem motiv vom tode des sohnes

1) Vgl. Grimm, Mythologie[3] 437; Finlands svenska følkdigtning bd. VII, 464 ff.; Bolte und Polívka, anmerkungen I, 368 ff. Vor allem in der grossen finlandschwedischen materialsammlung beachtenswerte angaben über die verwendung des namens 'wechselbalg' für kinder mit körperlicher, namentlich gesichtsentstellung.

durch den vater in sehr geschickter weise, indem es zugleich das motiv von Ásmunds inferiorität festhält und ausbaut. Nach allen erfahrungen über die entstehungsweise der fær. tanzballaden kann nicht angenommen werden, dass diese kombination eigentum des balladenverfassers sei. Nicht organische weiterentwicklung und verbindung, sondern mangel an gestaltungskraft, gebundenheit an die quelle, formelfreudigkeit und unbekümmertes stehenlassen von widersprüchen sind für diese gattung charakteristisch, und Snj. kv. fällt aus ihrem rahmen in nichts heraus. Wo wir bewusste stoffformung sehen, wie hier, müssen wir sie der quelle des liedes zurechnen. Und diese quelle, die in ihrem vorderen teil in so vielem genau mit der nord. Ásmundsage übereinstimmt, dürfte eine andere und erweiterte fassung der Ásmundarsaga gewesen sein. Dass dieser schluss des fær. liedes tatsächlich mit dem alten schluss der saga zusammenhängt, dafür erhalten wir ein erwünschtes zeugnis in Saxos versen des sterbenden Hildigerus, die der saga fehlen:

Sed quæcunque ligat Parcarum praescius ordo,
Quæcunque arcanum superæ rationis adumbrat,
Seu quæ fatorum serie prævisa tenentur,
Nulla caducarum rerum conversio tollet.

Hierzu vergleicht sich die klage des sterbenden Hildebrand im fær. lied:

str. 447. *Satt er tað ið talað er,*
so er greint ífrá:
eingin ger ad forvitnast,
hvat nornur leggja á.

In beiden quellen ist es der unselige tod des eigenen sohnes[1], nicht der eigene tod durch bruderhand, der beklagt wird.

Wir erhalten somit eine form der erzählung, die beträchtlich von der bekannten nordischen form abweicht, indem sie die anleihe bei der deutschen sage bewusst verwertet und ausgestaltet[2]. Viel mehr als das, was aus der version der saga noch hervorgeht, braucht diese fassung von der deutschen dichtung nicht gekannt zu haben. Der name des Hildebrandsohnes Grímur entspricht nicht der deutschen sage und ist, wie stets die fær. namensüberlieferung, wertlos. Dass in der saga Hilde-

1) Dieser schluss macht es gleichzeitig verständlich, warum die nornenformel im eingang des liedes statt der zwerge eingetreten ist.

2) Die möglichkeit einer solchen fassung erwägen ohne kenntnis des fær. liedes flüchtig die Eddica minora s. XLIV.

brand und sein sohn unerkannt zusammentreffen, wie in dem liede, geht doch wohl aus dem *óviljandi* der str. III, 6 hervor und entspricht übrigens ja nur sehr zum teil der deutschen sage. Vielleicht setzt die formel, mit der die kämpfer von Ásmund zum kampf gegen Grímur aufgefordert werden, deutsche vorstellungen voraus:

str. 370 u. ö.: *'Tað byr ein kempa í skógnum burt.'*

Dazu vergleiche man den jeweiligen beginn des kampfes:

str. 361: *'Grímur kom úr skógnum ut'*;

ferner str. 375 u. ö.: *'riðu so í skógvin burt,*
sum Grímur fyri sat.

Str. 405 u. ö.: *eg skal eftir í skógnum sita,*
mær leingist ikki at bíða.

Str. 425: *Grímur droymdi droymin tann*
í skógnum sum hann lá.

Man sieht hier eine durchgängige vorstellung, dass Grímur im walde haust und dass er, wie der ausdruck: *'sum Grímur fyri sat'* schliessen lässt, hier eine art wächteramt ausübt. Da nichts im zusammenhang einen aufenthalt Grímurs im walde ohne wissen des vaters voraussetzt, so liegt es nahe, an die deutsche szene des zusammentreffens von vater und sohn zu denken, wie es die sagenform der Þiðrekssaga und des jüngeren Hildebrandsliedes ausmalt. Vor Bern ein grosser wald, an dessen rande – als Hildebrand Bern von ferne sieht – Hildebrand mit seinem sohne zusammentrifft, der als herr über Bern wacht. Diese situation ist unabhängig von dem sonstigen zusammenhang als geschlossenes bild erhalten geblieben.

Zweifelhaft kann man über einen weiteren punkt sein. In dem táttur *'stríðið í Hildardali'* erscheint str. 11 und öfter die bezeichnung *'meistarin Hildibrandur'*. Diese bezeichnung beschränkt sich indessen auf diesen einen táttur, der überdies inhaltlich von den übrigen abweicht. Ásmund kommt darin überhaupt nicht vor. Der inhalt ist vielmehr ausser Grímurs brautwerbung vor allem ein kampf von Hildebrand und Grímur gegen die vier helden Geyti, Virgar, Nornagest und Sigurd, also eine art Rosengartenmotiv. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass dieser tattur als ein fremder bestandteil in das lied gekommen ist, und den namen *'meistarin Hildibrandur'* mit sich geführt hat.

Sonst fehlt jede weitere kenntnis deutscher Hildebrandsage. Weder Hildebrands langes exil und seine heimkehr, noch der seelische konflikt, dass der vater den sohn erkennt und doch kämpfen muss, noch vor allem Hildebrands einordnung in die Dietrichsage spielen

eine rolle. Der kampf selbst ist im liede in üblichen formeln dargestellt, wir können über ihn nichts mehr erfahren. Der sohn bleibt dem vater unbekannt, erst an der leiche erfährt Hildebrand, wen er erschlagen hat. Wir haben also keine veranlassung, selbst wenn man den '*meistari Hildibrandur*' nicht ausschaltet, eine besondere deutsche quelle vorauszusetzen, aus der das færöische lied geschöpft hätte. Eine solche wäre auch schwer zu finden. Die Þiðrekssaga hat bekanntlich die versöhnende darstellung des jüngeren Hildebrandliedes. In der dänischen dichtung existiert nur eine übersetzung des jüngeren Hildebrandsliedes. Direkter einfluss deutscher quellen ist vor dem XV. jahrhundert nicht anzunehmen (vgl. Arkiv 36, 249 und 297 ff.) und ein so langes nachleben der tragischen form in Deutschland ist wenig wahrscheinlich. Wir werden auf eine ausführlichere Ásmundarsaga zurückverwiesen. Ihr inhalt ist im fær. lied nicht unentstellt geblieben. Über dem interesse für Hildebrand und seinen sohn ist das verhältnis Hildebrands und Ásmunds ungebührlich zurückgedrängt. Ihr bruderverhältnis ist vergessen, für Ásmunds gegnerschaft gegen Hildebrand besteht kein grund als Ásmunds allgemeine rauflust. Erst als Ásmund von Hildebrand überwunden, aber am leben gelassen worden ist, kann man Ásmunds eifer, vater und sohn gegenseitig zu verderben, durch seine verletzte parvenu-eitelkeit erklären. Der kampf Hildebrands mit Ásmund endet nicht mit Hildebrands tod, dieser wird vielmehr nach dem tode des sohnes mit der häufigen formel abgetan: '*han sprakk af harmi*'. Daher ist das motiv der weigerung, mit Asmund zu kämpfen, auf Hildebrands sohn übergegangen. Die entwicklung in dieser richtung, die lediglich einen verlust von erzählungsteilen bedeutet, kann der sagaquelle noch nicht zugerechnet werden. Sie ist erst im fær. liede geschehen und kann gut dort geschehen sein. Der schluss der saga hat also etwa folgende gestalt gehabt: Hildebrand erkennt in Ásmund seinen bruder und versucht dem kampf mit ihm auszuweichen. Nachdem Ásmund Hildebrand nicht zum kampf bewegen kann, bewirkt er, dass Hildebrands sohn ihm gegenübertritt, der aus irgendeinem grunde dem vater unbekannt ist. Die nennung des namens wird verweigert (wie in der deutschen Hildebrandtradition, Þiðrekssaga, jg. Hildebrandlied). Hildebrands sohn fällt; als Hildebrand erfährt, was geschehen ist, stürzt er in den kampf gegen Ásmund und fällt neben dem toten sohne durch den streich des fluchschwertes. Sterbend offenbart er sich seinem bruder. Das ist dann die situation, die Hildebrands sterbelied voraussetzt, so wie es in der saga steht, der sterbende vater neben dem toten sohn. Saxo hat

die verse missverstanden und sie so übersetzt, dass das bild des toten sohnes auf dem schilde Hildebrands abgebildet ist[1]. Er ist auch hier unzuverlässig. Schliesslich fällt auch auf die scheinbar so ungereimte notiz der saga licht, dass Hildebrand vor seinem kampf mit Ásmund seinen sohn in einem anfall von berserkerwut getötet habe. Sie ist nicht eine törichte abstraktion aus den verszeilen über den tod des sohnes, sondern eine ungeschickte notiz, die den inhalt einer längeren, fortgelassenen erzählung ganz kurz zusammenfassen soll.

Die abgrenzung des deutschen einflusses in der erzählung von Ásmund und Hildebrand ist durch Boer ziemlich genau geschehen. Es ist zunächst der tod des sohnes durch den vater und alles, was damit zusammenhängt. Insbesondere ist auf die sprachliche parallele '*suâsât chind – sonr enn svási*' schon früh aufmerksam gemacht worden. Hierher gehört auch die im fær. lied häufiger erwähnte gattin Hildebrands. Die saga erwähnt nur, dass Hildebrand mit einem könig verschwägert war, der in den beiden fassungen der saga Laszinus oder Atli genannt wird. Für ihn kämpft Hildebrand mit den Sachsenherzögen. Die erwähnung dieser schwagerschaft – der im fær. lied die schwagerschaft mit Snjólv entspricht – ist eine andeutung der sonst vergessenen ehe Hildebrands, der jener sohn entsprungen ist. Im fær. lied heisst diese frau Silkieik. Das ist einer der vielen phantastischen frauennamen der fær. balladendichtung. Aber in dem tattur: '*Stríðið í Hildardali*' wird Grímur mehrfach als '*Hildarsonur*' bezeichnet. Diese bezeichnung ist um so auffallender, als der name Silkieik für die mutter daneben durchgeführt ist. In solchen patronymischen formeln pflegen alte namen besonders festzusitzen. Bekanntlich verwendet nun die saga in ihrer prosa anstatt des durch Saxo und die verse in der saga selbst bezeugten namens für die mutter Hildebrands und Ásmunds den Namen Hildr. Denselben namen finden wir in der genannten patronymischen formel im fær. lied für Hildebrands frau. Da seine verwendung in der saga falsch ist, werden wir berechtigt sein, ihn auch dort für die frau Hildebrands in anspruch zu nehmen, die der sagaschreiber unberücksichtigt liess, und deren namen er fälschlich auf Hildebrands mutter übertrug. Deutliche spuren also finden sich, dass die geschichte von Hildebrand und seinem sohn in vorstufen der saga eine grössere rolle gespielt hat.

Zur deutschen Hildebrandsage gehört ferner alles, was Hilde-

1) Heusler-Ranisch, Eddica minora s. 54 wollen mit Corp. poët. bor. die vorstellung Saxos in die saga übernehmen. Dazu liegt so wenig anlass vor, wie zu den ad hoc gemachten konjekturen des Corp. poët. bor.

brand mit den Hunnen zusammenbringt. Boer, dem Finnur Jónsson a. a. o. auch hierin folgt, interpretiert mit recht die schon besprochene str. VI der saga so, dass Ásmund darin als der vorkämpfer der dort erwähnten *Húnmegir,* der Hunnen erscheint. Dem entspricht es, wenn bei Saxo Haldanus für die 'Rutheni' kämpft. Ásmund als Hunnenkämpfer gehört zu dem nordischen bestand der sage. Hildebrand der Hunnenkämpe ist deutscher import. Er erscheint in den versen in str. IX, die Boer deswegen mit unrecht aus der saga streichen wollte. Dort wird Hildebrand auch als: '*enn hári Hildibrandr*' bezeichnet. Auch das ist deutsche auffassung und passt nicht zu der vorstellung von zwei brüdern, deren einer eben auf freiersfahrt ist. Deutscher vorstellung entspricht es schliesslich, wenn Hildebrand als landloser flüchtling gedacht wird. Saga und Saxo stimmen darin überein; am klarsten erzählt es Saxo. Hildigerus wird verbannt, flüchtet und kommt zu Alverus von Schweden, der ihm eine tyrannis gibt und als dessen mann er gegen die Ruthenen ficht. Setzen wir an stelle des Alverus von Schweden den Atli der saga, Hildebrands schwager, in dessen diensten der selbst landlose Hildebrand kämpft, so haben wir deutsche sage. Hildebrand, der grauhaarige kämpfer der Hunnen, als landesflüchtig an Attilas hofe, kämpft unerkannt mit seinem sohne und tötet ihn. Das ist der bedeutende deutsche anteil an der ältesten erreichbaren nordischen erzählung[1].

Zieht man ihn ab, so bleibt aus den drei quellen zusammen etwa folgende nordische geschichte übrig. Ein könig hat ein schwert, an dem unheil haftet, und das er deswegen im see versenkt. Seine tochter Drótt hat in echter ehe einen sohn Hildebrandr, wird dann geraubt und gebiert in gezwungener, unechter ehe einen sohn Ásmundr, der wegen seiner herkunft und seines aussehens einen schmählichen beinamen trägt. Bei seiner werbung um eine königstochter deswegen abgewiesen, schwört er, diesen namen durch taten auszulöschen. Er ertaucht das versenkte schwert und zieht auf kriegstaten aus. Im

1) Zu den zeugnissen der deutschen herkunft der nordischen Hildebrandsage rechnet Detter in seiner ausgabe (s. XLIV) die lokalisierung von Hildebrand (resp. seines schwagers Laszinus-Átli) an Rhein und Mosel (*Masshella* = latein. Mosella), die bei Saxo fehlt. Kauffmann a. a. o. 165 f. tut diesen unterschied als inhaltlich belanglos bei seite, es ist ein unterschied des romantischen (saga) gegenüber dem wikingischen (Saxo) stil. Darin liegt etwas richtiges und schiefes zugleich; auch die saga hat die 'wikingische' lokalisierung Dänemark, Schweden, Saxland; die aus dem rahmen fallenden beiden romantischen lokalitäten Rhein und Mosel sind äusserlichster anflug. Ihr zusammenhang mit der deutschen, eingedrungenen Hildebrandsage ist mir sehr zweifelhaft. Sie dürften angeflogene gelehrsamkeit des sagaschreibers sein.

dienste der Hunnen nimmt er die herausforderung Hildebrands zum zweikampf an. Da Hildebrand sein verhältnis zu Ásmund kennt, weicht er dem kampf aus unter dem vorwande, mit dem unberühmten nicht kämpfen zu können. Ásmund überwindet in steigernden heldentaten Hildebrands kämpen, so dass Hildebrand schliesslich dem kampf sich nicht entziehen kann. Mit dem unheilsschwert erschlägt Ásmund den bruder, der sterbend ihr verhältnis offenbart. Ásmund zieht heim und heiratet die umworbene königstochter.

GREIFSWALD. H. DE BOOR.

(Fortsetzung folgt.)

DIE ELISABETHLEGENDE IM GEREIMTEN PASSIONAL.

Für die heiligenlegenden des Passionals ist die Legenda aurea des Jakobus a Voragine verschiedentlich als quelle nachgewiesen worden. J. Haupt hat in seinen abhandlungen über das Väterbuch und das Märtyrerbuch (W.Sb. phil. hist. cl. 69, 71–146; 70, 101–188) den beweis erbracht, dass der verfasser des Passionals in ausgiebigster weise die Legenda aurea benutzte. Wichner untersuchte (Zeitschr. 10, 255 f.) genauer die beiden legenden von St. Jakobus und St. Thomas in bezug auf ihre abhängigkeit von der Legenda aurea. Fr. Wilhelm unterzog die Thomaslegende einer nochmaligen untersuchung und berichtigte die resultate Wichners, indem er neben der Leg. aur. auch die Passio Thomae als mögliche quelle hinstellte (Deutsche legenden und legendare, Leipzig 1907, s. 59 ff.). Zuletzt gab E. Tiedemann, Passional und Legenda aurea (Palaestra 87, Berlin 1909) eine stilistische untersuchung des Passionals, nachdem er in der einleitung kurz auf die quellenfrage eingegangen war. Er schaltete die Elisabethlegende aus seiner stilistischen untersuchung aus, weil hier der dichter des Passionals frei mit dem texte des Jakobus verfahren sei, im gegensatz zu den übrigen legenden, die einen ziemlich genauen, stellenweise fast wörtlichen anschluss an die quelle aufweisen (s. 15). Diese bemerkung Tiedemanns führte mich zu einer quellenuntersuchung für die Elisabethlegende des Passionals.

Jakobus a Voragine schrieb die Elisabethlegende, mit der er wundererzählungen hauptsächlich nach dem bericht von 1235 verband, vollständig nach dem kürzeren text der *Dicta quatuor ancillarum* im jahre 1290 nieder (A. Huyskens, Der sogenannte Libellus de dictis quatuor ancillarum s. Elisabeth confectus [1911] s. XXXI). Fr. Wilhelm

stellte zwar die abfassungszeit der Legenda aur. als noch nicht feststehend hin, auf jeden fall aber vor 1298, dem todesjahre des Jakobus; wahrscheinlich ein jahrzehnt früher, da das Passional vor 1300 geschrieben sein muss, weil handschriften aus dem 13. jahrhundert erhalten sind [1]).

Ein flüchtiger vergleich der Elisabethlegende des Passionals mit dem entsprechenden abschnitt der Leg. aur. liess erkennen, dass die Legende des Jakobus dem verfasser des Passionals wohl kaum als quelle vorgelegen hat. Sie schien auf jeden fall stark gekürzt und verändert zu sein. Das studium der lateinischen quellen liess mich in einer kürzeren und präziseren Vita als die des Jakobus eine mögliche vorlage für den dichter des Passionals vermuten. Diese vermutung bestätigte sich bei einem genauen vergleich: für den grösseren teil der Passionallegende ist nicht die Leg. aur. die quelle, sondern der kurze lebensabriss der hl. Elisabeth von Konrad von Marburg, den A. Huyskens in den Quellenstudien zur geschichte der hl. Elisabeth (Marburg 1908) veröffentlicht hat. Dieser lebensabriss des Konrad, der älteste bericht über das leben der hl. Elisabeth, wurde ein jahr nach ihrem tode († 1231) niedergeschrieben und zwar findet er sich beigefügt einem briefe Konrads an den papst Gregor IX. zwecks heiligsprechung der Elisabeth mit einem bericht über die wunder an Elisabeths grab. Diese 'Summa vite' (Huysk. s. 156) wanderte ein zweites mal nach Rom als amtlicher bericht einer päpstlichen kommission (s. 82/83), zusammen mit einem neuen wunderbericht der kommission. So sind zwei typen der lebensbeschreibung entstanden, der urtypus und die inserierte form der kommission. Huyskens behauptete a. a. o. s. 83: Soweit mir das material bekannt ist, steht der urtypus, wie ihn die Rommersdorfer abschrift wiedergibt, gänzlich vereinzelt da und ist nie wieder literarisch verwertet worden. Dagegen hat die andere, inserierte form alsbald eingang in die Elisabethliteratur gefunden, natürlich aber nur zusammen mit dem wunderbericht der kommission (z. b. in der nur aus Bayern bekannten lebensbeschreibung). Von den vielen umformungen des berichts von 1235, die bald nach der heiligsprechung entstanden, hat sonst keine das werk Konrads benutzt, da sie eben ihrer arbeit alle lediglich die prozessakten von 1235 zugrunde legten. Erst

1) Dietrich von Apolda vollendete seine Vita 1297, also höchst wahrscheinlich nach abfassung der Legende des Jakobus († 1298) und damit der Legende des Passionaldichters, so dass also eine abhängigkeit der Passionallegende von Dietrich und dessen übertragung vom sogenannten verfasser der Erlösung nicht in betracht kommen kann.

Dietrich von Apolda griff wieder auf unsere biographie zurück, und zwar zusammen mit dem umgebenden berichte der kommissare. In der Elisabethlegende des Passionals haben wir aber eine übertragung der 'Summa vite' vor uns, losgelöst von dem wunderbericht. Damit lässt sich also die behauptung von Huyskens nicht mehr aufrecht erhalten. Eine andere frage ist die, in welcher form wohl dem Passionaldichter die 'Summa vite' vorgelegen hat, ob im urtypus oder in der inserierten form. Die folgende untersuchung erweist die zweite möglichkeit als wahrscheinlich. Wenn der wunderbericht in der übertragung fehlt oder nicht berücksichtigt ist, so ist damit noch nicht bewiesen, dass er auch in der quelle nicht vorhanden war.

Wie bereits erwähnt, lässt sich für einen grossen abschnitt der Passionallegende die benutzung der 'Summa vite' Konrads nachweisen, und zwar ist dieser teil der Passionallegende die genaue wiedergabe des lebensabrisses seinem ganzen umfang nach, von anfang bis zu ende, in bezug auf reihenfolge des erzählten, inhalt und wortlaut. Es ergibt sich demnach die abhängigkeit der Passionallegende von Konrads lebensabriss für folgende abschnitte:

Pass. K. 621, 29–Pass. K. 625, 30 = Konrad Huysk. s. 156 *Duobus annis antequam mihi commendaretur . . . confessor eius extiti* . . . bis s. 159 *tandem, cum tempus mortis immineret* . . ., bis zu dem bericht von Elisabeths krankheit und tod. Es folgt ein einschub: Pass. K. 625, 31–Pass. K. 627, 36. Von hier an richtet sich die Passionallegende wieder nach dem bericht Konrads bis zum schluss: Pass. K. 627, 36–628, 81 = Konrad, Huysk. s. 159 *Tandem cum tempus mortis immineret* . . . bis s. 160 ende.

Für den anfang der Passionallegende, den bericht über Elisabeths jugend und ihre verheiratung und ehe mit Ludwig = Pass. K. 618, 1 bis 621, 28 kann natürlich Konrads lebensabriss nicht in betracht kommen, da dieser nichts entsprechendes bietet und erst mitten im leben der Elisabeth mit der schilderung der hungersnot beginnt. Es bleibt demnach die aufgabe für den anfang und für das oben erwähnte zwischenstück Pass. K. 625, 31–627, 36 die quelle nachzuweisen. Es liegt nahe, an die möglichkeit zu denken, dass für diese abschnitte die Leg. aur. in betracht komme. Aber diese vermutung bestätigt sich nicht in dem sinne, wie z. b. die Vita Konrads als vorlage anzusehen ist. Dass der verfasser auch die Elisabethlegende der Leg. aur. gekannt hat, ist wohl selbstverständlich, dass sie ihm aber bei der niederschrift der Legende vorgelegen hat und

dass er sie wörtlich benutzt hat, lässt sich durch einige beispiele wahrscheinlich machen, nicht direkt beweisen.

Die frage, welche quellen und welche einflüsse für den anfang und für den einschub in betracht kommen, wird eine eingehende analyse beantworten und dabei gleichzeitig die arbeitsweise des dichters beleuchten.

618, 1–619, 2.

Dieser abschnitt erzählt von Elisabeths jugend, von ihrer kindlichen frömmigkeit und der erwählung des apostels Johannes zum besonderen schutzpatron. Davon berichtet auch Jakobus (Graesse s. 753). Es handelt sich wohl hier um eine freie wiedergabe dem sinne nach, um eine kurze inhaltsangabe. Die wiedergabe der überleitung zu der erzählung von der wahl des apostels Johannes, die reihenfolge und der wortlaut machen es sehr wahrscheinlich, dass dem verfasser die Leg. aur. vorgelegen hat. Man vergleiche Pass. K. 618, 56 f. *sus wuchs si uf an schonem vride – an zucht, an lobelicher gir – und gotes genade was an ir – mit der ir leben ie zunam* mit Leg. aur. s. 753: *Crescens vero per aetatem temporis et crescebat amplius per affectum devotionis.* Der erste satz der Pass. Leg. könnte freie übertragung des ersten satzes der Leg. aur. s. 753, die reihenfolge 618, 37 *'kirche'* und 618, 44 *'capelle'* einfluss der Leg. aur. sein, wo auch im ersten satz von einer *ecclesia* und im folgenden von einer *cappella* die rede ist. Im übrigen ist die erzählung summarischer behandelt. Während in der Leg. aur. unbestimmt bleibt, wo Elisabeth ihre jugend verbringt, hat der Pass.dichter offenbar das bestreben, uns darüber nicht im unklaren zu lassen, indem er erzählt, dass Elisabeth zusammen mit dem landgrafen Ludwig aufgewachsen ist, dem sie schon in ihrer kindheit zur gattin bestimmt wurde (618, 12–21). Die verse 618, 26–29

die edele, die geneme
das reine kint, das gute kint
tet rehte als si wēre blint
an dirre werlde wunne

erinnern an Leg. aur. s. 753 ... *coepit* ... *ludos spernere vanitatis, successus prosperos fugere mundi.* In dem bericht über die erwählung des apostels Johannes 618, 60–619, 2 finden sich abweichungen. Es ist in der Leg. aur. s. 753 die rede von *'singulae schedulae singulorum apostolorum nominibus inscriptae'*, die auf den altar gelegt wurden. Das Pass. erzählt aber von einem andern brauch bei der wahl, von 12 lichtern, aus denen Elisabeth dreimal das licht, das

Johannes bedeutet, herausgreift (618, 71 ff.). Woher stammt dies? In dem Libellus de dictis (Huysk. s. 13 z. 308 ff.) heisst es: *Unde cum secundum consuetudinem dominarum omnium apostolorum nominibus vel in candelis vel in carta scriptis singulariter simulque super altare mixtim compositis, singulos sibi apostolos sorte eligentibus ipsa beata Elis. oratione fusa secundum suum votum tribus vicibus sorte beatum Johannem recepit apostolum . . .* Jakobus gibt demnach nur den einen brauch mit den karten wieder. Vielleicht liegt bei dem Pass.dichter eine reminiszenz an die betreffende stelle des Libellus vor, wo auch von kerzen die rede ist. Dass der Pass.dichter den Libellus benutzt hat, wird die weitere untersuchung zeigen. Auffällig bleibt immerhin, dass er gerade den brauch mit den kerzen auswählte, man könnte daran denken, dass er ihn aus eigener anschauung kannte. Wenn man nämlich vers 618, 69 der Pass.leg. *als man hute pflit* nicht als flickvers ansehen will, so wäre damit der brauch in dieser bestimmten form für die zeit des verfassers erwiesen.

619, 3–60.

In diesem abschnitt wird erzählt von der heirat Elisabeths mit Ludwig, von ihrer bussfertigen ehe, von ihrem gebet und ihren geisselungen. Davon berichtet Leg. aur. s. 754: *Consensit igitur licet invita in copulam conjugalem, non ut libidini consentiret.* Vgl. Pass. K. 619, 16–23; Leg. aur. s. 755: *In nocte ad orationem saepe surgebat . . .*, s. 756: *saepe etiam per manus ancillarum faciebat se in cubiculo fortiter verberari.* Unmittelbar beisammen finden sich gebet und geisselung im Libellus (Huyskens s. 21 z. 565 ff.): *Item beata Eliz. noctibus frequenter ad orationem surgebat . . .* und s. 22 z. 600 ff.: *Item surgens a viro in secreta camera fecit se fortiter verberari . . .* Es werden sogar die tage angegeben, an denen sie sich besonders gern geisseln liess (z. 607 f.): *Prius tamen in quadragesima et feriis sextis quandoque idem fecit occulte;* ebenso wie Pass. K. 619, 40 ff.: *des vritages allermeist – liez si wol durchvillen sich – und daruber sunderlich – vor ostern in der vaste.* Dieser hinweis fehlt Leg. aur., die unmittelbare aufeinanderfolge lässt darauf schliessen, dass der Pass.dichter sich hier nach dem Libellus gerichtet hat; vgl. ferner *in secreta camera* Lib. z. 601 mit Pass. K. 619, 32 *si gienc an heimliche stat.*

619, 61–620, 34.

Die verse stellt der dichter unter den gesichtspunkt der demut und barmherzigkeit, die Elis. in ihrer ehe übte. Elis. geht in ein-

facher kleidung zur kirche 619, 70 ff., (dasselbe wird in der Leg. aur. s. 754 von Elisabeth als jungfrau berichtet); sie geht nicht an einen besonderen, vornehmen platz, sondern sie bleibt mitten im volke 619, 80 f. (nicht in Leg. aur.). Elis. übt die 7 leiblichen werke der barmherzigkeit (619, 93 ff.), sie lässt die armen zu sich auf die burg kommen, kleidet und speist sie (620, 23 ff.). Man vergleiche dazu Leg. aur. s. 756: *Septem enim misericordiae operibus tota vigilantia insudabat . . . Ipsa namque nudos vestiebat, siquidem vestimenta impendebat nudis peregrinorum et pauperum corporibus sepeliendos et pueris baptizandis.* An diesen satz hielt sich auch der Pass.dichter; er berichtet allgemein, ohne auf beispiele einzugehen, dass Elis. sich der waisen und armen annahm (620, 3), kranke pflegte (620, 5 f.), gefangene erlöste (620, 10 f.), hat aber diesen abschnitt freigestaltet unter dem gesichtspunkt der beiden tugenden, mit reminiszenzen an die in betracht kommenden stellen der Leg. aur. und mit selbständiger ausschmückung (z. b. 619, 80 ff.), wofür er keine vorlage brauchte.

620, 35–621, 28.

Diesen abschnitt könnte man in drei unterabschnitte einteilen.

620, 35–75: Elis. schmückt sich in anwesenheit ihres gatten, aber unter ihren kostbaren gewändern trägt sie ein härenes hemd. Die Leg. aur. bietet nichts entsprechendes; wohl aber der Libellus (s. 23 z. 619). *Cum vero mariti prescivit adventum, sollempnius se ornabat* – und (z. 617): *laneis vel cilicio* (*cilicium* = härenes hemd) *frequenter ad carnem induta, tunc etiam cum desuper auratis vestibus aut purpura tegebatur.* Dass Elis. ein busshemd getragen, ist franziskanische tradition (Huyskens, Libellus s. XLII). Aber gerade diese verbindung von den beiden angeführten sätzen des Libellus in der Pass.legende und die fast wörtliche übertragung 620, 56 ff.: *si truc Christum enbinnen – under eime kleide herin – daz ir phlac zu nehest sin – und ir den lib zu tugende bant. – Scharlachen und sidengewant – hete sie genuc dar obe* . . . zeigen, dass der Libellus dem Pass.dichter bei seiner arbeit vorgelegen hat, und zwar die längere fassung des Libellus; denn diese stelle über den kleiderputz und das busshemd der Elis. gehört zu den plusstellen der längeren fassung.

620, 75–91: Elis. fastet gerne bei wasser und brot. Die episode, wie landgraf Ludwig seine gemahlin fastend antrifft, wie er auch, ohne Elis. zu tadeln, von dem wasser nimmt und es ihm herrlicher wein zu sein scheint, steht weder in der Leg. aur. noch im Libellus. Wohl wird in beiden quellen des längern berichtet, dass Elis. nicht

alle speisen zu sich nahm, besonders solche nicht, die ihr unrechtmässig erworben schienen (vgl. Libellus s. 18. 19. 20). Lib. s. 20. z. 540 ff. wird von einer reise der Elisabeth mit dem landgrafen erzählt, auf der sie sich nur von wasser und brot ernährt habe. Möglicherweise schöpfte der Pass.dichter bei seinem bericht aus der dunklen erinnerung an das im Libellus gelesene – oder es ist eine andere tradition im spiele. Die version, wie sie das Pass. bietet, ist mir nirgendwo sonst begegnet. Die Leg. aur. weiss von dem reisebericht des Libellus nichts, dort heisst es s. 756: . . . *nigrum panem et durum in aqua calida madefactum cum suis ancillis patienter comedit. Haec autem vir suus omnia cum patientia supportabat.* Vielleicht liegt eigenwillige umgestaltung oder ausschmückung des Pass.dichters vor.

620, 91–621, 28: Wie Ludwig seine gemahlin ruhig fasten lässt, so legt er ihr auch nichts in den weg, kranke, selbst ansteckende, zu pflegen. Er wird darin bestärkt durch das wunder mit dem aussätzigen, den Elis. gepflegt und in ihr gemeinsames ehebett gelegt hatte, der aber beim hinzutreten Ludwigs verschwindet. Dies findet sich weder in der Leg. aur. noch im Libellus, die historische berichte sein wollen. In der Pass.leg. ist wahrscheinlich, ebenso wie in dem legendenhaften bericht von dem wasser, das wie wein schmeckte, mündliche tradition massgebend. In den späteren lebensbeschreibungen der hl. Elisabeth, die die mündliche tradition und sagenhaftes fixieren, taucht auch dieses wunder von dem aussätzigen auf; z. b. in den Supplementen ad vitam s. E. des Dietrich von Apolda, bei Mencken s. 1990 findet sich dieser bericht, nur mit einem anderen schlusse; vgl. Hermann von Fritzlar, Deutsche mystiker I, 243; ferner Rothe bei Mencken c. 20. s. 2060.

Von Pass. 621, 29 ab bildet der lebensabriss Konrads die vorlage.

621, 29–622, 12 = Konr. Huysk. 156 bis s. 157: *Duobus annis . . . fuit inventa.* Es wird von der werktätigen hilfe Elisabeths während der teuerung und hungersnot erzählt. In dieser zeit folgte der landgraf Ludwig dem kaiser *in 'welsche lant'* 621, 35, in der Vita genauer (s. 156): *eodem tempore marito suo in Apuleam ad imperatorem proficiscente*; in der Leg. aur. genauer s. 757: *ad curiam Friderici imperatoris quae tunc erat Cremonae* (nach Libellus, Huysk. z. 761, s. 27). Zu diesem abschnitt ist nicht viel zu bemerken, da der dichter sich bemüht, die Vita Konrads gewissenhaft zu übertragen. Die wirkung der hungersnot wird zuerst in einem allgemeinen satz

ausgesprochen Konr. Huysk. s. 157: *Jamjam soror E. polleri cepit virtutibus* = 621, 45 f. *seht, do liez sich schowen – an Elizabet der vrowen – ir tugentliche heilikeit.* In vergleichen und bildern ist der dichter selbständig (621, 62 ff. 68 f. 80 f. 89 f.). Das wirken der barmherzigkeit wird durch folgenden vergleich erklärt, Pass. K. 621, 62 ff.: *si leite einen vullemunt* (fundament) – *nach erbermede lere* –, *der sunder aller kere – unwichlich heldet sinen grat – und eine veste buwen lat – uf im, die ewiclichen stat.* – Selbständige personifikationen: Pass. 621, 68 f. *seht, diz worhte irre tugende rat – mit helfe unseres herren;* oder 621, 80 f. *der erbermede hitze, als ir got erloubete, Elizabeten beroubete* . . . oder 621, 89 f. *swaz si des indert bi ir vant – daz roubete ir uzer hant – die starke barmeherzigkeit.* Besonders anschaulich ist wiedergegeben Konr. Huysk. s. 157: *ut tandem omnem cultum et omnes vestes preciosas in usus pauperum faceret venundari* = 621, 84 ff.: *daz si zu jungest muste geben – kronen, kleidere, vingerlin, – vurspan und tessielekin* (knöpfe) – *si suchte in ir heimote – der gezierde kleinote.*

622, 13–622, 73.

Zunächst wird berichtet, dass Elis. Konrad als ihrem beichtvater gehorsam war. Davon steht natürlich an der stelle in Konrads Vita nichts, weil wir es mit einem von Konrad selbst verfassten bericht zu tun haben. Wohl beginnt Konrad seine Summa vite mit dem hinweis, dass er zu lebzeiten Ludwigs bereits 2 jahre Elis.s beichtvater gewesen ist (Huysk. s. 156): *duobus annis antequam mihi commendaretur, adhuc vivente marito suo, confessor eius exstiti.* Der Pass.dichter musste an dieser stelle auf E.s verhältnis zu Konrad hinweisen, weil im folgenden in der vita Konrads von diesen beziehungen weiter die rede ist. Der neue abschnitt in der Vita beginnt nämlich mit dem hinweis darauf, dass papst Gregor IX. Elisabeth ihrem beichtvater Konrad anempfohlen hat: *Tandem ipsa marito suo defuncto, dum vestra paternitas eam michi dignum duxisset commendandam* . . . Diese tatsache wird nun vom Pass.dichter näher erläutert und ausgeführt (was ja für Konrad überflüssig war).

622, 34–55. Der inhalt dieser zeilen braucht nicht auf einer besonderen quelle zu beruhen; denn die tatsachen, die darin mitgeteilt werden (der papst nimmt Elis. in seinen besonderen schutz und gibt in einem briefe ihrem beichtvater Konrad noch besonderen auftrag), waren allgemein bekannt. In der Leg. aur. steht davon nichts. An den wortlaut und die darstellung im Pass. 622, 46 f. *der pabest sie do an sich zoch – als ein vater tut sin kint – er hete ir guten schirm*

sint – und lerte si zu tugenden phaden erinnert die betreffende stelle in der um die mitte des 13. jahrhunderts geschriebenen Vita Gregors IX. (Muratori, Scriptores rer. Ital. III, 1 s. 580): *Sanctissimus papa Gregorius adhuc teneram et divini lactis inexpertam suscepit in filiam, instruxit devotam et coaluit verbi coelestis irriguo iam provectam*[1]. Oder man vergleiche die entsprechende stelle im Franziskanerbrevier bei Lemmens s. 9[1]: '*Hanc siquidem felix papa Gregorius nonus suscepit in filiam, protexit devotam, eius sanctae inchoationis propositum usque in felicem exitum multa sollicitudine prosecutus* . . . Weniger anklänge finden sich im Libellus der längeren fassung (s. 45 z. 1233 ff.). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der verfasser die Vita Gregors kannte. Der schluss 622, 55–72 ist eine ausführung von Vita Konr. (Huysk. s. 157): *ipsa ad summam tendens perfectionem utrum in reclusorio vel in claustro vel in aliquo alio statu magis posset mereri me consultans.*

622, 73–623, 36.

Das thema des letzten satzes des vorhergehenden abschnittes wird fortgesetzt und der umschwung im religiösen leben Elis. ausgeführt: Elis. will arm sein und verzichtet feierlich auf hab und gut. Die kurze angabe des lebensabrisses (Huysk. s. 157): *me consultans, hoc tandem in animo suo resedit, quod cum multis lacrimis a me poposcit, ut eam permitterem hostiatim mendicare* – ist erweitert durch die begründung dieses entschlusses 622, 78 ff.: *si schowete an daz bilde, daz unser lieber herre truc, do er uf erden von im sluc – vreude unde richeit – und die rechten armekeit – hielt an sime lebene do. – Elizabet wolde ouch also – arm alhie durch got wesen.* Die indirekte rede der quelle ist direkt geworden (622, 90 f.). Die zweite antwort Elisabeths ist schon in der quelle direkt (623, 3 f.) = Huysk. s. 157: *Hoc faciam, quod me non potestis prohibere.* Die feierliche absage am karfreitag in der kirche (623, 6–36) ist fast in allen einzelheiten eine genaue wiedergabe von (H. s. 157): *Et in ipso Parasceve, cum nudata essent altaria* (*die altere stunden alle bloz* Pass. 623, 10) . . . *subveniri.* Die begründung, weshalb Konrad Elis. hindert, ihrer morgengabe zu entsagen, ist wieder in direkter rede angeführt (623, 27 ff.).

623, 37–624, 28.

Dieser abschnitt behandelt die übersiedelung E.s nach Marburg, den bau des spitals, E.s krankenpflege, ihre dienstboten, in wörtlicher anlehnung an die Vita Konr.s (H. s. 157): *Quo facto ipsa videns se*

1) Huyskens, Libellus s. 45 anm.

a tumultu seculi et gloria mundana illius terre, in qua vivente marito suo gloriose vixerat, posse absorberi . . . bis (s. 158) *dum enim ancilla olus paravit, domina scutellas lavit et e converso.* Die antwort E.s auf den verweis K.s (*sibi necesse esse taliter contraria contrariis curare*) ist wieder in direkte rede umgesetzt: 623, 73 ff. Die arbeitsfreudigkeit E.s steigerte der Pass.dichter noch (624, 24 ff.): *ob ez der maget was gewant – daz si karte daz vletze, – so warf uz bis zur letze – den mist die vrowe und den stoub.*

624, 29–82.

1. Die pflege eines gichtigen und blutsüchtigen kindes 624, 29–47 = Vita K.s s. 158: *Inter cetera collegit sibi puerum paraliticum* . . . bis *propriis manibus abluebat;* 2. die pflege einer aussätzigen frau 624, 48–67 = Vita s. 158: *Quo mortuo virginem sibi leprosam me nesciente assumpsit* . . .; 3. die pflege eines am kopf aussätzigen kindes 624, 68–82 = Vita K.s s. 159: *Tandem leprosa per me rejecta* . . . bis *stratui suo assedit.* Die übertragung erfolgt also genau in derselben reihenfolge und in fast wörtlicher anlehnung. Die anordnung dieser drei werke der barmherzigkeit liess mich zuerst in der Vita K.s die quelle vermuten, weil die Leg. aur. (s. 763) nur e i n e n bericht von der pflege eines kranken knaben kennt und weil der Libellus auch nicht massgebend sein konnte. Begründung wird hinzugefügt (Vita s. 159: *Tandem leprosa per me reiecta* = 624, 61 ff.). Die parenthese Konrads (s. 159) *in lavando quam in medicando – a quo didicerit nescio – eius curam gessit* ist nicht berücksichtigt worden. Im übrigen ist auch dieser abschnitt eine wörtliche wiedergabe der quelle.

624, 83–625, 30.

Der dichter will das kontemplative leben der Elis. betonen, gegenüber dem aktiven der vorhergehenden abschnitte. Dabei hält er sich wieder an die Vita Konr.s (s. 159): *Preter hec opera a c t i v e vite coram deo dico, quod raro vidi mulierem magis c o n t e m p l a t i v a m quia quedam et quidam religiosi ipsa a secreto orationis veniente frequentius viderunt faciem eius mirabiliter fulgentem et quasi solis radios ex oculis eius procedentes* . . . *reficiebatur.* Der vergleich mit Maria und Martha im Pass. zu anfang und zu ende des abschnittes (624, 87–95 und 625, 22–30) lag wohl nahe, besonders einem geistlich gebildeten verfasser. Er kann aber auch aus der Leg. aur. entnommen sein, wo von Maria und Martha an zwei stellen die rede ist (s. 761: *Caeterum, ut cum Maria optimam partem possideret, sedulae contemplationi vacabat* und s. 762/63: *Ad summum vero cumulum perfectionis*

propter Mariae contemplationis otium non deseruit Marthae officium laboriosum).

625, 30–626, 36–627, 36.

In diesen zwei abschnitten handelt es sich um den einschub in die Vita, die jetzt zum bericht über krankheit und tod der Elis. übergeht. Der Pass.dichter will aber noch ein paar ergänzungen machen, damit seine darstellung etwas vollständiger und abgerundeter erscheine. In dem ersten abschnitt des einschubes (625, 30–626, 36) handelt es sich um die schilderung der anfeindungen, die Elis. von ihren einstigen anhängern erleidet (625, 31–75); der demütigungen, die sie von denen erfährt, denen sie wohltaten erwiesen (625, 75–626, 11); der verleumdungen der weiblichen ehre der Elis. (626, 12–626, 36). Der dichter scheint diese schilderungen unter dem einheitlichen gesichtspunkt zusammengefasst zu haben, der 625, 35 f. angegeben wird: *nu hub sich an diz wibesnam – der vient mit ubeler tucke – er schuf ir ungelucke, – daz zu gelucke ir doch geriet.* Welcher quelle folgt diese darstellung? Der erste bericht (625, 31–75) von dem abfall der freunde und dienstmannen der Elis., von dem verlust ihrer äusseren güter gehört zeitlich nicht in die Marburger jahre, und letzteres steht auch im widerspruch mit der feierlichen freiwilligen absage in der kirche, von der bereits die rede war. Die Leg. aur. berichtet davon zeitlich an richtiger stelle, nämlich unmittelbar nach dem tode Ludwigs (s. 758): *Verum cum mors viri sui per totam fuisset Thuringiam divulgata, de patria ipsa tamquam dissipatrix et prodiga a quibusdam vasallis viri sui turpiter et totaliter est ejecta, ut ex hoc ejus patientia claresceret et paupertatis diu conceptum desiderium obtineret.* Dass sich der dichter hierin nach der Leg. aur. gerichtet hat, könnte die reihenfolge beweisen. In der Pass.legende wird weiter erzählt, dass Elis. ihre kinder von sich gab zu verwandten (625, 56 f.), dass sie gezwungen war, um unterkunft zu betteln (625, 60 f.), dass sie flachs und wolle spann für die armen (625, 63 f.). Dann folgt 625, 76 ff. die episode mit der bettlerin in der gasse. Zeitlich gehört dies alles nach Eisenach, unmittelbar nach Ludwigs tod. Die Leg. aur. (s. 759) erzählt auch nach diesem ereignis von der schlechten herberge der Elis.: *Sequente die domum cujusdam sui aemuli cum suis parvulis jussa est ingredi, arto sibi loco ibidem admodum assignato,* dann einige zeilen weiter: *parvulos suos ad loca diversa alendos transmisit;* darauf folgt die episode in der gasse (*Dum vero per quandam viam strictam luto profundo plenam . . .*). Eine andere möglichkeit für die lösung der quellenfrage dieser stelle

bietet sich, wenn man noch den zweiten abschnitt des einschubes, (626, 36–627, 36) in betracht zieht, der über eine vision der hl. Elis. berichtet. Im Pass. steht dieser bericht an merkwürdiger stelle, er hätte logischerweise schon vorher gebracht werden können, als von dem kontemplativen leben E.s die rede war. Meiner meinung nach ist hier die reihenfolge des Libellus massgebend gewesen. Dort wird erzählt (s. 33 z. 940–1015) von der schlechten behandlung, die Elis. von ihren verwandten und dienstleuten erfuhr, ferner von der undankbaren frau in der gasse. Im anschluss daran steht im Libellus der bericht von der vision (s. 35 z. 1016–1078). Dieser bericht steht in Leg. aur. nicht in diesem zusammenhang, sondern an anderer stelle s. 761). Dass für die vision der wortlaut des Libellus massgebend war, wird die weitere untersuchung beweisen. Aus diesem umstande kann man weiter schliessen, dass auch in bezug auf die reihenfolge des erzählten in diesem abschnitt der Libellus als quelle zu betrachten ist. Dass der Pass.dichter durch Leg. aur. in der reihenfolge der ersten berichte bestimmt wurde, ist immerhin möglich.

Es bleibt noch übrig, für den dritten bericht der ersten hälfte des einschubs, die verdächtigungen der weiblichen ehre der Elisabeth (626, 12–36), die quelle aufzuweisen. Im Libellus steht davon nichts an dieser stelle; an einer späteren stelle (s. 45, z. 1216–1231) ist nur von verleumdungen usw. die rede: *a magnatibus autem hominibus terre contumelias, blasphemia et magnum contemptum sustinebat . . . insultantes et infamantes eam multipliciter.* In der Vita wird natürlich nichts von diesen verdächtigungen erwähnt; ebenfalls nicht in der Leg. aur. Dass aber solche verdächtigungen in die tradition übergiengen, wird bewiesen durch ihre aufzeichnung in den Supplem. ad vitam S. E. des Dietrich von Apolda (Mencken II, 2000): '*Videntes autem quidam perversi spiritus carnaliter sentientes, quod sancta femina Magistro Conrado in omnibus obediret, coeperunt sanctos homines falsa suspicione appetere et verbis impiis infamare . . .*' Noch deutlicher bei Herm. von Fritzlar (Deutsche myst. I, 244 z. 24–30) und bei J. Rothe (kap. 32, Mencken s. 2084). Der verfasser des Pass.s mag durch irgendeine tradition davon gewusst haben. Die version bei Herm. von Fritzlar erinnert an die fassung der Pass.legende. Möglicherweise schöpfte Hermann hier aus der Legende des Pass.

Der zweite teil des einschubs handelt, wie bereits gesagt, von der grossen vision der Elisabeth, (626, 37–627, 36). Im Libellus steht diese vision (s. 35 z. 1016 ff.), in der Leg. aur. s. 761: *Quadam vero die sacro quadragesimali tempore . . .*

Ein vergleich ergibt, dass der wortlaut des Libellus für den Pass.dichter massgebend war. Eine gegenüberstellung der drei fassungen für einige zeilen des Pass.s lässt die abhängigkeit sofort erkennen.

Pass. K. 626, 81 ff.

do gienc si heim und was kranc
die selbe not si betwanc,
daz si zu tische gesaz.
do si ein wenic alda gaz
seht, do began si switzen
und also nidersitzen
daz sie sich leinte an die want.
ein vrowe entphienc si mit der hant.
. . . .
ein venster gegen ir do stunt
dar uz sach si und sach.

Libellus z. 1016 ff.

Tandem cum reddisset ad humile hospitium suum et minimum cibum sumpsisset quia valde debiliserat, cepit sudare et appodians se parieti recepta est in sinu dicte Isentrudis . . . oculos defixos habebat versus fenestras apertos.

Leg. aur. s. 761.

Deinde domum reversa dum se prae debilitate in ancillae gremium appodiasset et illa per fenestram oculos ad coelum defixos attolleret . . .

Eine solch genaue übertragung des Libellus, ist nur möglich, wenn der Libellus dem Pass.dichter vorgelegen hat. Der dichter hat aber den inhalt der vision etwas umgestaltet. Während in dem Libellus (wie auch in der Leg. aur. und den späteren Viten, z. b. bei Dietrich von Apolda) nur von einer vision die rede ist, die in der kirche beginnt und dann zu hause wieder einsetzt, berichtet der Pass.dichter von zwei visionen an zwei verschiedenen tagen. Die erste vision umfasst die verse 626, 37–67. Der ort, wo die vision stattfindet, ist unbestimmt gelassen. Christus erscheint der Elis., der himmel öffnet sich, Jesus neigt sich zu ihr und grüsst sie, indem er die worte spricht: 'Wenn du mein sein willst, so will ich bei dir sein.' – Die zweite vision (626, 68–627, 36) findet in der fastenzeit statt, zunächst in der kirche, dann zu hause, wie es der Libellus s. 35 f. erzählt. Die Pass.stelle ist eine wörtliche wiedergabe der zeilen 1016–1047 des Libellus. Die Vision endigt mit dem versprechen der E., Christus angehören zu wollen, wie er ihr. Im Libellus folgt dann (z. 1047 ff.) die frage der Isentrud, was El. gesehen habe. Sie antwortet (z. 1055 ff.): *Vidi celum apertum et illum dulcem Jesum dominum meum inclinantem se ad me et consolantem me de variis angustiis et tribulationibus que circumdederunt me, et cum vidi eum, iocunda fui et risi,*

cum vero vultum avertit, tamquam recessurus, flevi. Qui misertus mei iterum vultum suum serenissimum ad me convertit dicens: Si tu vis esse mecum, ego volo esse tecum. Cui ego respondi, sicut supradictum est. Aus dieser antwort der El. hat nach meiner meinung der verfasser die erste vision gestaltet, wie die übereinstimmungen zeigen. Er hat auf diese weise die frage des herrn und die bejahende antwort der Elis. auf zwei zeitlich auseinanderliegende visionen verteilt.

Mit vers 627, 37 dess Pass.s kehrt der dichter zu seiner hauptquelle, der Vita Konrads zurück, um ihr bis zum schluss in fast allen einzelheiten zu folgen. Es handelt sich jetzt noch um die darstellung von E.s krankheit und tod (Huysk. s. 159: *Tandem cum tempus mortis immineret* bis s. 160 ende . . . *plebano de Marpurg*).

627, 36–43 gibt der dichter die verknüpfung mit dem vorhergehenden, indem er noch einmal den inhalt der letzten abschnitte kurz zusammenfasst: *daz sie phlac vil tugenden al uz und innen.* 627, 44 beginnt er dann wie Konrad: *nu quam ouch nahen ir die zit, daz sie sterben solde.* Es folgt die wörtliche übertragung des berichts von K.s krankheit, nur fügt der dichter noch hinzu, dass ihr der herr geoffenbart habe, dass sie vor Konrad sterben werde (627, 54 f.). Ihre antwort auf die frage der umstehenden, weshalb sie den besuch der edlen nicht zulasse, ist, wie meistens, aus der indirekten in die direkte rede übertragen (627, 82 ff.) und ebenfalls die antwort E.s auf die frage K.s, wie er mit ihrem hab und gut nach ihrem tode schalten solle (628, 10–16). Es wird nicht gesagt, worüber Elis. nach empfang der wegzehrung redete 628, 23 f.: *und rette von den dingen – als sie vor mohte bringen – die uns uf gut leben zien.* Man vergleiche dazu Konr. s. 160: *loquebatur de optimis, que audierat in predicatione, et maxime de suscitatione Lazari et quomodo Dominus flevit super eius suscitatione.* Im folgenden wieder wörtlicher anschluss an die quelle. Der vergleich 628, 41 f. *als ob da vogele sungen – und uf gedone erklungen* ist zugefügt. Das erste wunder am tage nach E.s begräbnis ist wörtlich wiedererzählt; nur weiss der Pass.dichter von der '*kelsucht*' (628, 73) zu berichten, während die quelle nur sagt: *quodam morbo mentali.*

Die verse 628, 82 bis zum ende fügte der dichter hinzu, indem er auf die andern wunder an E.s grabe noch kurz hinweist, die oft genug beschrieben worden seien (628, 94).

Aus dieser letzten bemerkung könnte man vielleicht schliessen, dass dem verfasser die inserierte form des lebensabrisses von Konr. vorgelegen habe, in der die aufzählung der wunder am grabe auf die

Vita folgte, dass er dadurch zu der bemerkung veranlasst worden sei. Beweisen lässt sich diese annahme natürlich nicht.

Ziehen wir die summe aus der vorgenommenen quellenanalyse, so kommen wir zu folgendem ergebnis. Es lässt sich nachweisen, dass dem dichter für den grösseren teil der Pass.legende die 'Summa vite' Konrads von Marburg als quelle vorgelegen hat. Für den teil der legende, wo der text des Konrad nicht massgebend sein konnte, weil er nicht das ganze leben der Elis. umfasst, oder wo er nichts entsprechendes bietet, wurde der Libellus de dictis quatuor ancillarum und zwar in der längeren fassung als quelle nachgewiesen, und wie sich aus bindenden übereinstimmungen ergibt, haben dem dichter die dicta ebenfalls bei seiner übertragung vorgelegen. Nicht ebenso bindend liess sich nachweisen, dass der dichter die Legenda aurea während seiner arbeit unmittelbar vor sich gehabt habe.

Daneben kommt die mündliche tradition in betracht für diejenigen teile der legende, wo die drei angegebenen quellen nichts entsprechendes bieten. Wenn der verfasser des Pass.s nach Hessen gehört, vielleicht in die nähe von Marburg oder nach Marburg selbst, so hätte man eine leichte erklärung dafür, dass er manches aus mündlicher tradition erfuhr[1].

BRÜHL-CÖLN. MARIA OESSENICH.

AUS HEINRICH CHRISTIAN BOIES NACHLASS[2].

Textgeschichtliche mitteilungen zu

Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg, Voss und anderen.

(Fortsetzung.)

Boies drittes sammelbuch.

Zweite hälfte.

Von dem dritten sammelbuche ist – abgesehen von den hundertundfünfzig fortlaufend gezählten einträgen – nur noch der schluss, d. h. fünfunddreissig unbezifferte blätter, erhalten. Diese blätter sind nicht alle, der reihe nach, mit gedichten gefüllt, sondern nur zum teil beschrieben; einzelne seiten sind ganz freigelassen. Daher stellen diese eintragungen keine unbedingte chronologische folge dar, sie sind

1) Dass das Passional in den kreis der deutschordensliteratur gehört, konstatiert Fr. Wilhelm a. a. o. s. 60.

2) Vgl. oben s. 57 ff.

auch nicht deshalb, weil ihnen die hundertundfünfzig durchgezählten gedichte zu anfang des bandes voranstehen, zeitlich hinter die nr. 150 anzusetzen. Wie das buch vorliegt, kann Boie es sehr wohl von zwei oder mehr verschiedenen blättern aus, vom anfang und von der mitte aus, gleichzeitig benutzt haben. Er konnte bei den nicht gezählten gedichten bald hier ein blatt, bald dort ein blatt beschreiben und einzelne seiten überspringen. Jedesfalls liess er lücken. Einige eintragungen stehen dabei als besondere gruppen – räumlich getrennt von anderen gedichten – für sich da.

Die gedichte, die sich auf den ersten vierzehn der noch erhaltenen blätter befinden (blatt 1a bis 14a), sind eine derartige gruppe für sich und von den folgenden eintragungen durch einen starken trennungsstrich und ein doppeltes kreuz abgesondert. Diese gedichte sind oben bd. 48 s. 401 ff. bei der übersicht der Klopstockiana der sammelbücher einzeln aufgeführt. Ich halte die stücke dieser geschlossenen gruppe sämtlich für Klopstockisch, obwohl es mir für einzelne – bisher unbekannte – nicht möglich war, einen druck und eine unterzeichnung, die ausdrücklich auf Klopstock hindeutet, nachzuweisen. Die weitaus überwiegende mehrzahl dieser gedichte ist als Klopstockisch – nicht immer in dieser form, doch mit varianten – bekannt. Ob die unmittelbar vorausgehenden blätter, die jetzt mit fortgeschnitten sind, auch zu dieser gruppe gehörten, d. h.: ob auch s i e Klopstockische gedichte brachten, wird sich bei den spärlichen schriftresten, die auf den entfernten blättern stehen blieben, schwer bestimmen lassen; falls diese bestimmung glückte – so wäre damit wenig gewonnen; denn die gedichte selbst bleiben fortgeschnitten.

Die epigramme, die sogenannten 'Verſe' (blatt 4a ff.), die als einlagen in die Gelehrtenrepublik gedacht waren, wurden ohne Klopstocks namen zuerst in der Hamburgischen neuen zeitung 1771 vom 176. stück, dem 2. november, ab, mit unterbrechungen bis zum 26. stück des nächsten jahres, bis zum 14. februar 1772 veröffentlicht; einige von ihnen auch mit der unterzeichnung: K. oder ohne unterschrift im Göttinger musenalmanach auf 1773; und zwar mit Klopstocks genehmigung. Denn als dieser almanach erschienen war, meldete Boie aus Göttingen am 14. november 1772 Herdern: 'Klopſtock hat mir mehr V e r ſ e für den künftigen Alm[anach] verſprochen.' – Weitere beiträge von Klopstock waren Boien selbstverständlich höchst willkommen. Am 26. januar 1773 schrieb Boie erfreut an Merck: 'Klopſtock läſst itzt die Nachricht von der gelehrten Republik aus dem Hypochondriſten vermehrt und mit Anmerkungen wieder einzeln ab-

drucken .... Er hat mir die übrigen Verſe für meine künftige Sammlung versprochen[1].'

Natürlich wünschte Boie die in aussicht gestellte gabe für seinen almanach zu nutzen. Aber die sendung weiterer verse unterblieb. Zwar mochten die verse – wie Klopstock selbst meinte – sehr wohl in den almanach passen; dennoch hatte der dichter bedenken, sie Boien zu überlassen. Gerade die im almanach schon abgedruckten epigramme waren in Schirachs Magazin der deutschen critik (bd. II. thl. 1. Halle 1773 s. 144 ff.) damals böse beurteilt worden. Gegen diese kritik nahm der Wandsbecker bothe 1773 no. 83 und 84 vom 25. und 26. mai Klopstock energisch in schutz[2]. Vielleicht hielt Klopstock wegen des unfreundlichen urteils in Schirachs Magazin weitere verse zurück; vielleicht ist diese kritik der grund, dass sehr viel weniger verse, als ursprünglich in der Hamburgischen neuen zeitung gestanden, in Klopstocks Deutsche gelehrtenrepublik eingiengen. Jedesfalls sandte Klopstock die Boien in aussicht gestellten weiteren verse nicht. Klopstock schrieb vielmehr am 21. mai 1773 Boien: '... Hier iſt der Titel des Buchs, auf das ich ſubſcrib. laſſe: 'Die Deutſche Gelehrtenrepublik ....' In dieſs kleine Buch kommen auch, in ihrer Ordnung, die von meinen Verſen, welche ich nicht ausſtreiche, oder verloren habe; es kommen aber auch einige von den Denkmalen der Deutſchen (die ich in meinem tiefſten Pulte

1) Briefe an Joh. Heinr. Merck von Goethe usw. herausgegeben von Karl Wagner 1835 s. 46. Wagner verlegt den brief fälschlich in jahr 1775. Die Gelehrtenrepublik war in buchform bereits im mai 1774 erschienen, und zwar gegenüber dem abdruck in der 2. auflage des Hypochondristen (Bremen und Schleswig 1771 teil II, stück 26) in sehr erweiterter fassung. Der Hypochondrist, dessen 2. auflage vor dem 15. juni 1771 erschienen war (vgl. oben bd. 49 s. 77 anm.), brachte ebensowenig, wie der Wandsbecker bothe 1771 nr. 104 bis 108 (29. juni bis 6. juli), beim abdruck der 'Geſetze der Gelehrten Republik in Deutſchland' irgendwelche 'Verſe'. – Unter seiner 'Sammlung' versteht Boie den Göttinger musenalmanach; vgl. z. b. Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger I. 1874 s. 128; ferner Zeitschr. 27 s. 381, 508.

Weinhold, Boie 1868, s. 248 sagt: Boie habe die Klopstockschen epigramme im Göttinger musenalmanach 1773 aus der Hamburgischen neuen zeitung übernommen. Das sagt auch die Hamburgische neue zeitung 1772, 206. stück vom 25. dezember bei anzeige des almanachs. Aber es stimmt schwerlich zu den beiden oben angeführten briefstellen; und aus Boies drittem sammelbuche muss man schliessen, dass Boie damals Klopstocks 'Verſe' in der Hamburger zeitung noch nicht beachtet hatte.

2) Der Wandsbecker bothe hatte für Klopstocks 'Verſe' eine vorliebe und druckte 1774 in nr. 74 und 75 vom 10. und 11. mai noch eine reihe von versen beim erscheinen der Gelehrtenrepublik ab.

verwahrt habe) hinein. Aus Furcht vor den langarmigen Tyrannen (das ſind Sie, mein l. Hr. B[oie]) ſchicke ich Ihnen hiebey für den Muſenalm., nicht von den Kleinigkeiten, Verſe genannt, ob ſie gleich bisweilen für die, welche wiſſen, wie es um uns her mit den literariſchen Sachen ſteht, einen nicht ganz unbedeutenden Inhalt haben; ſondern ich ſchicke Ihnen drey Bardengeſänge aus: Hermann und die Fürsten ...'[1].

Also erst nach dem 21. mai 1773, nachdem Klopstock die zurückhaltung, die er damals übte, aufgegeben – an bitten und schönen worten wird es dabei von Boies seite nicht gefehlt haben – kann die eintragung der 'Verſe' in Boies drittes sammelbuch erfolgt sein. Denn Boies niederschrift stammt nicht etwa aus der Hamburgischen neuen zeitung. Das lehrt der vergleich. Dort sind die epigramme in anderer reihenfolge gedruckt, zum teil sind die überschriften abweichend, Boies text bietet varianten, und vor allem: in der zeitung sind mehr epigramme, als Boies sammelbuch bietet, gebracht; die zeitung brachte neunundsechzig epigramme, Boie gibt nur sechzig.

Boie muss also den verfasser nicht vermutet haben, als die epigramme zuerst in der Hamburgischen neuen zeitung erschienen, sonst hätte der eifrige sammler sich gewiss damals schon eine abschrift für sein buch genommen. Diese unkenntnis Boies ist auffallend. In dem engeren Hamburger kreise Klopstocks kannte man den ungenannten verfasser der verse natürlich. So antwortete Claudius auf einzelne epigramme im Wandsbecker bothen[2]. Boies unkenntnis ist aber erklärlich; denn jedesfalls unterscheiden sich die 'Verſe' sehr wesentlich von Klopstocks anderen dichtungen, mit denen er bis dahin vor die öffentlichkeit getreten war. Sie gehören in die Gelehrtenrepublik. Über den zweck und die form seiner epigrammatischen 'Verſe' hat sich Klopstock dort selbst ausgesprochen[3].

Wie bekannt, war Boie der eifrigste und erfolgreichste sammler von subskribenten, als Klopstock sein buch angekündigt hatte. Zwischen Hamburg und Göttingen, zwischen Klopstock und Boie, bestand damals eine sehr rege verbindung. Dem jüngeren helfer und freund,

1) Mitteilungen aus dem literaturarchive in Berlin III. 1901–05 s. 278. – Die Bardengesänge wurden im Göttinger musenalmanach 1774 s. 1 ff. gedruckt.

2) Vgl. Wandsbecker bothe 1771 nr. 187 vom 22. november, nr. 190 vom 27. november, nr. 200 vom 14. dezember, nr. 204 vom 21. dezember; dazu Redlich. Die poetischen beiträge zum Wandsbecker bothen (programm), Hamburg 1871 s. 20 f.

3) Vgl. Die deutsche gelehrtenrepublik I. 1774 s. 200. 205–7 anm.

seinem 'Premierminifter' wie ihn Klopstock nannte[1], war der dichter für die bewährte werbetätigkeit zu aufrichtigstem dank verpflichtet; denn Boie brachte 414 subskribenten auf die Gelehrtenrepublik zusammen, sehr viel mehr, als irgendein anderer 'Beförderer', oder gar ein 'Collecteur', der einen klingenden vorteil von seiner bemühung hatte. Klopstock lud seinen jungen freund auch zu sich ein. Und Boie reiste im dezember 1773, noch vor erscheinen der Gelehrtenrepublik, nach Hamburg und zu seinen eltern nach Flensburg und von Flensburg im februar 1774 wieder nach Hamburg. Boie war in Hamburg 'fechs Wochen lang alle Tage und oft zu ganzen Tagen'[2] mit Klopstock zusammen. 'Diefe Tage in Hamburg waren mit die feligften meines Lebens' – sagte Boie[3]. Damals entschied sich Klopstock, dem Göttinger bunde selbst beizutreten[4], dem er eine bedeutungsvolle stellung in der Gelehrtenrepublik anwies. Würdigen las der dichter auch aus dem zweiten, niemals erschienenen teile der Gelehrtenrepublik stücke vor. Die arbeit an diesem werke war zugleich die zeit, in der sich Klopstock am fruchtbarsten als epigrammatiker betätigte.

In diesen Hamburger tagen wird Boie die ihm lange schon in aussicht gestellten 'Verfe' und die anderen gedichte Klopstocks, die mit den epigrammen zusammenstehen, vom dichter selbst für sein sammelbuch erhalten haben.

Dass Boie von seiner reise nicht ohne einen ziemlichen gewinn an Klopstockschen gedichten zurückkehren würde, hielten Herder und dessen frau nur für selbstverständlich. Und Boie hatte den Göttingern bei seiner rückkunft auch viel zu erzählen und zu zeigen[5]! Sobald Boie zurück war, fanden sich die bundesmitglieder, soviel ihrer in Göttingen waren: Voss, Hölty, Hahn und Miller, zusammen: 'nun ward erzählt und Brief und Buch hervorgezogen. Die Freude hätten Sie felbft fehen müffen' – so berichtete Boie sofort an Klopstock[6].

Das buch, das Boie hervorzog und das so viel freude machte, dürfte eben Boies drittes sammelbuch mit den zahlreichen neuen eintragungen Klopstockscher gedichte gewesen sein!

Boies niederschrift gibt – wie gesagt – weniger 'Verfe', als die Hamburgische neue zeitung, und Boies niederschrift gibt erheblich

1) Lappenberg, Briefe von und an Klopstock 1867 s. 251.
2) Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger I. 1874 s. 202.
3) Lappenberg, a. a. o. s. 254.
4) Briefe von J. H. Voss, herausgegeben von Abraham Voss I. 1829 s. 156.
5) Strodtmann, a. a. o. I. s. 202.
6) Lappenberg a. a. o. s. 255.

mehr epigramme, als im ersten teile der Gelehrtenrepublik gedruckt sind. Dieses mehr oder weniger, das sich hier oder dort findet, ist aber kaum – jedesfalls nicht überall – eine folge kritischer sichtung. Wohl zeigt der vergleich der Gelehrtenrepublik von 1774 mit dem späten abdrucke in des dichters gesammelten werken bei diesen epigrammen eine revision, die sich teils in streichungen, teils in zusätzen und veränderungen bemerkbar macht; und Klopstock sprach selbst in seinem briefe vom 21. mai 1773 von den versen, die er 'nicht ausſtreiche, oder verloren' hätte, und die er allenfalls Boien geben könnte. Auch sind in dem mir vorliegenden exemplare der Gelehrtenrepublik von 1774 die seiten 203/4 durch einen karton ersetzt; also dürften während der drucklegung die auf diesem blatte mitgeteilten verse noch verändert oder andere an ihre stelle gekommen sein. Aber der Boieschen niederschrift, die zeitlich zwischen dem druck in der Hamburger zeitung und der ausgabe der Gelehrtenrepublik anzusetzen ist, fehlen doch auch einige epigramme, die sowohl in der zeitung, wie in der Gelehrtenrepublik stehen, die also Klopstock sicher nicht ausstreichen wollte.

Muncker, Klopstock s. 447, äusserte die vorsichtige vermutung, die epigramme der Gelehrtenrepublik: 'Ganz gute Bemerkung', 'Veit' und auch 'Die Chronologen' könnten von mitgliedern des Göttinger bundes, die Klopstock um beiträge gebeten, stammen. Diese drei epigramme fehlen bei Boie. Aber zwei von ihnen stehen bereits in der Hamburgischen neuen zeitung und im jahre 1771 gab es noch keinen Göttinger bund. Also stammen diese epigramme gewiss nicht von den Göttingern, die ihren beitrag erst am 27. dezember 1773 sandten[1]!

Nach dem erscheinen der Gelehrtenrepublik wurde eine reihe von Klopstockschen epigrammen in den Vossischen musenalmanachen veröffentlicht.

Muncker, Klopstock s. 462 sagt: 'Inhaltlich wiederholten dieſe ſpäteren Sinngedichte bisweilen dasſelbe, was ſchon die Verſe in der 'Gelehrtenrepublik' angedeutet hatten; öfter ſprachen ſie Gedanken aus, welche in den proſaiſchen Abſchnitten dieſes Buches auf gleiche Weiſe erörtert worden waren. Freier ſchloſſen ſich wieder andre ſpätere Epigramme an das in der 'Gelehrtenrepublik' Geſagte an, indem ſie dieſes . . . fortſetzten oder weiter ausführten'.

Das ist richtig und zugleich auch falsch.

1) Lappenberg, a. a. o. s. 254; ferner Herbst, J. H. Voss I. 1872 s. 295 f. II. 1. 1874 s. 258.

Richtig ist die von Muncker betonte, enge inhaltliche verwandtschaft dieser epigramme mit der Gelehrtenrepublik. Falsch aber bleibt die angabe, dass es sich um 'ſpätere' epigramme handeln soll, dass Klopstock noch später, d. h. nach jahren, gedanken der Gelehrtenrepublik in neuen epigrammen formuliert hätte. Diese epigramme, die der Vossische almanach brachte, sind vielmehr mit den in der Gelehrtenrepublik gedruckten versen zugleich entstanden. Das lehrt der druck in der Hamburgischen neuen zeitung und die niederschrift in Boies drittem sammelbuche. So kann denn die zusammenstimmung dieser sogenannten 'ſpäteren' epigramme mit der Gelehrtenrepublik nicht sonderlich überraschen. — Ob Voss diese epigramme von Boie, der die Vossischen almanache nach kräften unterstützte, erhielt (auch andere gedichte der Klopstockischen gruppe des dritten sammelbuches standen später im Vossischen almanach), ob er sie aus der Hamburgischen neuen zeitung nahm oder einer anderen quelle verdankte, lasse ich dahingestellt sein.

Als Boie die ihm versprochenen 'Verſe' von Klopstock bekam und in sein sammelbuch einschrieb, waren einzelne von ihnen bereits im Göttinger musenalmanach auf 1773 gedruckt. Diese von ihm selbst veröffentlichten epigramme kannte Boie natürlich: vielleicht hatte er deshalb anfangs die absicht, sie nicht noch einmal in sein buch einzutragen. Aber Boie muss seine absicht geändert haben; er schrieb sich auch diese epigramme ab. So dürfte es sich vielleicht erklären, dass die im Göttinger almanach auf 1773 schon gebrachten 'Verſe' hauptsächlich am schluss der Klopstockschen gruppe stehen[1]. Das gelegenheitsgedicht: 'Pindar an Graf F. L. Stolberg' trennt in Boies niederschrift die im almanach gebrachten epigramme von den Boie bisher unbekannt gebliebenen 'Verſen', die in der Hamburger zeitung standen[2].

1) Der Göttinger musenalmanach 1773 brachte auch vier mit: K. unterzeichnete epigramme, die in Boies sammelbuche fehlen. Also hat Boie aus dem almanach schwerlich sein sammelbuch ergänzt; denn dann hätte er diese vier epigramme nicht übersehen und die anderen epigramme des almanachs von 1773 würden nicht varianten gegenüber der Boieschen niederschrift aufweisen. Weder der almanach noch der druck in der Hamburgischen neuen zeitung kann für Boies vorlage gelten!

2) Diese trennung leidet zwei ausnahmen: ein epigramm, das im almanach stand, ist von Boie schon an früherer stelle verzeichnet, und ein zweites epigramm des almanachs steht unmittelbar vor dem unbekannten gelegenheitsgedichte. Letzteres vermutlich deshalb, weil Boie mit dem ungedruckten gedicht auf Stolberg eine neue seite seines buches anzufangen wünschte, und die vorausgehende seite gerade noch für ein epigramm raum bot.

Ist diese – wenn auch nicht ganz streng durchgeführte – trennung der 'Verfe' bei Boie so zu erklären, dass er das ihm bekannte von dem ihm unbekannten sonderte – es würde zu der datierung, die ich diesem teile des sammelbuches gegeben, stimmen. Er steht, wie gesagt, in enger beziehung zur Gelehrtenrepublik, für deren absatz Boie in tätigster weise gesorgt hatte. – War die mitteilung der in der Hamburger neuen zeitung bereits gedruckten 'Verfe' auch gerade keine gabe von ganz besonderem werte, so erhielt Boie doch andere ungedruckte gedichte als geschenk Klopstocks.

Den versen unmittelbar voran stehen vier kleine historische gedichte (blatt 3 b f.). Von diesen wird man die beiden letzten – bisher ungedruckten – 'Collin! Collin! . . .' und 'Heinrich ging zu Katharinen . . .'[1] zu Klopstocks 'Denkmalen der Deutfchen' zu zählen haben, von denen einige auch in der Gelehrtenrepublik platz fanden. Rücksicht auf die zensur verbot wohl die veröffentlichung der beiden ungedruckten epigramme zur jüngsten, politischen geschichte[2].

Die ode: 'Da fteht der übrige Stamm des alten Haines umher. . . .' (blatt 2 a ff.), ist der dichterische niederschlag der ergebnislosen, zum schluss der Gelehrtenrepublik (1774 s. 419 ff.) bekanntgegebenen korrespondenz Klopstocks mit dem kaiser Joseph II. und den Wiener amtlichen stellen, als Klopstocks enthusiastische hoffnung: die deutsche literatur werde in Wien reichste förderung finden, fehlschlug. Diese ode des unmuts wurde erst spät und in sehr abweichender form veröffentlicht; eine handschrift war bisher unbekannt; hier liegt Klopstocks früheste fassung vor. Diese ode war ein kostbarer besitz Boies.

Auch die beiden vorangehenden oden, die jetzt am anfang dieser gruppe stehen: 'Klaget alle mit mir, Vertraute . . .' und: 'Ihr rechtet

1) Dies epigramm bezieht sich auf die erste teilung Polens (15. august 1772). Über das aufsehen, das dies ereignis machte, vgl. z. b. Briefwechsel zwischen Haller und Gemmingen (Bibliothek des literarischen vereins in Stuttgart 219) Tübingen 1899 s. 44, 49, 51, 74, 77.

2) Aus der Meuscbachschen autographensammlung im besitz der Kgl. bibliothek zu Berlin von Klopstocks hand ein oktavblättchen, einseitig beschrieben, das ein ungedrucktes fragment zur Gelehrtenrepublik bringt:

*

Gefez der Friefen, von der Entweihung der Tempel.

Durch Wlemar, den Weifen [*diese vier worte gestrichen.*]

Wir find Chriften; aber wer einen Tempel der Heiden [*zuerst lautete der anfang*: Wer einen Tempel *diese drei worte gestrichen*] erbricht, u[nd] Heiligthümer daraus nimmt, [*über gestrichenem:* entwendet,] den führe man auf den Meerfand, worüber die Flut zu gehen pflegt, fchlize ihm die Ohren, verfchneide ihn, u[nd] opfere ihn den Göttern, deren Tempel er beraubt hat.

mit dem . . .' (blatt 1 a f.), die bisher in keiner handschriftlichen überlieferung bekannt waren, gehörten damals zu den neuesten, noch ungedruckten schöpfungen Klopstocks. — Was Boie zugleich mit den 'Verſen' für sein sammelbuch gewann, waren also keine wertlosen gaben. Klopstock, sonst bei der mitteilung seiner gedichte vielfach zurückhaltend, war ihm gegenüber überaus mitteilsam.

In dieser gruppe Klopstockscher gedichte, eingefügt in die 'Verſe', steht endlich noch das unbekannte gelegenheitsgedicht: 'Pindar an Graf F. L. Stolberg' (blatt 12 b f.). Klopstocks verfasserschaft scheint mir nach dem platze, den das Gelegenheitsgedicht inmitten anderer poetischer gaben des dichters gefunden hat, wahrscheinlich; sie wird bezeugt durch Fr. L. Stolbergs antwortgedicht: 'Mein Vaterland. An Klopstock' [1]. Der beginn des Stolbergschen gedichtes:

Das Herz gebeut mir! Siehe, ſchon ſchwebt,
Voll Vaterlandes, ſtolz mein Geſang!
Stürmender ſchwingen ſich Adler
Nicht, und Schwäne nicht tönender!

knüpft an die schlusszeilen des Klopstockschen gedichtes an; aber Stolberg gibt dem Klopstockschen wunsche, dass Pindar der schutzgeist seiner lyrischen dichtung sein solle:

Pindar schwebt um dein Lied!

die bewusste wendung ins vaterländische. Stolberg war kein unbedingter verehrer Pindars [2]. So sind die Stolbergschen anfangsworte:

Das Herz gebeut mir!

als eine entschuldigung für seinen widerspruch aufzufassen.

Stolbergs antwort an Klopstock ist eine ablehnung. Sie dürfte es erklären, dass Klopstock sein gelegenheitsgedicht von der sammlung seiner Oden ausschloss und dafür den brüdern Stolberg die 'Weiſſagung' [3] widmete, in der von griechischem oder Pindarischem gesange kein wort mehr steht.

1) Göttinger musenalmanach 1775 s. 100; Gedichte der brüder Christian und Friedrich Leopold grafen zu Stolberg. Herausgegeben von H. C. Boie. Leipzig 1779 s. 60.

2) Herbst, J. H. Voss II. 1. 1874 s. 264.

3) Göttinger musenalmanach 1774 s. 231; Muncker und Pawel II s. 3. Klopstocks erlaubnis zum druck war für die Göttinger eine grosse freude; vgl. Strodtmann a. a. o. I. s. 142 f., 149. — Natürlich musste des meisters gedicht zuerst gedruckt werden; Stolbergs gedicht an Klopstock folgte im nächsten jahre des almanachs. Dass Stolbergs gedicht nicht eigentlich die antwort auf dies Klopstocksche gedicht ist, sondern sich auf das ältere, Pindarische bezieht, machte der genial-unbekümmerten art des jüngeren grafen nichts aus. Wie die beiden gedichte jetzt in den almanachen stehen, ist Stolbergs gedicht nicht mehr eine ablehnung,

Auch das Pindarische gelegenheitsgedicht, das Boie aus Hamburg mitbrachte, gehörte damals zu den neuesten schöpfungen Klopstocks. Erst zu anfang des jahres 1773 hatte der jüngere graf angefangen, griechisch zu lernen [1]; also kann das gedicht schwerlich in eine frühere zeit verlegt werden. Bekanntlich verliessen die brüder Stolberg mitte september 1773 Göttingen. Wahrscheinlich hat Klopstock den jüngeren grafen, der ihm nahestand, mit diesem gesange bei der rückkehr von der universität begrüsst [2].

* * *

Ich gehe die weiteren eintragungen, wie sie sich auf den noch erhaltenen blättern finden, der reihe nach durch und suche die gedichte ihren verfassern zu-

sondern beide gedichte, Klopstocks und Stolbergs, bewegen sich in der gleichen richtung, dem vaterländischen ziele zu.

1) Strodtmann a. a. o. I. s. 83.

2) Im 'Morgenblatt für gebildete Stände' nr. 95 vom 21. april 1809 (vgl. Goedeke, Grundriss 3. auflage. IV. s. 190, 16) wurde das gedicht: 'Pindar an F. L. Stolberg' von einem ungenannten einsender, der sich nur mit dem buchstaben: F. unterzeichnete, als ein bisher noch nie gedrucktes stück von Gerstenberg bekanntgemacht. Das gedicht ist im Morgenblatt in anderer versabteilung — sonst, gegenüber der Boieschen niederschrift, mit geringen varianten gedruckt. Gleichzeitig teilte der einsender im Morgenblatt ein zweites gedicht mit: 'An Mathilden'. (O Schönfte! fchöner als Cythere! . . .), das bereits Der hypochondrist, 2. aufl., Bremen und Schleswig, 1771, I. 5. stück s. 105 mit varianten gebracht hatte.

Jedesfalls hatte der einsender dieser beiden gedichte, der über alle massen die vom Wiener nachdrucker Schrämbl 1794 veranstaltete, unrechtmässige ausgabe der poetischen schriften Gerstenbergs lobte, zum dichter keine persönlichen beziehungen. Er wollte andere freunde der Gerstenbergschen muse veranlassen, ungedruckte stücke mitzuteilen, dass der dichter auf diese weise erinnert würde, seine sämtlichen werke selbst dem publikum zu schenken. Über die quelle, aus der die beiden gedichte geschöpft sind, über die art ihrer überlieferung und ihre datierung sagte der einsender im Morgenblatt kein wort; er stellte lediglich die behauptung auf: 'Zwey Gedichte von Gerftenberg.'

Trotz der öffentlichen aufforderung im Morgenblatte nahm Gerstenberg diese beiden gedichte in die eigene ausgabe seiner 'Vermifchten Schriften' (Altona 1815 f.) nicht auf, wohl aber erklärte er in der vorrede: manches sei im umlauf und würde ihm zugeschrieben, das nicht von ihm stamme. Diese erklärung beziehe ich mit auf das Gerstenberg zugeschriebene gedicht: 'Pindar an Fr. L. Stolberg.'

Erwähnt sei, dass Voss am 16. februar 1775, also ein jahr nach Boies reise zu Klopstock, an Sprickmann als eine neuigkeit über Gerstenberg schrieb: 'Er [Gerstenberg] hat eine pindarifche Ode an den Grafen Fr. L. Stolberg gemacht, die ganz ungemeinen Schwung hat.' (W. Herbst, J. H. Voss II. 2 1876 s. 230). Ob Voss' nennung des verfassers richtig, oder ob die von ihm erwähnte Ode mit unserem gelegenheitsgedichte identisch ist, erscheint mir sehr fraglich. Eine Antwort Stolbergs an Gerstenberg fehlt der sammlung der Stolbergschen gedichte.

zuweisen. Nur höchst selten nennt Boie die namen der dichter, die ich bis auf den verfasser eines kurzen epigramms ermitteln konnte.

Hinter der gruppe Klopstockscher gedichte, von den letzten 'Verſen' abgesondert durch starke trennungszeichen, folgt, mit angabe des verfassers, auf dem nämlichen

blatte 14a:

An die Holz-Emma. Gleim.

Was eilſt du, kleiner Schmerlenbach. . . .

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 9b. — In der Iris bd. II 3. stück märz 1775 s. 239; dort die überschrift abweichend und eine anmerkung, die Boies niederschrift fehlt; sonst nur unwesentliche abweichungen der interpunktion. Fehlt in Gleims sämtlichen werken, hsg. von W. Körte Halberstadt 1811 ff.

Dies kleine gedichtchen von acht versen füllt den freigebliebenen rest der seite. Am 4. september 1775 schrieb Boie an Gleim, dass er die verse gleich auswendig gewusst hätte[1]. Das heisst: Boien war das gedicht damals noch neu, und es hatte seinen ausserordentlichen beifall. Das auswendigwissen bei der ersten lesung war bei Boien ein zeichen seines uneingeschränkten lobes[2].

Mit diesem eintrage dürfte Boie nachträglich — und ausserhalb der chronologischen folge — den rest der seite gefüllt haben; denn es folgt auf

blatt 14b bis 16a Herders gedicht:

An ſeinen Landsmann Johann Winkelmann.

Wohin? wohin, . . .

Boies niederschrift ist verwandt — doch nicht übereinstimmend — mit dem sogenannten texte der Vulgatausgabe, vgl. Suphan, Herders sämtliche werke bd. 29 1889 s. 296 und 732.

Und anschliessend folgen auf blatt 16a bis 17a Herders verse:

Zu einer Sammlung Klopſtockiſcher Oden und Elegieen. Darmſtadt. 1771.

Ja! ſammlet ſie, die Blätter! die zerriſsnen . . .

Verwandt — doch nicht übereinstimmend — mit dem sogenannten Silbernen buche, vgl. Suphan, Herders sämtliche werke bd. 29 1889 s. 347 und 735. Das motto und die 19. strophe fehlen Boien.

Das gedicht auf Winkelmann, das nicht in den musenalmanach eingerückt werden sollte, erhielt Boie von Herder am 6. oktober 1772, und am 4. november 1772 noch ein paar erläuternde bemerkungen dazu. Also gewinnt durch Boies niederschrift auch der text der Vulgatausgabe eine gewisse bestätigung eben durch Herder selbst, dem Boie das gedicht verdankte. — Hier die bezüglichen stellen aus den angezogenen briefen:

Herder, ohne ort [Bückeburg], ohne datum, an Boie; deſſen empfangsnotiz: Empf. den 6. Okt. 1772: '. . . Hier iſt das Poem auf Winkelmann. Sie müſsen ihn aber neuerl. ſelbſt geleſen haben, u. von dem Plan mehr wiſſen, mit dem ich damals umging, wenn es Ihnen etwa auffallen sollte. Zeigen Sies H. H[ofrat] Heine, aber ja nicht in den Kalender! . . .'

1) Zeitschr. 27 (1895) s. 526.

2) Vgl. z. b. Bürgers gedichte, hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 229, 278; K. L. v. Knebels literarischer nachlass II. 1835 s. 117.

Herder, ohne ort [Bückeburg], ohne datum, an Boie; deffen empfangsnotiz: Empfangen, den 4. Nov. 1772: ... Der dunkle, dürftige Marmor in Wink. Ged., bezieht fich auf feine Befchreibung des Apoll im Belvedere, die ja fofehr Hymnus geworden, als Homer u. Callimachus kaum angeftimmet: der letzte Theil des Stücks bezieht fich auf ein Buch was in den erften Zeiten gearbeitet werden foll, wenn meine Platonifche Laune zurückkehret ...'

Blatt 17b beginnt:

Die Begeiftrung.
Sie ift da, die Begeiftrung, da!
Heil mir! und reden kann die trunkne Lippe

Mit diesem worte bricht der eintrag ab; der rest von blatt 17b und 18a sind unbeschrieben. Boie wollte das gedicht jedesfalls ganz in sein buch eintragen und liess deshalb raum frei. — Es handelt sich um den anfang des im Vossischen musenalmanach auf 1777 s. 71 abgedruckten gedichtes: Die Begeifterung von Friedrich Leopold Stolberg. Dies gedicht entstand nach der registerangabe der gedichtausgabe der brüder Stolberg (Leipzig 1779) im jahre 1775. Stolberg sandte es am 7. oktober 1775 seiner schwester Katharina (Hennes, Aus F. L. Stolbergs jugendjahren 1876 s. 59).

Blatt 18b bringt — ohne die seite zu füllen — zwei eintragungen:

L'Abbé de l'Attaignant à Md. Rofsignol.
Le nom de Rofsignol vous convient à merveille. . . .

(*im ganzen 6 verse*) und:

À la même.
Je Vous comparois autrefois . . .

(*im ganzen vier verse*). — Die Poésies diverses et pièces inédites de Lattaignant par Ernest Jullien (Paris, 1881) enthalten diese beiden stückchen nicht; freilich ist Julliens ausgabe nur eine auswahl. Gabriel-Charles de Lattaignant (1697–1779) hat während seines langen lebens erheblich mehr geschrieben.

Blatt 19a und 19b lasse ich ganz folgen; es handelt sich um epigramme und kleinigkeiten Lessings, von denen die ersten vier auf blatt 19a — ohne die seite zu füllen —, das fünfte gedichtchen, für sich, an der spitze von blatt 19b steht. Der rest dieser seite ist unbeschrieben. Das erste epigramm (Kunft und Natur ...) schrieb — mit kleiner variante — Boie unter ausdrücklichem hinweise auf Lessing, als den verfasser, dem schauspieler F. L. Schröder in Hamburg am 7. september 1780 in dessen stammbuch (C. Lebrün, Jahrbuch für theater und theaterfreunde I. 1841 s. 15). Der gedanke, dass sich kunst und natur bei einem schauspieler verbinden müssen, kehrt in Schröders stammbuch öfter wieder (vgl. a. a. o. s. 8 Sonnenfels' eintrag vom 1. mai 1780, s. 14. Auguste von Dalbergs eintrag vom 7. august 1780).

Verwandt mit den folgenden Lessingischen epigrammen ist auch eine prosafassung, die Klopstock, Hamburg den 14. märz 1781, in seiner eigenrichtigen orthographie Schrödern (a. a. o.) ins stammbuch schrieb:

Schröder
fpilte keine Rolle gut:
denn är war immer
der Mann felbft.
Klopftock.

Also auf blatt 19a:

Kunſt und Natur
Sind auf der Bühne Eines nur.
Dann hat Natur und Kunſt gehandelt,
Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt.

Über die beiden letzten verse als variante übergeschrieben:

Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt
Dann hat Natur mit Kunſt gehandelt.

Vgl. Lessings sämtliche schriften, hsg. v. Lachmann 3. aufl. durch Muncker bd. I. 1886 s. 46; Bd. XXII 1. 1915 s. 7.

Scheinen und auch sein,
Kan er allein.

Vgl. Lessings sämtliche schriften, hsg. v. Lachmann 3. aufl. durch Muncker bd. I. 1886 s. 45. — Boies niederschrift bietet varianten.

Stax ſagt, er spiel' ihn schlecht,
Und er hat Recht;
Denn ſeine eignen Rollen
Muſs man nicht spielen wollen.

Vgl. Lessings sämtliche schriften hsg. v. Lachmann 3. Aufl. durch Muncker bd. I. 1886 s. 46. — Boies niederschrift bietet varianten.

Damit er Mut zu spielen schöpfe,
Verſamlet Er
Rund um ſich her
Der Kammerdiener leere Köpfe;
Da stehen ſie, die armen Tröpfe,
So wie Melanchtons Töpfe.

Fehlt Lessings sämtlichen schriften hsg. v. Lachmann und Muncker. — Bezieht sich offenbar auf das gleiche bühnenereignis, wie die vorangehenden epigramme. Bei der gemeinsamen überlieferung erscheint mir Lessings autorschaft wahrscheinlich.

Auf blatt 19b:

Auf, Brüder, jauchzt und trinkt, bis wir zu Boden ſinken,
Doch bittet Gott mit mir, daſs Könige nicht trinken,
Denn, wenn ſie unberauſcht die halbe Welt verheeren,
Was würden ſie wol thun, wenn ſie betrunken wären.

Vgl. Lessings sämtliche schriften hsg. v. Lachmann 3. aufl. durch Muncker bd. I. 1886 s. 132, bd. XXII 1. 1915 s. 20. — Boies niederschrift bietet wesentliche varianten.

Blatt 20a bringt ohne überschrift Herders:

Es leuchten drey Sterne am Himmel.
Die geben der Liebe einen Schein.
'Gott grüſs dich, ſchönes Jungfräulein!
Wo bind' ich mein Röſslein hin?' —
'Nimm du es, dein Röſslein, am Zügel, am Zaum.
Bind es an einen Feigenbaum,
Und ſetz dich ein' kleine Weile nieder,
Und mach mir ein' kleine Kurzweil'. —
'Ich kann es, und mag es nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſeyn;

Mein Herzel ist mir es betrübet.
Ach Schäzel, von wegen dein'. —
Was zog er aus der Taschen?
Ein Messer, war scharf und spitz.
Er stiess es seiner Liebe ins Herze;
Das rothe Blut gegen ihn sprüzt.
Was zog er ihr abe vom Finger?
Ein schönes Goldringelein;
Er warf es ins flüssig Wasser;
Es gabs einen hellen Schein.
'Schwimm hin, schwimm her, Goldringelein!
Bis in die tiefe See.
Mein feines Lieb ist mir gestorben:
Nun hab ich kein feins Lieb mehr'. —
So geht's, wenn ein Mädel zwey Knaben lieb hat!
Thut wunder selten gut.
Das haben diese beyde erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Vgl. Herders volkslieder I. 1778 s. 38; Werke hsg. von Suphan bd. 25 s. 146. — Boies niederschrift bietet varianten.

Blatt 20 b ist unbeschrieben.

Blatt 21 a beginnt mit Bürgers:

Seufzer eines Ungeliebten.

Hast du nicht Liebe zugemessen . . .

Vgl. Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. [1915] II. s. 237. — Boies niederschrift ist älter als der abdruck im Göttinger musenalmanach 1776 s. 145 und bietet kleine varianten.

Auf blatt 21 a weiterhin, und fortgefahren auf blatt 21 b Bürgers:

Auf die Nymfe des Negenborns.

Fragment.

Neig, aus deines Vaters Halle, . . .

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 9a. — Boies niederschrift ist abgedruckt in Bürgers gedichten hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 238 f.

Auf blatt 22 a und blatt 22 b Herders:

Versuch über den Menschen.

Ja, süsse Laute! so immer er lebt,
Und stets sich tiefer in Sorge webt,
Er kann ja, leider! in wahrer Pein
Sich Wahn doch dichten, und fröhlich seyn.
Ja, süsse Laute! Denn Bild und Wahn
Ist all's doch! alles! Das staunet er an,
Umarmt's, wie dort, wahnsinnig ja schon,
Sein Bildnissmädchen Pygmalion.
Kann glauben — o sonder Art und Sinn!
Schifft gegen Wind und Wellen dahin!
Täuscht sich so willig, und lacht der That,
Wen er so willig betrogen hat.

Grauhaariger Thor! Wohl manche Zeit
Hat er gerungen mit Müh und Leid,
Hat ſtets gehoffet ſich Ende der Pein,
Und war's nicht heute, wird's morgen ſeyn.
Der Morgen kommt! Es kommt Mittag und Nacht
Und ſtets, noch immer in Sorge verbracht!
Noch hofft er wieder auf Morgenfriſt,
Bis er die Nacht — geſtorben ſchon iſt!
Sing's, liebe Laute! von Falkenhöh
Blickt unſer Hoffen nur! Je und je
War's doch, ſtatt haben und Luſtgewinn,
Nur Wollen! Blicken im Fluge dahin!
War täglich Streben! in Müh und Müh!
Und dann nun ſauer errungen, ſieh,
Was war nun aller dein Arbeitlohn?
Arbeiten! Schaffen! Pygmalion!
Ach Leben! — Ferne durch Glaſes Trug,
Wie ſcheint's in Zauber! und lockend gnug!
[Blatt 22 b] Zu nah, da ſchwindet Geſtalt und Schein,
Wird groſs, verworren und dunkel dir ſeyn.
Und doch noch ſpäh' ich? Spähe denn recht
Mir Trauer — wahrlich, ſpäheſt dir ſchlecht!
Aus Irren allein kommt Troſt uns vor,
Nur Thor iſt ſelig — ſo bin ich Thor!
O lange, lange läg' ich in Grab,
Hätt' Lebensbürde geworfen ab,
Hättſt du nicht, Ehre — und ſüſser Wahn
Du, Liebe, gelockt mein Leben hinan!

Vgl. Luise Mejers sammelbuch Blatt 8 a. Herders volkslieder II. 1779 s. 46; Werke hsg. von Suphan bd. 25 s. 362. — Boies niederschrift stellt mit beträchtlichen varianten ein mittelglied zwischen dem Buch der gräfin von Bückeburg und dem druck von 1779 dar.

Als der druck der volkslieder vorlag, ſchrieb Boie über dies gedicht am 20. juni 1779 Herdern: '... ein Stück, das ich ſchon von Ihnen hatte, und hier [d. h. in den Volksliedern] ſehr verbeſſert iſt ...'

Weiterhin auf blatt 22 b in Herderscher übersetzung:

Shakeſpear's twelfth night: come away, come away, death!

Süſser Tod, ſüſser Tod! komm!
Komm du, und leg mich ins kühle Grab!
Herz, o brich! Herz, o brich fromm!
Stirb treu der holden Grauſamen ab!
Mein Gruftgewand, und Leichenſtein
Ach! ſind fertig!
O Tod, wie froh hüll' ich mich drein,
Und lieb dich!
Keine Blum, keine Blum ſüſs,
Soll man auf Leichnahm und Gruft mir ſtreun!
Keine Thrän, keine Thrän flieſs

Um mein ſanftruhend Todtengebein!
Sonſt würden tauſend Seufzer ſchwer —
Ach, ihr Meinen!
Begrabt mich, wo kein Liebender
Kann weinen!

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 2b. Herders volkslieder I. 1778 s. 299; Werke hsg. von Suphan bd. 25 s. 289. — Boies niederschrift bietet beträchtliche varianten und ist älter als der druck in den volksliedern.

Am 10. dezember 1777 bestätigte Boie Herdern den empfang des druckmanuſkriptes vom 1. teile der volkslieder; er hatte ja die drucklegung des ersten bandes übernommen; Boie schrieb: '. . . 57 Lieder hab ich alſo. Aber ſind das alle? Ich denke nicht; denn ich habe verſchiedene bey Ihnen geſehen, von denen es mir leyd thun ſolte, wenn ſie nicht in die Samlung kämen. Wie: ſüſser Tod, kom! . . .'

Blatt 23a und blatt 23b bringen von Friedrich Müller, dem Maler Müller:

Der raſende Geldor.

Wer iſt's, der wild . . .

Gegenüber dem abdruck im Vossischen musenalmanach 1776 s. 156 bietet Boies niederschrift varianten.

Weiterhin auf blatt 23b bis blatt 24b Herders:

Als mein Freund Sympathie und Tugend ſang.

Sympathie, und Freundſchaftswonne ſingen . . .

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 1a. Suphan, Herders sämtliche werke bd. 29 1889 s. 94; Boies niederschrift bietet varianten.

Am 26. januar 1773 dankte Boie Merck für eine noch unveröffentlichte sammlung von gedichten, die u. a. drei vortreffliche gedichte über 'Sympathie und Freundſchaft' enthielt[1].

Zwischen blatt 23 und 24 ist — ohne textverlust — ein blatt ausgeschnitten, das ich nicht mitzähle.

Auf blatt 25a Gottlieb Conrad Pfeffel's

Galathee.

Was Chloe doch wohl brauchen mag, . . .

Gegenüber dem druck im Vossischen musenalmanach 1776 s. 100 hat Boies niederschrift leichte varianten; auch ist bei Boie das gedicht in strophen abgeteilt.

Auf blatt 25b von Gleim:

An Sally.

Ich hab ein kleines Hüttchen nur, . . .

Sechs strophen. — Gleichfalls sechs strophen in der Iris bd. III 2. stück mai 1775, s. 151; dort die überschrift abweichend; sonst nur ganz geringfügige varianten. — Gleim, Das hüttchen, Halberstadt 1794 s. 6, auch Gleims sämtliche werke hsg. von Körte bd. VII Halberstadt 1813 s. 5 geben nur fünf strophen. Das hüttchen, Halberstadt 1794 s. 52 bringt das gedicht nochmals mit varianten auf vier strophen gekürzt.

1) Briefe an J. H. Merck von Goethe usw. hsg. von Karl Wagner, Darmstadt 1835 s. 47. — Wegen der datierung dieses briefes vgl. oben s. 197 anm. 1.

Weiterhin auf blatt 25 b:

Mariage par procuration.

Wie ward der Bräutigam, und wie die Braut betrogen!
Der Buckel ward ihm ab, der Reiz ihr angelogen!

Verf.?

Es folgen von Johann Andreas Cramer (1723–1788), als der torso eines denkmals für den grafen Johann Hartwig Ernst Bernstorff (1712–1772), drei oden, die Cramer bald nach Bernstorffs tode begonnen hatte. Nämlich auf blatt 26 a bis 27 a:

I.

Kannſt du ein Mann ſeyn, dich vergeſſen, . . .

achtzehn strophen, jede zu sechs versen. — Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 29 a. Gegenüber dem späten abdruck: J. A. Cramer, Seine hinterlassenen gedichte hsg. von C. F. Cramer, Altona und Leipzig 1791 = C. F. Cramers Menschliches leben 4. stück s. 17, der neunzehn strophen hat, bietet die handschrift zahlreiche varianten.

Auf blatt 27 b bis 28 b:

II.

Wer entſchattet mir der edlen Jugend . . .

siebzehn strophen, jede zu acht versen. — Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 31 a. Im Vossischen musenalmanach 1791 s. 3, mit zahlreichen varianten, nur sechzehn strophen. Dann siebzehn Strophen, mit varianten, in: J. A Cramer. Seine hinterlassenen gedichte hsg. von C. F. Cramer 1791 s. 23.

Auf blatt 29 a bis 30 a:

III.

Wo eilt dein edler Jüngling hin, . . .

vierzehn strophen, jede zu zehn versen. — Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 34 a. Die handschrift bietet zahlreiche varianten gegenüber: J. A. Cramer. Seine hinterlassenen gedichte hsg. von C. F. Cramer 1791 s. 30.

Boie, Göttingen den 9. februar 1773, an Herder: '. . . Er [Klopſtock] ſchreibt itzt Bernſtorfs Leben [1]. Der Alte Kramer macht Oden auf ihn. Zwey davon hab ich durch den jungen, der hier ſtudiert, geleſen; ſie ſind lang wie Predigten, aber voll ſchöner Stellen . . .'

Also kann der eintrag der vorstehenden drei Cramerschen oden erst nach dem 9. februar 1773 angesetzt werden [2].

Auf blatt 30 b Bürgers:

Ständchen.

Trallyrum, larum, höre mich! . . .

Vgl. Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 244 f. Boies niederschrift ist verwandt mit dem druck im Göttinger musenalmanach 1776 s. 155, aber

1) Muncker, Klopstock 1888 s. 434, zitiert einen brief Boies an Merck vom 26. januar 1775, in dem gleichfalls gesagt wird, dass Klopstock Bernstorffs leben schreibe: vgl. Briefe an J. H. Merck von Goethe usw. hsg. von Karl Wagner 1835 s. 46. Das falsche datum bei Wagner — es muss richtig heissen: 26. januar 1773 — hat Muncker kritiklos übernommen; vgl. auch oben s. 197 anm. 1.

2) Voss berichtet am 24. februar 1773, dass er den anfang von Cramers langem gedicht auf Bernstorff kennen gelernt; vgl. Briefe von J. H. Voss I. 1829 s. 127. — Der Wandsbecker bothe 1772 nr. 40 und 41 vom 10. und 11. märz hatte von C. F. Cramer, dem sohne, eine aufforderung an den vater Cramer gebracht, Bernstorffs leben im gesange zu feiern.

wie einige varianten — die schon spätere textverbesserungen bringen — zeigen, zeitlich hinter dem druck des almanachs anzusetzen.

Auf blatt 31a von Friedrich Leopold Stolberg:

Die Stimme der Liebe.

Meine Sophia! denn mit Engelſtimmen . . .

Vgl. Luise Mejers sammelbuch blatt 28b. — Gegenüber dem druck im Vossischen musenalmanach 1777 s. 130 bietet Boies niederschrift varianten.

Blatt 31a bis 31b bringt weiterhin Goethes 'Chriſtel'. Ich lasse Boies niederschrift ganz folgen:

An C. R.

Hab oft einen dummen düſtern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut;
Wenn ich bey meiner Chriſtel bin.
Ist alles wieder gut.
Ich ſeh ſie dort, ich ſeh ſie hier,
Und weiſs nicht auf der Welt,
Und wie und wo, und wann ſie mir,
Warum ſie mir gefällt.

Da[s] ſchwarze Schelmenaug dadrein,
Die ſchwarzen Braunen drauf,
Seh ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Was ſie ſogar einen süſsen Mund,
Liebrunde Wänglein hat!
Ach! und es iſt noch etwas rund,
Da ſieht kein Aug ſich ſatt.

Und, wenn ich ſie denn faſsen darf
Im luſtgen deutſchen Tanz,
Da geht's herum, da gehts ſo ſcharf,
Da fühl ich mich ſo ganz!
Und wenn ihr's tummlich wird und warm,
Da wieg' ich ſie ſogleich
An meiner Bruſt, in meinem Arm;
Iſt mir ein Königreich!

Und, wenn Sie liebend nach mir blickt,
Und alles rings vergiſst,
Und dann an meine Bruſt gedrückt,
Und weidlich eins geküſst,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis an die groſse Zeh;
Ich bin ſo ſchwach, ich bin ſo ſtark,
Mir iſt ſo wohl, ſo weh!

Da möcht' ich mehr, und immer mehr;
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bey ihr wär,
Davor wär mir nicht bang.
Ich denk, ich faſse ſie einmal

Und büſse meine Luſt,
Und, endigt ſie nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Bruſt.

Vgl. Goethes werke hsg. im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen 1. abt. bd. I (1887) s. 18 und s. 372. Unsere handschrift bietet zu den dort gemusterten texten varianten; interpunktion abweichend. Boies niederschrift ist auf eine mitteilung von Goethe selbst zurückzuführen. Boie besass dies gedicht, von Goethes hand geschrieben, schon vor dem 15. januar 1775: vgl. Literarische mitteilungen. Festschrift zum zehnjährigen bestehen der literaturarchiv-gesellschaft in Berlin. Berlin 1901 s. 14 und das dort gebrachte facsimile. Boies text des gedichtes bietet zur Goethischen handschrift nur sehr geringfügige varianten; wohl aber orthographische abweichungen und eine sorgfältigere interpunktierung. Überschrift abweichend.

Auf blatt 32a und 32b Bürgers:

Robert.

Ich war ein rechter Springinsfeld . . .

Vgl. Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 302.

Auf blatt 33a Bürgers:

Spinnelied.

Hurre! hurre! hurre!

Vgl. Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. auflage II. s. 242[1].

Weiterhin auf blatt 33a ein unbekanntes Herdersches gedichtchen:

Ehre und Liebe.

Nicht, holdes Mädchen, ſprich es nicht,
Daſs treulos ich dich fliehe,
Daſs, dich nur mehr zu lieben nicht,
Ich hin nach Ehre ziehe!
Iſt Ehre nicht der Liebe Pflicht?
Und flöh' ich, flöheſt du mich nicht,
Wenn ich die Ehre fliehe?

Fehlt Herders poetischen werken 1.—5. bd. hsg. von Karl Redlich = Herders sämtliche werke hsg. von Suphan 25.—29. bd.

Herders autorschaft ist brieflich bezeugt; nämlich:

Boie, Hannover den 8. april 1777, an Voss, *in der nachschrift des briefes:* '. . . Hier noch ein Gedicht zum Einrücken, wenn Sie wollen . . .' *Es folgt:* 'Ehre und Liebe.' *Nur der erste und vorletzte vers abweichend:*

Sprich, beſtes Mädchen, ſprich es nicht,

und:

Und flieh' ich, flieheſt du mich nicht,

Als unterschrift, oder chiffer, ist unter das gedicht, das für den Vossischen almanach bestimmt war, von Boie bei der brieflichen sendung ein: O. gesetzt. — Hinter der

1) Eine berichtigung finde hier platz. — Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. II. s. 22 bringen ein gedichtchen von acht versen: 'Ihr Weiſen mit der Wiſſenſchaft . . .' als Bürgers eigentum. Bürger fügte die verse seinem briefe an Goeckingk vom 2. august 1788 ein (Euphorion, 3. ergheft. 1897 s. 128). Es handelt sich jedoch um ein älteres gedicht Herders; vgl. Herders sämtliche werke hsg. von Suphan bd. 29, 1889, s. 103: 'Die Mechanik des Herzens'. Bürgers briefliches zitat bietet varianten.

chiffer: O. des Vossischen musenalmanachs auf 1776 und 1778 ist Herder versteckt; vgl. Redlich, Versuch eines chifferulexikons, Hamburg 1875, s. 27. Das gedicht wurde im Vossischen almanach auf 1778 nicht gedruckt.

Auf blatt 33b bis 35b Gerstenbergs

Kantate.

Ariadne auf Naxos (erwachend.)

Sey mir gegrüfst auf Naxos Höhn....

In wesentlich abweichender fassung bereits in Boies 1. sammelbuche unter nr. 1186 und in Boies 2. sammelbuche unter nr. 664. Diese beiden älteren niederschriften stimmen — abgesehen von geringfügigen varianten und verschiedenheiten der interpunktion und orthographie — überein. Sie sind verwandt mit dem abdruck in den Unterhaltungen VIII. 5. stück november 1769, Hamburg s. 384. Doch gehen Boies niederschriften schwerlich auf diesen druck zurück. (Die verschiedenen einzelausgaben habe ich nicht zur hand.)

Boies niederschrift hier im 3. sammelbuche bringt eine spätere, wesentlich geänderte fassung, die aber noch nicht die endgiltige textgestalt darstellt. — Zur niederschrift im 3. sammelbuche fügte Boie später erhebliche varianten hinzu, die dem druck der Wiener ausgabe (Sämtliche poetische schriften von Joh. Wilhelm von Gerstenberg II. Wien 1794 s. 1) entsprechen. Der text der Wiener ausgabe ist verwandt mit Gerstenbergs Vermischten schriften von ihm selbst gesammelt. II. Altona 1815 s. 73. Die Altonaer ausgabe erschien erst nach Boies tode.

Mit diesem eintrage schliesst Boies 3. sammelbuch.

Überblickt man Boies sammelbücher, so müsste man aus ihnen allein schon, ohne Boies leben und seine korrespondenz zu kennen, den schluss ziehen, dass dieser fleissige aufzeichner mit einer grossen reihe dichtender zeitgenossen in beziehung stand. Wir wissen, dass er enge, persönliche verbindungen zu so manchem dichter hatte. So hat Boie als ein interessierter liebhaber und als bewährter herausgeber von der damals erblühenden dichtung zahlreiche poetische gaben — grosses und bedeutendes, kleines und vergängliches — zusammengetragen. Meine textkritischen andeutungen, die auf Boies vergessene sammelbücher hinweisen, zeigen, dass hier ein reicher schatz zu heben ist. Denn Boies handschriftliche überlieferung, die bei der sorgfalt des sammlers ihren wert hat, weiss unsere kenntnis von manchem dichterwort jener zeit und von der form, die es gefunden, nicht unbeträchtlich zu mehren.

Luise Mejers sammelbuch.

Bezüglich der Klopstockschen und Herderschen gedichte hat diese handschrift nur einen geringen wert; Luise Mejers niederschrift ist abhängig von den Boieschen sammelbüchern. Das schliesst natürlich nicht aus, dass ihre sammlung auch eine ganze reihe von stücken bringt, die bei Boie fehlen. Über die Bürgerschen gedichte ihrer

niederschrift vgl. Bürgers gedichte hsg. von Consentius 2. aufl. II. in den anmerkungen. — Neben deutschen gedichten trug sich Luise Mejer mit vorliebe englische dichtungen in ihr buch ein und begegnete sich bei dieser neigung für englisches wieder mit Boie.

In ihrem sammelbuch auf blatt 1a bis 2b Herders:

Als mein Freund Sympathie und Tugend fang.

Sympathie, und Freundfchaftswonne fingen . . .

Vgl. Boies 3. sammelbuch zum schluss blatt 23 b.

Anschliessend auf blatt 2b bis 3a in Herderscher übersetzung:

Shaccespear's twelfth night; come away, come away, death!

Süfser Tod, süfser Tod! Komm! . . .

Vgl. Boies 3. sammelbuch zum schluss blatt 22 b.

Diese eintragungen gehen durchaus auf das Boiesche 3. sammelbuch zurück. Damit ist der zeitpunkt, wann frühestens die sammlung der Luise Mejer begonnen sein kann, gegeben.

Ich verzeichne noch, zur weiteren datierung, die letzten eintragungen ihrer handschrift.

Auf blatt 102a:

Gedichte nach Walter von der Vogelweide
von Gleim.
Ueber fein langes Leben.
Erfter Th: S. 141.
Ich feh, in Gottes Welt, mich um, . . .

Vgl. [Gleim,] Gedichte nach Walter von der vogelweide. O. O. 1779 s. 25. — Es liegt lediglich die abschrift vor.

Auf blatt 102b bis 103b:

Halladat, oder das rothe Buch. Dritter Theil. Gleim.
Der gute Töpfer.
Im Schatten des berühmten Ahornbaums, . . .

Vgl. Gleims sämtliche werke hsg. von W. Körte VI. 1812 s. 148. Der Halberstädter druck von 1781 vom Halladat 3. teil blieb mir unzugänglich.

Auf blatt 104a bis 105a:

Halladat. Gleim
V.
Der Jäger.
Abazadall, ein grofser Jäger, ging . . .

Vgl. Gleims sämtliche werke hsg. von W. Körte VI. 1812 s. 144.

Weiterhin auf blatt 105a und 105b, einem losen, unbezifferten blatte und auf blatt 106a:

Das Gräschen. Rofaliens Briefe 3ter Theil.
Gräschen, beperlt vom Thau, . . .

*Vgl. Rosaliens briefe an ihre freundin Mariane von St**. Von der verfasserin des Fräuleins von Sternheim [= Sophie von la Roche]. 3. Thl. Altenburg 1781 s. 89. — Es liegt lediglich die abschrift vor.*

Als letzter eintrag auf blatt 106a und 107b, wobei die blätter 106b und 107a versehentlich übersprungen und leer geblieben sind:

The Inconftant.

Fair and foft and gay and young, . . .

Im ganzen drei strophen, jede zu acht versen.

Verf.?

Bei dem plane meiner mitteilungen begnüge ich mich mit dem hinweise auf zwei Vossische gedichte:

Auf blatt 37a und 37b:

An Selma. Den 29ten Oct. 1773. Vofs.

Bey dem freundlichen Stern, der dich mit Ahndungen
Sanft befchimmert, wenn mitfühlend der dumpfe Quell
Und des bunten Gebüfches
Abendlispel mir Selma tönt!
Bey den Träumen voll Glanz, welche du Staunende
Nicht zu deuten vermagft! Selma, verfchleufs den Wunfch
Der im Schauer des Tieffinns
Dir den bebenden Bufen hob!
Ach! zu feliges Loos, dafs der verjüngte Lenz,
Seines Barden Gefang[1] dort in der Blüthen Nacht
Aus fo heiligen Lippen
Einzuathmen, mich würdige!
Wie der Harfe Getön unter befeeltern
Harmonieen der Braut, fchwebte des Liedes May
Schüchtern unter der Stimme
Seiner blühenden Leferin.
Doch im feftlichen Schmuck, den dir die Herrlichkeit
Deines Geiftes umftralt, tritt vor Jehovens Thron:
Bald find Wahrheit die Träume,
Die dir nächtlich mein Engel fchuf.
An dem funckelnden Beet, wo der umwölckte Mond
Und die Nachtigall dich tief in Gedanken fenckt,
Stehet plözlich dein Bruder,
Und ein Fremdling an feiner Hand.
Selma, wenn dir alsdann fchnelle Vergefsenheit
Deiner leichteren Tracht, wenn dir dein lautes Herz,
Deines Grufses Verftummen
Dir Weifsagte, dafs ich es fey!

Zu Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 120 bietet die niederschrift erhebliche varianten. — Zur letzten strophe vgl. auch Voss' Gedichte I. Hamburg 1785 s. 255 'An Selma' die schlussstrophe (Sämtliche werke 1835 s. 121).

Auf blatt 52b und blatt 53a:

Die Laube. Vofs.

Mit des Jubels Donnerfchlägen, . . .

Zum Vossischen musenalmanach 1778 s. 134 bietet die handschrift varianten; ich führe die fünfte strophe an:

1) Kleiftens Frühling. [Anm. der Hdschr.]

Alle Kreaturen loben,
Wachteln unten, Lerchen oben;
Schafe blöcken durchs Gefild
Und der Stier im Sumpfe brüllt!

— *Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835. s. 160.*

Notizbuch des N. N.

Diese handschrift bringt bei ihren sehr verschiedenartigen eintragungen unter anderem zahlreiche zitate aus klassischen autoren, präparationen, wie sie sich ein schulmann machen konnte, notizen aus älteren druckschriften und auszüge aus journalen, daneben vielfache eintragungen, die sich auf den gang der französischen revolution beziehen.

Damit sind für die entstehungszeit schon bestimmte jahre angedeutet. Denn es handelt sich nicht um die nachträgliche sammlung solcher notizen zur zeitgeschichte; vielmehr muss der besitzer des buches seine eintragungen während der ersten revolutionsjahre gemacht haben. Sein notizbuch bringt nämlich auf s. 336, in einer besonderen. dazu vorgesehenen rubrik – auf die auch die inhaltsübersicht am schlusse verweist – eine sorgsam geführte totenliste, die mit dem jahre 1794 anfängt und mit dem märz 1795 abbricht. Die letzten eintragungen in dieser liste lauten:

'd. 10 märz † A. G. Carſtens 82 J.
„ 19 „ „ J. A. Ebert geb. 1723.
„ 21 „ „ D. Christoph Kaufmann zu Herrenhuth 42 J. alt.'

Mit diesen eintragungen ist das blatt nicht gefüllt; das ganze notizbuch ist auch längst nicht vollgeschrieben; aber mit diesem datum endet die chronologische liste der verstorbenen.

Durch diese totenliste ist ein fester termin auch für die übrigen notizen und gedichteintragungen der handschrift gegeben.

Vossiana.

Was das notizbuch an Klopstockschen gedichten enthält, habe ich oben bd. 48 s. 418 aufgeführt. Es sind vier gedichte, die in den jahren 1792 bis 94 entstanden oder gedruckt wurden, von denen sich drei auf die französische revolution beziehen. Einen besonderen, kritischen wert für Klopstocks text haben diese abschriften nicht.

Beachtenswerter scheinen mir die zahlreichen gedichte von Joh. Heinr. Voss zu sein, die in unserer handschrift zusammengetragen sind. Es handelt sich – abgesehen von einem sehr viel älteren gelegenheitsgedichte von 1773, das der familie Boie gewidmet ist –

un gedichte, die sämtlich 1792 bis 1795, und zwar zumeist in den beiden für Voss sehr ergiebigen jahren 1794 und 1795 entstanden sind. Darunter eines, das im notizbuch auf s. 154 ohne überschrift mitgeteilt ist (Mit uns ift Gott! Mit uns ift Gott! . . .) und in Voss' werke nicht aufgenommen wurde. Es ist ein älteres freiheitslied, das noch aus Voss' Göttinger zeit stammt, aber während der französischen revolution umgeformt und an eine neue adresse gerichtet wurde; nicht mehr an die Deutschen, sondern an die Franzosen! Trotzdem war die politische ansicht des dichters die gleiche geblieben. Das ziel des kampfes, die sache der freiheit selbst, hatte sich für Voss so wenig verändert, dass ihm die älteren verse noch nach zwei jahrzehnten als der ausdruck seiner unveränderten gesinnung galten. Diese spätere umformung dürfte ungedruckt geblieben sein.

Eine stattliche zahl der vielen gedichte aus Voss' späten, lyrischen erntejahren, die unsere handschrift gesammelt hat, wurde im zweiten bande von Voss' gedichtsammlung, der in Königsberg 1795 erschien, gedruckt. Dieser zweite band war dem ersten nach zehn jahren gefolgt! Zur füllung des bandes hatte es einer neuen schaffensperiode bedurft. – Sehr viel mehr der handschriftlich gesammelten gedichte dienten Voss zur aussteuer der jährlichen bändchen seines almanachs, bis zum ende ihrer langen reihe, bis zum jahre 1800. Die fülle der verse von 1794 und 1795 verteilte Voss, dessen produktive kraft noch keineswegs erschöpft war, auf die einzelnen jahrgänge des musenkalenders. – Als dieser almanach aufhörte, als Voss darauf, er zog aus Eutin fort, dem publikum seine sämtlichen gedichte in einer neuen ausgabe gesammelt vorlegte (Königsberg 1802) griff der dichter wieder auf den vorrat der jahre 1794 und 1795 zurück. Einige gedichte wurden wohl erst in der auswahl der letzten hand, in der Königsberger ausgabe von 1825, veröffentlicht, andere erhielten – nach Voss' tode – in den zu Leipzig 1835 erschienenen sämtlichen werken ihren platz.

Unsere handschriftliche überlieferung bleibt den späten drucken gegenüber wichtig. Zwar bietet das notizbuch des N. N. nicht die Vossische handschrift selbst; aber doch eine niederschrift, die fast unmittelbar nach dem entstehen der gedichte gemacht wurde. Und war es im grossen und ganzen auch nicht die art des älteren Voss, seine gedichte, denen er einmal eine feste form gegeben, beim späteren druck durchgreifend zu ändern, ihnen umgestaltend eine wesentlich andere fassung zu geben – dennoch zeigt die ältere niederschrift zu den späteren drucken varianten, die bemerkenswert bleiben.

Leider fehlen dem Boieschen nachlass die briefe von Voss und von Ernestinen. Dafür sind Boies eigene briefe an seinen schwager und die schwester in die Boieschen papiere zurückgeflossen. Diese korrespondenz, die sich über mehr als drei jahrzehnte erstreckt, weist für die jahre 1792 bis 1795, d. h. für die jahre, die gerade für unsere handschrift in betracht kommen, eine lücke auf, die nicht ganz zufällig zu sein scheint. Denn auch in Boies briefen an frau von Pestel († 1805), die gleichfalls im Boieschen nachlass ruhen, fehlen z. b. alle briefe aus dem jahre 1794. In brieflicher verbindung hat Boie während dieser jahre ganz bestimmt mit seinen vertrauten korrespondenten, mit dem schwager und mit frau von Pestel, gestanden; aber seine briefe aus den politisch erregten zeiten, die auch ruhige naturen mit sich fortrissen, bis im weiteren verlauf der revolution die ernüchterung eintreten musste, dürften später absichtlich vernichtet sein. — Was der Vossische nachlass, der in München ruht, etwa an ergänzungen bietet, habe ich zum zwecke dieser kurzen mitteilungen nicht eingesehen.

Einen ersatz für die lücken in der korrespondenz mit Voss und frau von Pestel können Boies briefe an Friedrich Nicolai zwar nicht geben, denn dieser briefwechsel ist auf einen ganz anderen ton gestimmt. Ein paar stellen aus Boies briefen an Nicolai führe ich doch an:

Boie, Meldorf den 23. november 1794. an Nicolai: '. . . Voſs hat mir 6 neue Lieder, eins naiver, lieblicher, ſtärker, ich mögte ſagen erhabener als das andre, alle Kinder des Novembers, geſchickt, die ich, wie gern, mit Ihnen leſen mögte; aber aus der Hand geben darf ich ſie nicht, da ſie dem nächſten Almanach beſtimmt ſind, und vorher nicht bekant werden dürfen. Indeſs, wenn Sie mir verſprechen es nicht aus Ihrer Hand zu geben, ſchreibe ich Ihnen den Quellgeſang ab, der Sie vorzüglich freuen wird. Heute, obgleich ich Ihr vorher gegebenes Wort nicht brauchte, ſchicke ich es nicht; Voſsens Verſe und meine Reime müſſen nicht zuſammen geleſen werden . . .'

Boie, Meldorf den 22. januar 1795, an Nicolai: 'Mein Verſprechen Ihnen, mein wertheſter Herr und Freund, einige Voſsiſche Lieder gelegentlich abzuſchreiben und mitzutheilen, war kein Verſprechen des Eigennutzes, oder ein Verſuch, auf dieſe Weiſe das von Ihnen zu erhalten, was Sie nicht aus der Hand zu geben durch Ihr Wort gebunden ſind. Ich glaubte Ihnen ein Vergnügen zu machen, und hatte damals, als ich der Lieder erwähnte, nur nicht Zeit zum Abſchreiben. Hier ſind einige, von denen ich nur keine andre Abſchrift zu erlauben bitte, weil ich noch nicht weis, welchen Gebrauch der Dichter davon zu machen denkt. Er fährt noch immer fort zu ſingen, und hatte vor drei Wochen, als ich die letzte Nachricht von ihm hatte und der junge Niebuhr mit Henslern in Eutin war, über 60 Lieder gedichtet. Man muſs ihn notwendig lieb haben, wenn man weis, daſs allein die ihm auch geglückte Abſicht, ſeine durch das Leiden unſers Bruders bekümmerte Frau und dieſen ſelbſt zu erheitern, ihm die Leier wieder in die Hand gegeben hat . . .'

Vossens 'Quellgeſang' (Als Hirten ſtehen wir und lauſchen . . .) und viele andere lieder gerade aus dieser zeit sind in unserer handschrift zu finden. Und was Boie über Voss' bemühung gesagt, über sein bestreben, durch gesang die letzte lebenszeit des kranken bruders und schwagers Rudolf Boie zu erheitern, hat Voss

in schlichter weise selbst bestätigt[1]. — Christian Rudolf Boie, der als konrektor auch in amtlicher verbindung mit Voss stand und den rest seines kurzen lebens in dem traulichen, schönen Eutiner familienkreise verbrachte, starb am 16. april 1795.

Es handelt sich bei den gedichten, über die Heinrich Christian Boie entzückt war — freilich hat er mehr und mehr in späteren jahren, als er in dem abgelegenen Meldorf von literarischen verbindungen fast abgeschnitten war, den dichter und schwager stark überschätzt — meist um gelegenheitsgedichte Vossischer hauspoesie. Vossens muse, etwas pedantisch und steif, ganz wie es Vossens phantasiearmer art entsprach, sass gern, des schmauses froh, bei tisch und feierte ländliche feste oder brachte polternd die starre, unduldsame politische gesinnung des dichters, dem wahre toleranz auch auf kirchlichem gebiete versagt war, zum ausdruck. Diese gedichte sind grossenteils kommandierte poesie. Hier erfüllten sie den guten zweck, den lebensabend des kranken, jüngeren schwagers zu verschönen.

Im notizbuch des N. N. sind folgende gedichte, bei denen Voss als verfasser genannt ist, eingetragen; nach der alten seitenzählung auf

seite 39: Agathon an den König Archelaus.

Drey Lehren faſs' ein Herrſcher wohl ins Herz: . . .

Quellenangabe: Barneſ. in vita Eurip. *Unterzeichnet:* Vfs. *Zum Vossischen musenalmanach 1794 s. 72 und dem abdruck in Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 290 bietet die handschrift varianten.*

Weiterhin in fortlaufender folge von

seite 72 ab: Der Geiſt Gottes.

Was lauſcheſt du, o Volk der Allemannen, . . .

unterzeichnet: Voſs. *Vgl. Vossischer musenalmanach 1796 s. 3. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 204.*

Seite 72 Der Agneswerder.

Das Weiblein thut ſo heftig, . . .

unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 24 bietet die handschrift nur geringe varianten. Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 215 geben, ausser varianten, zwei strophen mehr.*

Seite 74 Der Frauentanz.

Die Mädchen.

Mit heran in den Tanz, . . .

unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 22 bietet die handschrift nur geringe varianten. In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 205 gekürzt und geändert.*

Seite 75 Frühlingsreigen.

Jünglinge u. Mädchen.

O wie dem Mai die Natur ſich verjüngt! . . .

unter der überschrift das versschema. Unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 138 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 205.*

1) Voss' Sämtliche gedichte, Königsberg 1802, V. s. 297 f.

Seit 76 Brauttanz.

Jünglinge u. Mädchen.

Nim dich in Acht, du Bräutchen, in Acht, ...

unterzeichnet: Vofs. *Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Zu Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1802, V. s. 173 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 219.*

Seite 78 Winterreigen.

Tänzer.

Sei, Winter, gegrüfst, du freundlicher Greis! ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1798 s. 110 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 213.*

Seite 79 Brauttanz.

Tanzt, ihr Jünglinge, tanzt, ihr Schweftern! ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 7 bietet die handschrift nur geringe varianten. — In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 212 um eine strophe erweitert.*

Seite 80 Die Abendftille.

Schön vom Abend, fchön ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 57 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 223 um eine strophe erweitert.*

Seite 81 Die erneute Menfchheit.

Stille herfch', Andacht, und der Seel' Erhebung, ...

unterzeichnet: Vofs. *Der handschrift, die zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 12 varianten bietet, fehlt das vorgedruckte versschema. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 134.*

Seite 82 Vaterlandsliebe.

Ein edler Geift klebt nicht am Staube; ...

unterzeichnet: Vofs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795 s. 244 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 202*[1].

Seite 82 An Schulz.

Eile nicht zum Sternenchor, o Sänger: ...

unterzeichnet: Vofs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795 s. 247 bietet die handschrift nur ganz geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 220.*

Seite 83 Erneftinens Geburtstag. 1795

Jeder heut will Erneftinen, ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 59 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 224.*

Seite 83 Freude vor Gott.

Uns freuen wollen wir vor Gott: ...

unterzeichnet: Vofs. *Der Vossische musenalmanach 1800 s. 217 bringt, mit geringeren varianten, nur sechs strophen, die handschrift bietet sieben. Hinter der gedruckten 4. strophe in der handschrift:*

Geniefst, ihr Staubesföhn', erfreut
Der Dämmrung jener Herlichkeit!

1) Den abdruck im Genius der zeit april 1795 s. 393, auf den W. Herbst, J. H. Voss II. 1. 1874 s. 362 verweist, hatte ich nicht in der hand.

Dem mattern Sinn in dieſer Trübe
Wie ſtralt ſie doch, die Wunderliebe!
Wie wärmt, wie läutert ſie das Herz,
Und ſchwingt vom Staub es himmelwärts!

— *Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 218.*

Seite 84 **Die Dichtkunſt.**

Nicht ſchämet euch zu ſingen, . . .

unterzeichnet: Voſs. *Vgl. Die horen 1795, 7. stück s. 77; die handschrift bietet geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 224.*

Seite 84 **Weihe der Schönheit.**

Die Schönheit iſt des Guten Hülle; . . .

ohne Unterzeichnung. Vgl. Die horen 1795, 5. stück s. 135; die handschrift bietet nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 190.

Seite 85 **Der gute Wirt.**

Schenkt, ihr Lieben, ſchenkt doch ein! . . .

unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 193 bietet die handschrift nur geringe varianten; aber bei jeder strophe die vorschrift, dass der chor die letzten zwei verse der strophe wiederholt. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 196.*

Seite 86 **Die Kirche.**

Du, Vater, ſandteſt deinen Sohn, . . .

unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 203 bietet die handschrift varianten. Die beiden letzten verse der 6. strophe in der handschriftlichen und jedesfalls älteren überlieferung:*

Denn lange dunſtet', öd' und dumpf,
In kalter Nacht ein öder Sumpf.

— *Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 199.*

Seite 87 **Das Nachleben.**

Jung iſt alles heut und fröhlich; . . .

unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 34 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche Werke, Leipzig 1835, s. 221.*

Seite 88 **Sängerlohn.**

Einer.

Ein neues Lied, ihr wackern Brüder, . . .

unterzeichnet: Voſs. *Vgl. Die horen 1795, 5. stück s. 138; dazu das verzeichnis der druckfehler. Die handschrift bietet varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig, 1835, s. 222.*

Seite 89 **Die Ruhe.**

Wir mögen uns der Sorg' entſchütteln, . . .

unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 42 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 222 und s. 354.*

Seite 90 **Die Merzfeier.**

Feſtlich prangt mit grünem Eppich . . .

unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 93 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 225.*

Seite 91 **Das Oberamt.**

Vernehmt, ihr Volksgebieter, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Die handschrift bringt neun strophen, der Vossische musenalmanach 1800 s. 102, neben geringeren varianten, nur acht. Hinter der gedruckten 5. strophe bietet die handschrift folgende 6.:*

Geordneter Berather
Erwägung leuchtet dir:
Nicht Landesherr noch Vater,
Entfcheideft du nach Kühr:
Was kluger Aeltften Mehrheit will,
Sei dir des Volks Gefez und Bill.

— *Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 228 und s. 355.*

Seite 91 Die Morgenheitre.

Du kühle Morgenftunde, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 1 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 224.*

Seite 92 Abgefchiedenheit.

Endlich heimgekehrt, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 81 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 230.*

S. 93 Sehnfucht.

Freundlich ift das Wetter . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1797 s. 85 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 227.*

Weiterhin in fortlaufender folge von

seite 149 ab: Die Veredelung. Im Jul. 1793.

Der Geifteswildheit Nacht voll Grauen . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1794 s. 164 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 184.*

Seite 150 Edel und Adelich.

Edlere nennft du die Söhne Gewapneter, die in der Vorzeit . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1794 s. 15 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 281.*

Seite 151 Burkens Denkmal.

Nach Goldfmith. *Retaliation, a poem. 8 edit. Lond.* 1776.

Hier, Wanderer, nach Hader, Zank und Straufs, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Mit geringfügigen varianten im Vossischen musenalmanach 1794 s. 172; dort unterzeichnet:* B. — *Fehlt Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1825 und Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835.*

Unsere handschrift nennt Voss fälschlich als verfasser dieses epigrammes auf Edmund Burke (1730–1797). Die unterzeichnung im musenalmanach weist vielmehr auf Boie hin; vgl. Redlich, Versuch eines chiffernlexikons, Hamburg 1875. s. 23. Weinhold, Boie 1868, s. 343. Diese deutung der chiffer wurde von Boie selbst, bei erscheinen des almanachs, bestätigt. Boie schreibt am 22. dezember 1793 an frau von Pestel: '. . . Mich freut, dafs meine kleinen poetifchen Spielwerke Ihren Beifall haben. Ich denke fie mit mehreren zum Theil noch nicht vollendeten einmal für meine Freunde zu fammeln, und dann felbft die Grabfchrift auf Burke nicht auszulafsen, die, wenn einmal das politifche Für und Gegen aufhört, vielleicht allen Stimme der Wahrheit fcheinen wird. . . .'

Weiterhin in fortlaufender folge von
seite 152 ab: Elegie. 1773.

Liebe Mädchen, was quält ihr mit troftverlangender Klage . . .

unterzeichnet: V. Zum Göttinger musenalmanach 1774 s. 197 bietet die handschrift zahlreiche varianten. — In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835, s. 118 in wesentlich abweichender fassung.

Über den almanachsdruck dieses gedichtes auf den tod seiner schwester Meta († 2. Juli 1773) Boie am 19. september 1773 (in der fortsetzung seines briefes vom 21. august 1773) an seine schwester Ernestine: '. . . Die letzten Bogen des Almanachs fchliefs ich dir bey, da die andern Briefe fchon zugemacht find. Vofsens Denkmal unfrer verewigten Meta wird euch allen gewifs Thränen koften, wie mir. Die Namen find nur in wenigen Exemplaren ausgedrückt . . .' Ferner: Briefe von Joh. Heinr. Voss hsg. von Abraham Voss I. 1829 s. 220 f.

Seite 154 *ohne überschrift:*

Mit uns ift Gott! Mit uns ift Gott!
Und ftärkt uns Herz und Hand!
Für Erbrecht herrfcht und Machtgebot
Gefetz und Vaterland!

Ift einem noch die Knechtfchaft werth,
Und zittert ihm die Hand,
Zu heben Kolbe, Lanz' und Schwert,
Wenn's gilt für's Vaterland!

Weg mit dem Feigen! Weg von hier!
Er bettl' um Schranzenbrot!
Und fauf' um Fürften fich zum Thier!
Und bub' und läftre Gott!

Und putze feinem Herrn die Schuh'
Und führe feinem Herrn
Sein Weib und feine Tochter zu,
Und trage Band und Stern!

Mit uns ift Gott! Mit uns ift Gott!
Wir Francken harren fein!
Und rufen: Freiheit oder Tod!
Und fchauen über'n Rhein!

Uns, uns gehöret Hermann an,
Und Tell, und Naffaus Held,
Und jeder freie deutfche Mann:
Wer hat den Sand gezählt!

Ob uns ein Meer entgegenwallt:
Hinein! Sie find entmannt!
Die Knecht', und ftreiten nur im Sold,
Und nicht für's Vaterland!

Hinein! Das Meer ift uns ein Spott!
Und fingt mit lautem Klang:
Ein fefte Burg ift unfer Gott!
Der Freien Schlachtgefang!

Der Freiheit Engel ſchwebt daher
Auf Wolken Pulverdampf;
Schaut zornig auf der Feinde Heer,
Und ſchreckt ſie aus dem Kampf.

Sie fliehn; der Fluch der Länder fährt,
Gleich Blitzen, ihnen nach,
Und ihre Rücken kerbt das Schwert
Mit feiger Wunden Schmach.

Auf rothen Wogen wälzt der Rhein
Die Sklavenäſer fort;
Und ſpeit ſie aus, und ſchluckt ſie ein,
Und jauchzt am Ufer fort;

Und ſieht an beiden Ufern hin
Vom Quelle bis zum Meer,
Vereinte Brudervölker blühn,
Und Freiheit rings umher! V.

Fehlt in dieser form den Vossischen musenalmanachen und den ausgaben der gedichte. — Aus einer Eutiner handschrift teilte W. Herbst, J. H. Voss II. 1. 1874 s. 298 f. von diesem gedichte 'Für die Franken am Rhein' drei strophen mit, die leichte varianten bringen. Die Eutiner handschrift gibt die strophen anscheinend in anderer folge.

Es handelt sich um die verkürzende umbiegung des 'Trinklieds für Freye' (Vossischer musenalmanach 1776 s. 107; Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 155). Dieses trinklied forderte die Deutschen zum kampf gegen ihre despotischen fürsten auf. Die umbiegung ist ein den Franzosen der revolutionszeit in den mund gelegter schlachtgesang gegen Deutschland, soweit es sich der revolutionären bewegung nicht anschliessen wollte.

Seite 155 Hymnus der Freiheit.
Mel. Marſch der Marſeiller.
Sei uns gegrüſst, du holde Freiheit! . . .

unterzeichnet: V.[1] *Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Zum Schleswigschen journal, 2. stück februar 1793 s. 252 bietet die handschrift nur geringe varianten. Zu Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1802, IV. S. 212, die das gedicht in umgearbeiteter fassung bringen, zahlreiche und erhebliche varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 183.*

Den stark durchkorrigierten entwurf, von Voss eigener hand geschrieben, besitzt die Königl. bibliothek zu Berlin aus der Partheyschen autographensammlung.

Weiterhin in fortlaufender folge von
seite 184 ab: Morgenlied.
Erwacht in neuer Stärke, . . .

unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 195 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 191.*

1) Es folgt im notizbuch des N. N. auf seite 158:
Hymne des Marſeillois.
par Mr. Dreux. [*Dies wort gestrichen; daruntergeschrieben:* Delisle. *Späterer zusatz:* Rougez iſt Verfaſſer.]
Allons, enfans de la patrie, . . .

Seite 184 Der Kälberrath.

Hört, Freunde, hört den klugen Rath! ...

unterzeichnet: Vofs. *Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Zu Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1802. VI. s. 185 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 267.*

Seite 185 Abendlied.

Das Tagewerk ift abgethan. ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 122 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämmtliche werke, Leipzig 1835, s. 191.*

Seite 185 Der zufriedene Greis.

Ein Nachbar vor Gleims Hüttchen.

Ich fize gern im Kühlen ...

unterzeichnet Vofs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 258 bietet die handschrift nur ganz geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 189* [1].

Seite 186 Mein Sorgenfrei.

Wenn ich nur bei Laune bin; ...

unterzeichnet: Vofs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 249 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 209.*

Seite 187 Die Kartoffelernte.

Kindlein, fammelt mit Gefang ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 51 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 197.*

Seite 188 Vor dem Braten.

Sehr willkommen, lieber Hafe, ...

unterzeichnet: Vofs. — *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 75 bietet die handschrift varianten. Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 198 in gekürzter form.*

Seite 188 Die Nähftube.

Fleifsig immer feyn, ...

unterzeichnet Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1798 s. 141 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 195.*

Seite 189 Die Braut am Geftade.

Schwarz, wie Nacht, braufeft du auf, Meer! ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 156 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 212 in erweiterter fassung.*

Seite 189 Die Andersdenkenden.

Wohlan! wir bleiben einig, ...

unterzeichnet: Vofs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 239 bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 202* [2].

Seite 189 Entfchloffenheit.

Vorwärts, mein Geift, den fchroffen Pfad! ...

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 106 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 193.*

1) Den abdruck im Genius der zeit märz 1795 s. 341, auf den W. Herbst, J. H. Voss II. 1. 1874 s. 361 verweist, hatte ich nicht in der hand.

2) Den Genius der zeit märz 1795 s. 339, auf den W. Herbst a. a. o. verweist, hatte ich nicht in der hand.

Seite 190 Die Wehklage.

Wehe mir! ich armer Sänger kann . . .

unterzeichnet: Vofs. *Voss' Gedichte II. Königsberg 1795, s. 256 bringen sieben strophen, von denen die gedruckte 4. der handschrift, die varianten bietet, fehlt. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835. s. 193.*

Seite 190 Die Duldfamkeit.

Wir leben nicht; uns träumet . . .

unterzeichnet: Vofs. *Der Vossische musenalmanach 1797 s. 93 bringt nur fünf strophen; die handschrift sechs. Als vorletzte strophe der handschrift:*

Ihr feht der Höh Erfcheinung,
Und nennt fie gläubig Gott,
Gebietet eure Meinung,
Und dräuet Straf' und Tod.
Gott glauben auch die Andern:
Nur anders flehn fie an.
Lafst friedfam jeden wandern,
Und glauben, was er kann!

Auch Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 199 bringen nur fünf strophen.

Seite 191 Die Arbeiter.

Frifchen Mut, ihr wackren Leute! . . .

unterzeichnet: Vofs. *Der Vossische musenalmanach 1800 s. 23 bringt nur fünf strophen; die handschrift, die geringe varianten bietet, noch eine sechste schlussstrophe:*

Dann ans Werk, ward ausgeplaudert!
Chor. Fleifs auch fchmeckt!
Wer uns läffig fäumt und zaudert,
Chor. Wird geneckt!
Luftig, Kinder! fchaft zur Wette!
Müd' am Abend euch im Bette
Ausgeftreckt!
Chor. Luftig etc. etc.

Auch Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 201 bringen nur fünf strophen.

Seite 192 Dithyrambe.

Wenn des Kapweins Glut im Kryftall mir flammt; . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 94 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 206.*

Seite 192 Die Rofenfeier.

Traulich kamt zu dem Freund' ihr Freunde, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 67 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 208.*

Seite 193 Der Rofenkranz.

An des Beetes Umbüfchung . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 33 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 210.*

Seite 193 Der Frühlingsabend.

Nicht dein fchmelzender Zauberhall . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 88 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 211.*

Seite 194 Neujahrslied.
d. 31 Dez. 1794
Mit Andacht grüſst das neue Jahr! . . .
unterzeichnet: Voſs. *Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Vgl. Voss' Sämtliche gedichte, Königsberg 1802, V. s. 154. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 216.*

Seite 194 Neujahrslied.
d. 1 Jan. 1795
Hebt euer Haupt zum Himmel auf! . . .
unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 28 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 216.*

Seite 195 Gebet.
Vor dir, o Gott, zu beten, . . .
unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 185 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 217.*

Seite 196 Friedensreigen für Amerika.
Mit Geſang und Tanz ſei gefeiert, . . .
unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 140 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 220.*

Seite 197 Am Geburtstage.
Schmückt Tafel und Gemach, . . .
unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1798 s. 98 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 203.*

Weiterhin in fortlaufender folge von
seite 203 ab: Chorgeſang an der Quelle. d. 11. Nov. 1794.
Als Hirten ſtehen wir und lauſchen, . . .
unterzeichnet: Voſs. *Zum Vossischen musenalmanach 1796 s. 37 bietet die handschrift nur geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 185.*

Seite 205 Beim Erntekranz. d. 13 Nov. 1794.
Die Scheun' iſt vollgedrängt von Garben, . . .
unterzeichnet: Voſs. *Die erweiterte überschrift, die widmung und anmerkung im Vossischen musenalmanach 1796 s. 126 sind späterer zusatz, der in der handschrift fehlt. Zum text bietet die handschrift geringe varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 62 als einlage in die idylle 'Die Erleichterten'.*

Seite 208 Chorgeſang beim Rheinwein.
Ihr habt doch Wein genug im Hause? . . .
unterzeichnet: Voſs. *Fehlt den Vossischen musenalmanachen. Zu Voss' Sämtlichen gedichten, Königsberg 1802, IV. s. 246 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 187.*

Seite 209 Der Herbſtgang.
Die Bäume ſtehn der Frucht entladen, . . .
unterzeichnet: Voſs. *Zum Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen freunden für 1796 (Königsberg und Leipzig) s. 179 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 191.*

Seite 211 Pfingſtlied.
Schmückt das Feſt mit grünen Maien; . . .
unterzeichnet: Voſs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 264 bietet die handschrift erheblichere varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 194.*

Seite 213 Tifchlied.

Der Länder Frucht, hier aufgetifcht, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zum Vossischen musenalmanach 1800 s. 41 bietet die handschrift nur geringfügige varianten. — In Voss' Sämtlichen werken, Leipzig 1835. s. 196 um eine strophe gekürzt.*

Seite 214 An meinen Stolberg.

Hier unterm Baume wehts fo kühl, . . .

unterzeichnet: Vofs. *Zu Voss' Gedichten II. Königsberg 1795, s. 262 bietet die handschrift varianten. — Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 193*[1].

BERLIN. ERNST CONSENTIUS.

MISZELLEN.

Adhramire und die germanische framea.

Schon Wackernagel hatte Zfda. 2, 558 darauf hingewiesen, dass in einigen handschriften der Lex Salica der rechtsausdruck *adhramire* durch *adframire* wiedergegeben ist, und dabei die möglichkeit erwogen, hier einen etymologischen zusammenhang mit der germanischen *framea* anzunehmen.

adhramire oder *adframire* entspricht einem germanischen *hramjan*, bei Wulfila überliefert für griech. σταυροῦν = kreuzigen, anheften. Wie *wrakjan* zu *wrakja* (f. jo) würde sich dann *hramjan* zu **hramja* = framea verhalten, und diese bezeichnung würde nach Wackernagel als waffe bedeuten: 'die haftende und heftende'.

Grimm billigte diese vermutung Wackernagels[2], aber Müllenhoff lehnte eine solche deutung ab als 'sprachlich und methodisch gleich unzulässig, weil auch

1) Es sei noch auf H. C. Boies abschrift der Vossischen 'Grabfchrift unferes Haushahns' (Vossischer musenalmanach 1795 s. 113; Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 266) hingewiesen. Boie teilte dies gedicht mit geringen varianten brieflich am 8. dezember 1793 frau von Pestel mit und kam in einem weiteren briefe vom 22. dezember 1793 an frau von Pestel wieder auf diese grabschrift zu sprechen. Durch Boies briefe wird die datierung in Voss' Sämtlichen werken, die auch Sauer, Der Göttinger dichterbund I = Deutsche nationalliteratur bd. 49 s. 342 übernahm, berichtigt.

Im Boieschen nachlass befindet sich ferner ein loses blättchen — nicht von Boies, auch nicht von Vossens hand — das mit varianten die allerdings hier und da fehlerhafte abschrift vom 'Hochzeitslied für Friz und Heinrich Vofs. 1781' (Vossischer musenalmanach 1783 s. 38; Voss' Sämtliche werke, Leipzig 1835, s. 258) bringt. Dies blättchen nennt in der überschrift die sonst fehlenden namen des hochzeitspaares, denen das gedicht gewidmet ist, und das genaue datum:

Glückwunfch
an
Herrn Radieck.
und
Mamfell Henriette Sturm,
von
Friederich Leopold Vofs,
und
Johann Heinrich Vofs,
Otterndorf den 11ten Aug: 1781.

Vgl. auch W. Herbst, J. H. Voss I. 1872 s. 313.

2) Zfda. 7, 470 f. und Gesch. d. dtsch. spr. 513 f.

nicht ein einziges beispiel des gleichen lautüberganges innerhalb des deutschen selbst beizubringen ist'[1].

Müllenhoffs bedenken erscheint jedoch sofort hinfällig, wenn man annimmt, dass die germanische **hramja* erst im romanischen munde zur *framea* geworden und uns daher bei den lateinischen schriftstellern mit diesem anlaut überliefert ist.

Dass *fr* in romanischen, aus dem deutschen entlehnten wörtern für germanisches *hr* geschrieben wurde, beweisen beispiele aus dem altfranzösischen, wie: anfrk. *hrim* = reif — frz. *frimas* (pic. '*frimer*' = reifen, dazu '*frimaire*' = der reifmonat); afrk. '*hruoch*' = saatkrähe — afrz. '*fruec*'; afrk. '*hrokk*' = rock — '*froc*'; afrk. '*hrunkja* = runzel, dazu '*froncir*' = runzeln ziehen.

Dass diese lautsubstituierung aber auch schon im Vulgärlateinischen stattgefunden hat, ergibt sich aus gallolateinischen inschriften[2]. Befördert wurde sie zweifellos durch den umstand, dass das anlautende *h* im lateinischen schon am ende der republik im volksmunde geschwunden war, während es sich im munde der gebildeten noch etwas länger hielt[3].

Die vertretung des somit ungebräuchlich oder unbequem anmutenden reibelautes *h* durch *f* erklärt sich wohl daraus, dass dies eben der nächstverwandte homogene laut war: statt der tonlosen spirans *h* wurde die tonlose spirans *f* gesprochen[4].

Dass tatsächlich *f* als ein dem *h* naheverwandter laut von dem lateiner empfunden wurde, beweist der häufige wechsel dieser spiranten im anlaut[5] und die entsprechende lautsubstituierung im sabinischen latein, z. b. *hircus* > *fircus* *haedus* > *faedus*[6].

Wenn also vulgärlateiner, etwa römische soldaten, die germanische waffenbezeichnung **hramja* hörten, so war es für sie geradezu das nächstliegende, das wort als **framja* = framea weiterzugeben.

Mithin erscheint Wackernagels ansetzung framea < **hramja* sowohl sprachlich wie methodisch als durchaus zulässig.

Es soll nun im folgenden versucht werden, diese etymologie auch noch durch sprachvergleichende und rechtsgeschichtliche untersuchungen weiter zu sichern.

Das gotische verb *hramjan* hat seine entsprechungen in griech. κρεμάννυμι[7] = hänge, lit. *kariù* = hänge[8], ags. *hremman* = festmachen, hindern, an. *remma* = befestigen, mhd. *ramen* = suspendère[9]. Auf welche weise dies *hramjan* = festmachen, anheften bewirkt wurde, könnte aus den der **hramja* entsprechenden nominibus hergeleitet werden: griech. κρεμάς, ἄδος f. lit. *pakorė* = galgen, lett. *pakars* = haken, nagel, an dem man etwas aufhängt; ags. *heorr*, norr. *hiarre* = türangel, altnd. *hrania* = gestell, stifte, genus pene aculeo simile[10]; ags. *hramma* = klaue, tatze,

1) Dtsch. altertumsk. 628.
2) Pirson, La langue des inscriptions latines de la Gaule s. 83.
3) Gröber, Commentationes Woelflinianae 'verstummung des *h*, *m* und positionslange silbe im lateinischen' s. 172; Meyer-Lübke, Roman. lautlehre s. 316; Romania XI, 399.
4) Mackel, Die germanischen elemente im altfranzösischen und provenzalischen s. 135.
5) Sittl, Die lokalen verschiedenheiten der lateinischen sprache s. 6.
6) Schuchardt, Der vokalismus des vulgärlateins I, 89.
7) Boisacq, Dict. étymol. de la langue grecque s. 513.
8) Zupitza, Die german. gutturale s. 113.
9) Scherz, Gloss. 9.
10) Passio S. Dionis. bei Gallée, Vorstudien zu einem and. wörterbuch.

kralle. Derselbe stamm steckt wahrscheinlich auch in an. *hrammr* (adj.) beissend. scharf und in *hremma* = das scharfe, beizende. (z. b. des rauches), so dass die vermutung naheliegt. sich unter dem urbild der **hramja* als waffe einen scharfen, dolchähnlichen stift oder einen eisenstachel vorzustellen [1], befestigt auf einem hölzernen schaft, wozu auch das zeugnis des Tacitus c. VI stimmen würde: 'Hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel comminus vel eminus pugnent', zumal hier die *framea* im zusammenhang mit dem mangel an eisen und im gegensatz zu den maioribus lanceis genannt ist. Auch die archäologischen waffenfunde und die daran geknüpften untersuchungen würden mit dem geschilderten aussehen der framea übereinstimmen [2].

Bemerkenswert in diesem zusammenhange ist auch die von Grimm [3] angeführte stelle aus den Melrichstadter Weistümern: 'item, wenn ein zehntpflichtiger mann einen sohn, zwölf jahre alt, hat, und derselbig hat einen stab, der unten und oben ein rinken und stachel hat, der vertritt seinen vater zum satze.' Grimm fügt hier hinzu: 'der unmündige wird gleichsam hierdurch waffenfähig und selbständig.' Dieser stock mit dem eisenstachel als zeichen der waffenfähigkeit des sohnes und seines eintritts in das öffentliche rechtsleben erinnert auffallend an den bericht des Tacitus c. XIII: 'tum in ipso concilio vel principum aliquis vel pater vel propinqui scuto frameaque iuvenem ornant: haec apud illos toga hic primus iuventae honos; ante hoc domus pars videntur, mox rei publicae.'

Schliesslich gestattet der sach- und wortzusammenhang des aus dem germanischen ins lateinische als lehnwort übernommenen rechtsausdrucks *adhramire* noch eine schlussfolgerung auf die **hramja* als rechtssymbol. *adhramire* erscheint zumeist in der festen verbindung 'sacramentum adhramire', z. b.: M. G. cap. I. p. 284; 440 *sacramenta adhramire vel iurare* 431: *sacramenta adhramita* (weitere belege bei Du Cange), ebenso im afrz. Roman du Renart (*aramir un sairement*).

Es ist anzunehmen. dass das vorbild dieser lateinischen formel eine germanische rechtsformel war, und zwar wahrscheinlich: *eiđ hramjan*. Hierfür spricht auch der umstand. dass sich als glossierung [4] findet: *sacramentum adhramire:* mit eid staben.

Der symbolische rechtsvorgang der eidstabung spielte sich wahrscheinlich in der weise ab. dass 'der eidempfänger dem schwörenden einen stab hinhielt. der von diesem mit der hand berührt wurde' [5].

Auch dem ausdruck sacramentum adhramire = *eid hramjan* wird wohl ein solcher symbolischer vorgang zugrundeliegen. nur wurde wahrscheinlich anstelle des stabes die **hramja* (der speer) verwandt.

Das zeugnis des Tacitus, dass die Germanen stets bewaffnet einhergiengen [6], ferner der umstand, dass die framea die gebräuchlichste und jedem erwachsenen Germanen eigene waffe war. auch die besondere rolle, die der speer beim ger-

1) **hramja* = eisenstachel würde somit eine sachliche parallele zu got. *gazds* = stachel = lat. *hasta* ergeben: vgl. Hirt, Die Indogermanen I, 339.
2) Richard Wegner, Angriffswaffen der Angelsachsen s. 6; Petersdorff. Griechen und Germanen. Progr. Strehlen; Schweizer-Sidler. Tacitus' Germania s. 15.
3) Dtsch. rechtsaltertümer 137, 8.
4) Graff. Diut. I. 342b.
5) Hübner in Hoops' Reall. I. 523.
6) Tac. XIII.

manischen ding spielte[1], legt die vermutung nahe, dass nicht der stab, sondern der speer das beim schwören ursprüngliche rechtssymbol war[2].

Als ausdruck für das schwören eines besonders starken eides zitiert Grimm[3] noch eine stelle aus dem Simplicius simplicissimus 2, 428: 'dass du selbst, wann du mich reden hören, einem lauferboten seinen spiess entzwei geschworen hättest . . .'

Der waffeneid im allgemeinen ist auch sonst bezeugt bei Quaden, Franken, Sachsen und Angelsachsen[4].

Grimm allerdings ist der meinung, dass der ausdruck '*adhramire*' kein besonderes symbol voraussetze[5], sondern einfach 'geloben' oder 'bestätigen', bezw. 'befestigen', 'bestimmen' bedeute[6].

Diese ansicht trägt jedoch nicht der eigenart des altgermanischen rechtslebens genügend rechnung, für das die veranschaulichung des rechtsvorganges durch eine mimisch-dramatisch bewegte symbolische handlung geradezu charakteristisch ist.

Grimm beruft sich nun darauf, dass der ausdruck *adhramire* in enger verbindung mit anderen rechtsymbolen vorkomme, also unmöglich selbst ein solches symbol in sich schliessen könne, z. b. in einer urkunde Chlodowechs von 691 oder 692 '*quod et ita per fistuca risus est achramnisse*' oder cap. 3, 813 § 15. 46 *wadium adhramire* und *wadio adhramire*.

Hier braucht man jedoch nur eine erstarrung der alten rechtsformel anzunehmen, wie sie sich ebenfalls vielfach in späterer zeit bei dem ausdruck 'mit eid staben' findet, der auch in solchen fällen gebraucht wird, in denen gar nicht mehr der stab als rechtssymbol benutzt wurde, sondern wo der schwörende andere gegenstände, z. b. ein reliquiar berührte[7].

So wäre also der ausdruck *adhramire* noch zu einer zeit beibehalten worden, wo die **hramja* bereits durch ein jüngeres rechtssymbol ersetzt worden war.

Weitere belege dafür, dass die alte sinnliche bedeutung der formel in vergessenheit geriet, liefern wendungen wie '*se adhramire*' oder '*aliquem adhramitum habere*'[8].

KÖNIGSBERG. M. DABERKOW.

Briefe von Klopstock.

Que[d]linburg, den 16ten März 1751[9].

Liebe Schwefter,

Ich wäre mit der gröfsten Freude auf Eisleben gekommen, wenn ich nicht, fürs erfte notwendige Gefchäfte, wegen des neuen Drucks meines Ge-

1) Tac. XI und Schröder Z. R. G. 20, 53 ff.
2) Vgl. Schröder, Dtsch. rechtsgesch. s. 61 f. (Thévenin, Contributions à l'histoire du droit germanique', der in jedem bei einer rechtshandlung vorkommenden stabe die abwandlung einer waffe sieht); ferner Ehrenberg, Z. R. G. 16, 231; Kohler, Z. f. vergl. R. W. 5, 429 ff.; Lippert, Christentum, volksglaube und volksbrauch s. 520, der den schwurstab als 'rudiment der urwaffe' bezeichnet; im gegensatz hierzu: von Amira, Der stab in der germ. Rechtssymbolik.
3) Dtsch. Rechtsalt. 899.
4) Ib. 896, Hoops I, 523.
5) Dtsch. rechtsalt. 123.
6) Dtsch. rechtsalt. s. 844.
7) Hoops reall. I. 523.
8) Schröder, Dtsch. rechtsgesch. 305, 114.
9) Kurz vor Klopstocks reise nach Dänemark.

lichts[1] in Halle gehabt hätte: fürs zweite, ich Euch doch nur auf einige Stunden, wegen meiner Reifegefellfchaft, hätte fehen können, u[nd] mir diefs vielmehr, wie ein Abfchied, als ein wirklicher Befuch, vorkam. So bald ich wieder in Deutfchland komme, werde ich Euch gewifs fehen. Ihr könnt überzeugt feyn, dafs ich zärtlich liebe, u[nd], fo bald ich im Stande feyn werde, Euch meine Liebe durch Proben zeigen werde. Hannchen hat Euch die Briefe der Rowe gefchickt. Diefs Buch müffet Ihr, nach der *Bibel*, am meiften lefen, u[nd] ausüben.

Empfehlet mich der Fr[au] Hofräthinn, u[nd] dem Herr Hofrath, wenn Er zurück kömmt. Ich bin Euer treuer Bruder

F. G. Klopftock.

Ew. Hochwürden[2] Brief, u[nd] befonders auch feine Umftändlichkeit ift mir fo angenehm gewefen, dafs mir es empfindlich ift, dafs ich ihn nicht Punkt für Punkt beantworten kann. Aber ich habe heute einen fo ftarken Pofttag, dafs mir eine folche Beantwortung unmögl[ich] wird.

Mein Buch u[nd] der Subfcriptionsplan haben gar keine andre Verbindung mit einander, als dafs ich es nach diefem Plane herausgebe. Ich hätte jedes andre Buch, das ich etwa hätte liegen gehabt, auch dazu wählen können. Es kömt kein einziges Wort von der Subfcript[ion] in dem Falle [?] vor. — Ich habe freylich bey diefer Subfcript[ion] viel zu thun, aber wenn fie erft wird eingerichtet feyn, dafs heifst, wenn erft durch ganz Deutfchland genugfame u[nd] in den Zeitungen angezeigte Collect[eure] vorhanden feyn werden, dann werden die, welche nach mir, u[nd] auf meine Art [*die letzten drei worte über gestrichenem:* nach meinem Plane] wollen fubfcribieren lafsen, viel weniger zu thun haben. Denn fie finden dann fchon Collect[eurs] vor fich. — Nach dem, was Sie mir von Berlin fagen, fo brauche ich allerdings auffer Ihnen dort keinen Collect[eur] mehr. Von Wien hab ich, jetzt wenigftens noch, [*das letzte wort und komma nachträglich eingefügt*] viel beffere Ausfichten, als von Berlin. Überhaupt wird die Lifte der Subfcribenten, dadurch dafs bey jeder Stadt die Zahl ihrer Subfcribenten zuftehen kommt, ziemlich curieux werden. Man wird Zahl der Subfcribenten [*die beiden letzten worte nachträglich eingefügt*], und Gröffe der Städte mit einander vergleichen. Nach dem Plane erhalte ich zwar die Bezahlung bey der Empfangnehmung der Exempl[are] in Altona; aber in Abficht auf Ew. Hochwürden will ich gern eine Ausname machen. Nur bitte ich Sie, Niemandem davon zu fagen, dafs ich es thue. Sie brauchen mich alfo erft zu bezahlen, wenn Sie das Geld von den Subfcrib[enten] bekommen haben. Sie fehen leicht, dafs ich eben keine Subfcrib[enten] zu haben wünfche, die bey Ablieferung der Exempl[are] nicht bezahlen. — Ich mufs es darauf ankommen lafsen, was man von dem Inhalte meines Buches glaube. Denn ich habe mir einmal feft vorgenommen, kein Wort, das auch nur von fern einer Empfehlung ähnlich feyn könnte, davon [*dies wort später eingefügt*] zu fagen.

Es ift mir ein wirkliches Vergnügen, Sie zu bitten, ein Exempl[ar] der 4° Ausgabe des Meffias von mir zum Andenken anzunehmen, das heifst: 3 Theile. Den

1) Ostern 1751 erschien der 1. bd. des 'Messias' in Halle bei Carl Hermann Hemmerde.

2) Das subfcribentenverzeichnis zur 'Gelehrtenrepublik' nennt für Berlin den pastor Lüdke als 'Beförderer', der 14 subskribenten zusammenbrachte. Als 'Collecteur' war in Berlin noch der cantor J. S. Pochhammer tätig.

4ten bekommen Sie so bald er gedruckt ist [*die beiden letzten worte statt gestrichenem:* vollendet ist]. Sagen Sie mir nur die Gelegenheit, durch welche ich die 3. Theile überschicken soll. Ich verharre mit wahrer Hochachtung

Ew. Hochwürden gehorsamster D[iener]

Klopstock

Hamburg den 23 *Jun.* 73.

Hamb[urg] d[en] 23 May 98.

Mein alter Freund Hensler[1] ist zu mir gekommen, u[nd] ich habe daher nur eben Zeit Ihnen Folgendes zu schreiben. (Ich beziehe mich übrigens auf meine beyden lezten Briefe nach Leipz[ig] u[nd] nach Weym[ar].)

Sie können mir vielleicht ein Wort darüber sagen L[iebster] B[öttiger][2] wie viel Exemplare der Oden mir unser Göschen[3] zu geben gedenkt. Er hatte mich dahin gebracht, (ich bin nun einmal so nachgiebig) daſs ich die Summa des sogenanten Honorars vorschlug. Aber jezt ist die Reihe an ihm. Er muſs die Zahl der Exempl[are] nennen, die er mir geben will. Sie urteilen, liebster Böttiger, ohne daſs ich es Ihnen sage, daſs ich gegen die von ihm genante Zahl nichts zu erinnern haben werde. Solche Sachen gehören zu denen, bey welchen ich mich gern so kurz wie mögl[ich] aufhalte. Ich bin überzeugt, daſs es Ihnen nicht schwer werden wird mit dieser fertig zu werden.

Der Ihrige

Klopstock.

Johanna Elisabeth von Winthem, Hamburg den 2. September 1783, an Herder[4]: ‘Oft, sehr oft habe ichs vorgehabt Ihnen in meinen, u[nd] Klopstocks Nahmen für Ihren freundschaftlichen Brief zu danken, u[nd] Ihnen zu sagen, wie froh ich über Ihre Bekantschaft bin, u[nd] wie sehr es mich freut, daſs ich mich sch[m]eicheln darf, Sie unter die Zahl meiner Freunde rechnen zu können. Aber ich wils Ihnen sagen lieber Herr Herder was mich abgehalten hat, Ihnen dieses erst heute zu sagen.

Es ist mir unmöglich etwas gegen einen Mann auf dem Herzen zu haben, den ich so sehr schäze [und] liebe wie Sie, ohne mein Herz gegen ihn au[szu]schütten. Ich habe gezweifelt, ob Sie es recht ne[hmen] würden, wen ich es mir heraus nehme, Ihnen über etwas Vorwürffe zu machen, worin ich mich eigentlich nicht mischen solte. Unterdeſsen ist mir die Sache zu wichtig, als daſs ich schweigen könte. Ich will es Ihnen sagen, u[nd] ruhig erwarten ob Sie meine Absicht verkennen.

Klopstock erhielt Ihren Brief in Gegenwart eines Fremden. Bey dieser Veranlassung sagte er viel Freundschaftliches von Ihnen, den Ihr Brief war ihm sehr lieb. Der Fremde ward verwundert, K[lopstock] von einem Manne so freundschaftlich reden zu hören, der wie er sagte ihm angegriffen hätte, wie er sonst nicht an-

1) P. G. Hensler, physikus in Altona.
2) C. A. Böttiger, direktor des gymnasiums in Weimar.
3) Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig erschienen 1798 ff. Klopstocks werke.
4) Antwort auf Herders brief vom 3. juli 1783 an Klopstock: vgl. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock 1867 s. 310.

gegriffen wäre. K[lopſtock] ward hierüber ſehr verwundert. u[nd] ich wolte es nicht glauben, daher ließ ich mir Ihre Briefe das Studium der Theologie betreffend kommen. Ich kann Ihnen nicht ſagen wie frappirt ich ward, als ich fand daſs der Fremde ſo ſehr recht hatte. Es iſt mir ein Problem, wie ein Mann, den ich von einer ſo ſchazbaren Seite habe kennen gelernt, u[nd] den K[lopſtock] ſchon lange ſ[ch]äzt, ſo beleidigent von einem Wercke urtheilen konte, deſsen Wehrt durch den tieffen Eindruck, welchen es nun ſchon ſeit 30 Jahren, bey ſo vielen hundert Menſchen gemacht hat, beſtimmt iſt. Ich de[n]cke man kann gar nicht zweiffeln, daſs Sie nicht im 19te Briefe, [d]en Meſsias, u[nd] den allein gemeint haben.

Ich möchte gerne einige *trai[t]s* daraus anführen, aber ich kann nicht wählen, ich müſte den ganzen Brief abſchreiben, denn alles iſt treffend. Folgende Stelle iſt mir mit ammeiſten aufgefallen. *p* 325 — — — laſsen Sie den Dichter Myriaden der Engel u[nd] abgeſchiedenen Geiſtern[1] u. ſ. w. — — Da ich nun nicht zweifeln kann, daſs nicht mit allen dieſen der Meſsias gemeint iſt, ſo iſt mir der 20t Brief, u[nd] beſonders der Schluſs, wo Sie ſagen: daſs Sie den Meſsias nicht meinen, ganz unbegreiflich. — Und ſo unbedeuten[d] war er Ihnen, daſs Sie ihm Sich nicht erinnerten? es war ſchon Jahre her daſs Sie ihn geleſen hatten[2]. Ich kann ja nichts dawieder haben, wenn Ihnen der Meſsias unbedeutend iſt, aber wie konte es Ihnen den intereſsiren Klopſtock kennen zu lernen? u[nd] ſo freundſchaftlich gegen ihm zu ſein?

Es wäre lächerlich wen ich mich über die Schönheit des Meſsias mit Ihnen einlaſſen wolte, oder, ob die Materie fähig wäre ſo behandelt zu werden, wie K[lopſtock] ſie behandelt hat. Eins muſs ich doch ſagen: Es lebt vieleicht kein Dichter auſer ihm, der es wagen durfte ein ſolches Gedicht zu ſchreiben. Denn freylich muſte dieſe Materie, mit dem Gefühl, mit der Ehrfurcht gegen Gott, ſo wie es die Evangeliſten lehren, behandelt werden. Die Erdichtungen (we[nn] ich mich ſo ausdrücken kann) muſten ſo im wahr[en] Sinne der Religion erdichtet ſein.

Von den Würckungen des Meſsias muſs ich Ihnen doch noch ein Wort ſagen. Ich wolte Sie hätten einige Scenen mit angeſehen, von welchen ich Zeugin geweſen bin; daſs Junge, u[nd] ältere Leute, Gelehrte, u[nd] Ungelehrte, von verſchiedener Denckungsart, zu K[lopſtock] gekommen ſind, u[nd] ihm mit vieler Rührung für den Meſsias gedanckt haben, der ſie von den Wege des Laſters zur Tugend geführt, u[nd] ſie würdig von Gott u[nd] der Religion hätte denken gelehrt. Solche Scenen ſind K[lopſtock] Belohnung.

Übrigens hat auch er nichts dawieder, wenn man über ſeine Schriften urtheilt, u[nd] anders urtheilt wie er, aber beleidigent muſs man ihm nicht angreiffen. — Sehen Sie lieber Herr Herder nun habe ich Ihnen mein Herz auſgeſchüttet, hätte ich Sie weniger gelieb[t], u[nd] geſchäzt, ſo würde mir dieſes nicht ſchwer auf den Herzen gelegen haben, u[nd] ich hätte ſchweigen können.

Ich habe K[lopſtock] Ihre Theologiſchen Briefe nicht leſen laſſen, er iſt oft nicht wohl geweſen, daher wolte ich ihm dieſes erſparen. Dieſen Brief ſoll er aber ſehen, ehe ich ihm wegſchicke, den ich bin gewöhnt ihm alle meine Briefe zu zeigen, wie unbedeutend ſie auch ſein mögen.

Könte ich Ihnen nun aber auch noch ſagen [w]ie gerührt u[nd] danckbar ich für alles Freundſchaftliche bin, was Sie mir in dem Briefe an K[lopſtock] ſagen.

1) Herders werke hsg. von Suphan bd. 10 1879 s. 221.
2) A. a. o. s 228.

Ich habe mich bemüht denen Regeln ſo viel wie möglich zu follen [*lies:* folgen], welche Sie mir ſo freundſchaftlich gegeben haben, auch iſt meine Geſundheit viel beſser. Ich hoffe u[nd] wünſche daſs Sie mir eben ſo viel Gutes von dem Befinden Ihrer lieben ſchäzbaren Frau ſagen mögen. Mein Herz fühlt, obwohl ich Sie nicht Perſöhnlich kenne, viel Freundſchaftliches für Sie. Empfelen Sie mich Ihr, u[nd] den kleinen Gottfried aufs beſte.

J. E. von Winthem.

N. S. Meta u[nd] das loſe Hanchen grüſsen unzähliche mahl.

Antrag Klopstocks auf ein preussisches Privileg für den 'Messias'[1].

Ein bogen preussisches stempelpapier zu einem guten groſchen. Auf der rückseite die adresse:

Au Roi.

zu Händen des wirklichen Geheimden Etats und Justizminiſters
Herrn von Münchhauſen Excellenz.

Auf der vorderseite:

Allerdurchlauchtigſter
Groſsmächtigſter König
Allergnädigſter König und Herr!

Ich bin geſonnen, das von mir verfertigte Gedicht: der Meſſias, ganz wieder umzuarbeiten, und dieſe neue Auflage auf meine eigne Koſten drucken zu laſſen. Die erſte Ausgabe hatte ich dem Buchhändler Hemmerde in Halle überlaſſen, welcher ſie auch bisher allein verkauft hat. Allein, da dieſe nach ſo vielen Jahren vorgenommene Umarbeitung gewiſſermaſſen ein ganz anderes Werk iſt, ſo will ich auch damit eine ganz andere Einrichtung treffen.

Um aber allem Nachdrucke vorzubauen, ſo geht meine allerunterthänigſte Bitte an Ewer Königl. Majestät dahin:

> mir in Höchſtdero Landen ein ausſchlieſſendes Privilegium auf den Druck und Verlag des erwähnten Werkes: der Meſſias, allergnädigſt zu bewilligen.

Der ich in tiefſter Verehrung erſterbe

Ewr Königl. Majeſtät
allerunterthänigſter
der dänische Legationsrath Klopſtock.

Hamburg. den 1 May.
1778.

Verlagsprivilegien gehörten zur kompetenz des lehnsdepartements. Dem chef des lehnsdepartements, dem freiherrn von Münchhausen, gieng Klopſtocks antrag am 8. mai 1778 zu. Münchhauſen verfügte, dass der magistrat in Halle den buchhändler Hemmerde über Klopstocks gesuch vernehmen und dessen erklärung einschicken solle. Demgemäss setzte der geheime tribunalsrat und lehnsarchivarius Sebastian Anton Scherer noch am gleichen tage eine verfügung an den magistrat zu Halle auf, die Münchhausen am 12. mai unterzeichnete und die am 14. in die expedition gieng, um nach Halle befördert zu werden.

Der befehl an den magistrat zu Halle lautet im konzept:

Friderich König etc.

Unsern etc. Was der Däniſche *Legations* Rath *Klopstock* wegen einer neuen Auflage des von ihm verfertigten Gedichts. Der Meſsias, unterm 1ten dieſes

1) Kgl. geh. staatsarchiv zu Berlin: Generaldirektorium Kurmark Tit. CCXXVI. sekt. d. lit. B. nr. 45.

bey Uns nachgefuchet hat, folches *communicir*en Wir Euch hieneben in Abfchrift, mit dem allergdften Befehl hierüber den dortigen Buchhändler *Hemmerde* zu vernehmen und defsen Erklärung an Unfer Lehns *Departement* einzuberichten. Sind etc. Gegeben *Berlin* d 8t *May* 1778

ad Mandatum etc.

An den *Magistrat* zu Halle.

Dies reskript vom 8. mai 1778 gieng am 18. mai in Halle ein. Präsident, ratsmeister und ratmannen der stadt Halle gaben das königliche reskript und Klopstocks antrag abschriftlich an den buchhändler Carl Hermann Hemmerde (1708–1782) weiter, der mit einiger verspätung, denn Hemmerde war auf der Leipziger ostermesse gewesen, eine von seinem sachwalter C. W. Pohlmann aufgesetzte schriftliche erklärung vom 15. juni 1778, die tags darauf dem rate in Halle vorgelegt wurde, einreichte. Hemmerdes erklärung besagt:

P. P.

Dafs Ew. etc. etc. mir das an Ihnen wegen des Dänischen Herrn *Legations*-Raths *Klopstocks* ergangene allergnadigfte Königl. *Refcript d. d. Berlin* den 8ten *Maj. a. c.* zu meiner Erklärung abfchrifftlich *communiciren* zu lafsen, haben geruhen wollen, erkenne mit dem verbundenften Danke. Da mir aber nurerwehnter Herr *Legations* Rath den *Meffias* in Druck und Verlag übergeben, ihm auch für jeden Bogen zwölff Thaler bezahlet und dieferhalb einen *Contract* mit ihm errichtet, nach welchen er mir gedachtes Werck als mein Eigenthum übergeben, deshalb um ein befonder *privilegium* angefuchet und erhalten, dafs keiner gedachten *Mesfias* nachzudrucken befugt feyn folle, folglich dadurch ein Recht erhalten, dafs keiner dasfelbe verbefsert und vermehrt mir zum Nachtheil und Schaden nachdrucken und *debitiren* dürffe, fo kan aus angeführten Urfachen auf keine Weife mehrgemeldeten Herrn *Legations* Rath geftatten, dafs er die neue Auflage des *Mesfias* auf feine eigene Koften drucken lafsen und *debitir*en könne. Es gelanget zu folchem Ende an Ew. etc. etc. hierdurch mein gehorfamftes Bitten:

Diefe meine Erklärung hochgeneigt *ad acta* zu legen und felbige abfchrifftlich nebft Dero Bericht an das Königl. Preufs. Hochlöbl. Lehns *Departement* in Berlin einzufchicken.

Ich zweifle daher nicht, dafs dafselbe mich bey meiner Gerechtfame und erhaltenen *Privilegio* auf alle Weife fchützen werde.

Verharre übrigens etc. etc.

Ewr. etc. etc.

etc. etc.

Halle — Carl Herrmann Hemmerde.

den 15t *Jun.* 1778.

C. W. Pohlmann.

Den verlagsvertrag, auf den sich Hemmerde berief, legte er nicht vor. Auf diesen vertrag kam es aber an. Deshalb gab der magistrat zu Halle dem buchhändler Hemmerde auf: 'den angezogenen über den Druck und Verlag des Mesfias mit dem Legations Rath Klopstock errichteten Contract fowohl, als auch das angezogene befondere darüber erhaltene Privilegium originaliter vorzuzeigen, um daraus von dem Grunde feines Anführens urtheilen zu können'. Auch da legte Hemmerde den vertrag nicht vor. Vielmehr gab sein sohn gleichen namens, der zugleich sein 'Handlungsdiener' war, für seinen 'Prinzipal' am 19. Juni eine mündliche erklärung ab, die zu protokoll genommen wurde:

Actum Halle den 19t *Jan.* 1778.

Erſcheinet der Handlungs Diener *Carl Herrmann Hemmerde* Nahmens ſeines *Principals* des hieſigen Buchführer gleiches Nahmens *Carl Herrmann Hemmerde* und erklähret ſich nach Inhalt der vorſtehenden ſeinem *principal ad ſtatum legendi* vorgelegten *reſolution*, wie derſelbe zwar mit dem Herrn *Legations*-Rath *Klopstock* über den Verlag des *Meſſias* einen *Contract* geſchloſſen, ſolchen aber anjetzt nicht auffinden können, weilen ſein *Principal* Alters und Gemüths Schwachheit halber ſeine *Documenta* und Schrifften nachzuſehen nicht im Stande wäre, fremden Leuten aber ſolches ſchlechterdings nicht erlauben wolle; indeſſen habe er, *Comparent* doch ſo viel von ſeinem *principal* vernommen, daſs nach Inhalt dieſes *Contracts* der Herr *Legations*-Rath *Klopstock pro* Bogen 12 Rthl. von dem Verleger H. *Hemmerde* erhalten und von jeder neuen Auflage des Werckes wiederum einen halben *Louis d'or pro* Bogen bekommen ſolle.

Wegen des in der übergebenen Vorſtellung erwehnten *Privilegii* über den *Meſſias* aber müſste er *Comparent* gedencken, daſs ſein *Principal* ein dergleichen beſonderes *Privilegium* über das Werck nicht erhalten, ſondern Herr *Hemmerde* hierunter nur blos ſein *Privilegium* als Buchführer in Königl. Preuſs. Landen verſtanden habe.

Facta praelectione dimiſſus. u. s.

L. Dreyſig.
Stadt *Secretarius.*

Hemmerdes erklärungen, die schriftliche des vaters und die zu protokoll gegebene mündliche des sohnes, wurden beide vom rate zu Halle abschriftlich unterm 21. juni 1778 nach Berlin an den könig 'zur Erbrechung des daſigen Hochpreiſsl. Lehns Departements' weitergegeben und dabei von seiten des magistrats gutachtlich berichtet, daſs es darauf ankommen würde: 'ob der Legations Rath Klopstock bey der erſten Ausgabe ſeines Gedichts der Meſſias in dem über deſsen Verlag mit dem Hemmerde geſchloſſenen Contract dieſem bereits damahlen ein Verlags Recht auch auf die anderweiten Ausgaben dieſes Wercks ſelbſt in dem Fall, einer gänzlichen Umarbeitung deſſelben zugeſtanden und eingeräumet habe?' Diese frage konnte eben nur durch vorlegung des kontraktes beantwortet werden. Aber von dem buchhändler Hemmerde würde, wie der präsident, die ratsmeister und ratmannen der stadt Halle ſchrieben, 'bey deſſen angezeigten, auch hieſigen Orts ſonſt ſchon bekannten Gemüths Zuſtande die Vorlegung dieſes Contracts ſchwerlich zu erhalten ſeyn'. Deshalb stellte der magistrat anheim: 'die Edition und Vorlegung dieſes Contracts dem Legations-Rath Klopstock aufzugeben'.

Klopstocks wiederholte, eigenen, aber vergeblichen bemühungen, eine notariell beglaubigte abschrift des verlagsvertrages von Hemmerde zu erhalten, sind bekannt.

Beiläufig; die rathäusliche expedition liquidierte an kosten, die das postamt in Halle vorschoss, 1 rthlr. und 21 gute groschen; den taler zu 24 groschen gerechnet. Nämlich: 5 groschen für mitteilung des Berliner reskriptes an Hemmerde, weitere 5 groschen für vernehmung des Hemmerdeschen handlungsdieners, dann 1 rthlr. für den eigenen bericht ans lehnsdepartement, dazu noch 4 groschen für den erforderlichen stempel und 5 groschen für die reinschrift sowie die abschriften des protokolls und der Hemmerdeschen vorstellung und endlich 2 groschen 'Ausreuter-Gebühren'!

Dieser bericht aus Halle gieng am 1. juli 1778 beim lehnsdepartement ein-

Münchhausen setzte am 3. juli brevi manu die entscheidung auf das aktenstück, die dem geheimen tribunalsrat Scherer die grundlage zu folgender resolution für Klopstock bot:

Seine Königl. Mayt. von Preufsen etc. U. A. G. H. lafsen dem *Legations* Rath *Klopstock*, auf feine Vorftellung vom 1ten *May c.*, worin derfelbe um ein *Privilegium* über eine Neue Auflage des von ihm verfertigten Gedichts Der Mefsias Anfuchung gethan, nebft Zufertigung einer Abschrift des hierüber von dem *Magistrat* zu *Halle* erftatteten Berichts vom 21t *m. pc.* und defsen Beylagen, hiermit in Gnaden zur *Resolution* ertheilen. dafs ehe fein Gefuch ftatt finden kan, er fich mit feinem erften Verleger, dem Buchhändler *Hemmerde* zu *Halle* fetzen mufs. Dann aufser dem, dafs es ein in der Billigkeit gegründeter Gebrauch ift, dafs ein Schriftfteller die zweyte Auflage feines Wercks feinem erften Verleger nicht entziehen kan, er habe fich dann vorhero wegen der noch unvergriffenen *Exemplar*ien der Erften mit ihm gefetzet, oder ihm felbige abgenommen; fo behauptet auch der *Hemmerde* aus feinem mit ihm gefchlofsenen *Contract*, ein Recht zur zweyten Auflage zu haben. *Signatum Berlin* d. 3t *Jul.* 1778.

ad Mandatum etc.

Resolution
für den *Legations* Rath *Klopstock*.

Das konzept dieses bescheides wurde dem geheimen rat von Münchhausen am 6. Juli zur unterschrift vorgelegt; am 9. juli kam es in die expedition. Scherer vermerkte noch auf dem konzepte: 'Die Cantzeley hat die von Sr Excell. für den Bericht ausgelegte 60 gr. wieder einzuziehen'. Das ist geschehen. Denn der kriegsrat und geheime sekretarius Sam. Bened. Spicker setzte unter die notiz sein: 'factum'. Mit 60 groschen waren die von dem postamte in Halle vorgeschossenen auslagen und die gebühren für die bestellung nach Berlin beglichen. Welche kosten und schreibgebühren durch Münchhausens entscheidung noch weiter entstanden, sagen die akten nicht.

Ein preussisches privileg wurde Klopstock für seinen 'Messias' nicht gegeben. Im jahre 1780 erschien der 'Messias' in Altona bei Johann David Adam Eckhardt 'mit Allergnädigfter Kaiferlicher Freyheit'. In Altona, auf dänischem boden, oder in den freien reichsstädten war ein preussisches privileg sehr entbehrlich. Und selbst in Preussen ist die durch kaiserliches privileg geschützte ausgabe nicht verboten worden. Hemmerde wird zu solchem zwecke auch schwerlich schritte unternommen haben. Denn noch vor dem neuen drucke hatte Klopstock ihn wissen lassen, dass er den vertrag als erloschen betrachte, denn Hemmerde habe ihm bei seinen eigenen nachdrucken in Halle das ausbedungene honorar nicht gezahlt! Klopstock hat mit seinem ersten verleger in sehr scharfem und hohem tone einen unerfreulichen briefwechsel geführt, den Muncker bekannt machte[1]. Des dichters antrag auf ein preussisches privileg und Hemmerdes gegenerklärungen sind eine fortsetzung dieses schriftwechsels.

BERLIN. ERNST CONSENTIUS.

1) Archiv f. literaturgeschichte XII. 1884 s. 225—288.

Zu den 'Nachtwachen von Bonaventura'.

Bei seinen unzulänglichen[1] versuchen, die von Franz Schultz[2] tief aus der geistigen durchdringung der persönlichkeit seines autors geschöpften argumente für die identität des 'Nachtwachen-Bonaventura' mit Fr. G. Wetzel, aus dem felde zu schlagen, hat sich Erich Frank[3] sonderbarerweise eine der auffälligsten parallelen, die für den von ihm behaupteten Brentano[4] spräche, entgehen lassen; übrigens hat sie auch Berend[5] nicht bemerkt. Lediglich um das zur behandlung stehende material zu vermehren, möchte ich die bislang übersehene parallele — kein literarisch überkommenes, sondern zweifellos ein ganz neu aufgegriffenes, daher besonders charakteristisches motiv — hier unterbreiten. Nicht die Bonaventuraforschung, sondern eine folkloristische studie[6] führten mich darauf. Der bänkelsänger, genauer der politische bänkelsänger ist das seltsame motiv, das bei Bonaventura wie bei Arnim und Brentano gleicherweise eine rolle spielt — seltsam deshalb, weil politik und bänkelgesang von haus aus nichts miteinander zu tun haben.

Fortfahrend in der 'rekapitulation seiner tollheiten' erzählt Bonaventura in der 'Siebenten Nachtwache' [ed. Michel s. 61 z. 31 bis s. 62 z. 21] folgendes:

'Ich wählte das erste beste fach, worin ich sie [grammatisch scil. die fürsten z. 18, dem sinne nach wohl die menschen insgemein] und ihr treiben besingen konnte, und wurde rhapsode wie der blinde Homer, der auch als bänkelsänger umherziehen musste.

Blut lieben sie über die maassen, und wenn sie es auch nicht selbst vergiessen, so mögen sie es doch für ihr leben überall in bildern, gedichten und im leben selbst gern fliessen sehen; in grossen schlachtstücken am liebsten. Ich sang ihnen daher mordgeschichten und hatte mein auskommen dabei, ja ich fieng an, mich zu den nützlichen mitgliedern im staate, als zu den fechtmeistern, gewehrfabrikanten, pulvermüllern, kriegsministern, ärzten usw., die alle offenbar dem tode in die hand arbeiten, zu zählen, und bekam eine gute meinung von mir, indem ich meine zuhörer und schüler abzuhärten und sie an blutige auftritte zu gewöhnen mich bemühte.

Endlich aber wurden mir doch die kleineren mordstücke zuwider und ich wagte mich an grössere — an seelenmorde durch kirche und staat, wofür ich gute stoffe aus der geschichte wählte; liess auch hin und wieder kleine episodische ergötzlichkeiten von leichteren morden, als z. b. der ehre, durch den tückischen guten ruf, der liebe, durch kalte, herzlose buben, der treue, durch falsche freunde, der gerechtigkeit, durch gerichtshöfe, der gesunden vernunft, durch zensuredikte usw. mit einfliessen.'

Die von mir gesperrten worte geben eine durchaus richtige auffassung vom wesen des wirklichen bänkelgesangs wieder. Eng aber damit verquickt finden sich jene worte, die auf eine politische und anscheinend auch schulmässige ('zuhörer und schüler') ausgestaltung des bänkelgesangs zielen.

Wenn sich bei Wetzel sonst ähnliches fände, so hätte das Franz Schultzens wachsamkeit gewiss herbeigebracht. Die mir hier zu gebote stehenden Wetzeliana [Strophen 1802; Sieben briefe des mannes im monde an mich, 1808; Schriftproben 1814 (s. u.); Aus dem kriegs- und siegesjahre 1813 (1815); Prolog zum grossen

1) Vgl. M. Morris, Deutsche rundschau 154, 747; Fr. Schulze, Lit. zentralblatt 65, 554 und anm. 5.
2) Der verfasser der Nachtwachen von Bonaventura 1909 und Herrigs archiv 129, 12.
3) GRM. 4, 1912 s. 417 und die gleichzeitige ausgabe der 'Nachtwachen'.
4) Allerdings an sich auch für Arnim.
5) Euphorion 19, 796.
6) Zs. d. vereins für volkskunde 30. 31 s. 13.

magen 1815; Jeanne d'Arc 1817; Rhinozeros 1818] habe ich noch einmal durchsucht. Liest man bei Schultz s. 202 ff. Wetzels vagantenleben von 1799—1806 nach und sieht man, wie der unstete und mittellose student, um sich durchzuschlagen, zu allerhand niedriger federarbeit gezwungen war, so könnte man fast vermeinen, es läge in jener Bonaventura-bänkelsängerbeichte so etwas wie ein stücklein autobiographie vor. Gerade aus literarischen kreisen, die darauf angewiesen waren, sehr oft auch von studenten, haben sich die bänkelsänger in der tat ihre texte verschafft. Vom wesen des bänkelgesangs her ist es durchaus möglich, dass auch der junge student und skribent Wetzel tatsächlich bänkelsängerlieder gedichtet hat. Nur mit dem satirisch-politischen einschlag würde er dabei kein glück gehabt und kein verständnis gefunden haben.

Übrigens findet sich in Wetzels 'Schriftproben' ('mythen, romanzen, lyrische gedichte') s. 81 die ballade 'Der spielmann', die ein immerhin verwandtes motiv aufweist. In dem bunten gewebe seiner individualität hat er sie, wie er s. 25 'Baldurs tod' in strophe und stil der 'Braut von Corinth' goss, unter dem einfluss von Goethes 'Sänger' gedichtet:

'Es steht ein spielmann vor der thür:
Ruft ihn herein zum feste!' usw.

Barbarossa zieht nach 700 jahren als spielmann im lande umher und weckt mit vaterländisch-politischen liedern den alten geist. Das ist aber die rolle, die Wetzel in den jahren der freiheitskriege mit seinen zahlreichen patriotischen liedern selber spielte, und einen besonderen schluss von hier auf das politische bänkelsängermotiv wird man nicht ziehen dürfen.

Aber nun vergleiche man statt dessen in auffälliger parallele das interesse, das Arnim und Brentano am bänkelgesang, an seinem schulmässigen ausbau und seiner politischen verwendung nahmen. Eine ernsthafte ästhetische erziehung des bänkelsängers hatte zwar schon Gleim im auge gehabt, wie das aus seinen ausdrücklichen worten im nachwort zu den 3 romanzen ('Marianne' usw.) hervorgeht. Aber die beiden romantiker denken neben der künstlerischen an die politisch-patriotische erziehung. In dem langen briefe über die mit Brentano im juni unternommene Rheinfahrt schreibt Arnim vor dem 28. juli 1802 an die gräfin Schlitz nach Regensburg:

'Ich möchte wohl gut dichten und gut singen können, um mein Leben auf dem Marktschiff zwischen Frankfurt und Mainz zu versingen. Hier in dem bunten Gemische alles Volks standen antheillos drei Bänkelsänger: der eine mit der grossen Gesichtsbildung des Dante, aber durch den Koth der Welt gezogen. Ein junger trunkener Schiffer sprach in göttlichem Enthusiasmus von Freiheit und Vaterland; jener lachte verstohlen erst ihn an und sprach: 'Unser Herrgott duldet doch allerlei Leute auf dieser Welt'. [Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, 1894 S. 35.]

Hier zeigt sich eine ähnliche romantische verklärung und überschätzung des an sich ganz armseligen und wirklich weit von dieser auffassung entfernten bänkelsängers, wie sie die rund 2 jahre später erschienenen 'Nachtwachen' zeigen, und zugleich schon eine deutliche wendung zu politischer auffassung. Jedesfalls entspringt dieser persönlichen berührung mit dem bänkelgesang in Mainz, nicht etwa irgend einem literarisch überkommenen motiv, die idee zu folgendem plan, den Arnim wenige wochen später, am 9. juli 1802, von Zürich aus dem freunde entwickelt:

'Die Einsamkeit hat mir einen grossen Lebensplan angewiesen, den ich auf

dem Frankfurter Marktschiffe schon ahndete, mir aber jetzt erst recht deutlich geworden, ich theile ihn Dir unter dem dreifachen Siegel der Verschwiegenheit mit, weil ich vor der Zeit nicht lächerlich werden will . . . . . aber sie sei unser, diese That, ich fühle den Muth und Du wirst ihn auch haben! Dichtkunst und Musik sind die beiden allgemeinsten, genau aufeinander gepfropften Reiser des poetischen Baumes; er trägt hier in der Dichtkunst rothe Rosen . . . . Unsre Arbeit sei, diese Rosen zu erziehen . . . . Die Sprache der Worte, die Sprache der Noten stärker und wohlgefälliger zu machen, dies ist klar als erster Standpunkt unserer Bemühung anzusehen. Also eine Sprach- und Singschule!' [So wie Tieck die gebildeten die volkspoesie, volksbücher lehrte, so, nur umgekehrt, müssten sie die höhere poesie dem volke zuführen] 'Göthe soll ihnen so lieb wie der Kaiser Octavianus werden, mit einem Worte: der erste Punkt unserer Wirksamkeit ist die Anlage einer Druckerei für das Volk in einem Lande, wo der Nachdruck erlaubt und das Papier wohlfeil ist, Kaiser und Könige müssen uns Privilegia geben. Die einfachsten Melodien von Schulz, Reichardt, Mozart u. a. werden durch eine neuerfundene Notenbezeichnung mit den Liedern unter das Volk gebracht, allmälig bekömmt es Sinn und Stimme für höhere, wunderbare Melodien. Dies zu erreichen, wird von dem Gewinnst der Druckerei eine Schule für Bänkelsänger angelegt; man errichtet Sängerherbergen in den Städten und verbindet und lehrt ihnen die Schauspielkunst . . . Wichtiger ist die Bearbeitung der deutschen Sprache für den Gesang in einer damit eng verbundenen Schule der Dichtkunst, die, wenn es möglich, in dem Schlosse Laufen beim Rheinfall eingerichtet wird. Hier wird die allgemeine deutsche Sprache erfunden, die jeder Deutsche versteht und bald von allen Völkern der Erde angenommen wird. Ich sehe schon manche fünf schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahre, aus unserer Druckerei kommen! Dies giebt dem Deutschen einen Ton und eine enge Verbindung, jeder Streit zwischen ihren Fürsten muss sich selbst verzehren, weil der Deutsche gegen seine Brüder nicht zu Felde zieht, die Ausländer, ihrer Unterstützung gegen sie beraubt, müssen ihnen verbündet. Deutschland der Blitzableiter der Welt werden.' [Steig a. a. o. s. 37–39.]

Und Brentano antwortet, 'Marburg, August 1802':

'. . . Bei Deinem grossen Plan ist die Handzeichnung des Terrains, der Rheinfall' [die Arnim beigefügt hatte] 'recht nöthig. . . . Erfreulich ist es mir, dass ich Savigny einen ganz ähnlichen Plan schon entworfen. Überhaupt stellt ein gütiger Genius oft vertraute Sternbilder über uns beide.' [Steig s. 40.] Und vom 6. September: 'Wenn ich Deinen letzten lieben, grossen, herzlichen Brief (aus Zürich) lese, so rührt mich Dein Plan für eine grosse poetische Tätigkeit immer besonders, aber die Ironie darin schmerzt mich; und wenn ich denke, dass Du wieder den ganzen Plan vergessen haben kannst, so werde ich gar traurig, denn dann kannst Du mich einstens auch vergessen.' [Steig s. 42.][1]

Am 4. april 1803 kommt dann Arnim in einem Pariser briefe an Clemens noch einmal auf seinen 'grossen Plan', seine 'Lebenshoffnung und Luftbild' und auf die grosse förderung, die er sich durch den grafen Schlabrendorf erwartet, zurück: 'Endlich fasste ich Zutrauen, ihm von der allgemeinen Volksbücherdruckerei für ganz Deutschland, von den ziehenden Sängern und Schauspielern zu sprechen. Er ergriff alles mit Freude . . .' Und er endet, schwelgend in allegorisch verwendeten bildern aus der eddischen mythologie, mit dem begeisterten ausdruck der hoffnung auf den hohen vaterländischen gewinn aus seinem plan. [Steig s. 68 f.]

Jedoch den beiden romantikern selbst verlor sich offenbar der von ihnen mehr ins patriotische gewandte abenteuerliche plan unter den bunten schicksalen der nächsten jahre — aber jener Bonaventura hat, freilich mehr im sarkastisch-satirischen

1) Vgl. noch Clemens an Arnim, 8. sept. 1802: 'Ich habe Dich lieben lernen, da ich Dir wie ein Bänkelsänger meine eignen Geschichten absang; da hast Du wohl gemerkt, dass es meine Geschichte war, und mich lieb gewonnen.' [Steig s. 44.]

ton, wie das der stil der 'Nachtwachen' mit sich bringt, und mit offenbar noch direkterer wendung zur politik das ausgeführt, was Arnim und Brentano planten.

Tauchte das seltsame motiv bei Jean Paul auf, so wäre das den Bonaventuraforschern, namentlich Michel, sicherlich nicht entgangen. Aber es handelt sich, wie gesagt, überhaupt nicht um ein literarisch-überkommenes motiv; zum mindesten mit der salonmässigen und der rokokohaften auffassung des bänkelgesangs bei Gleim, Löwen, Schiebeler und den andern romanzendichtern des 18. jahrhunderts besteht kein zusammenhang. Es liegt in beiden fällen eine romantische neuentdeckung vor.

JENA. HANS NAUMANN.

Zu Goethes 'Sprache' (1774).

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fliesst, Gottheit, von dir aus!
Fass an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm! Weim. ausg. 2, 256.

Wie in einem arsenal hält die sprache starke waffen bereit, mit welchen sieg und ruhm kann gewonnen werden, sie birgt andererseits wie in einer vergrabenen urne reiche schätze, welche nur gehoben zu werden brauchen. Vor der lebhaften phantasie des stürmers und drängers stehen die starken streiter, die auf sieg und ruhm aus sind, personifiziert in der macht, die er geradezu anredet. Wir erwarten, dass er auch die vertreter des zarten und sinnigen (freundlichen) in der sprache als gottheit in mythisch-allegorischer gestalt erschaut habe. Es wird daher kaum zu bezweifeln sein, dass es die milde ist, die in der 4. zeile gemeint war, dass also: *Greif, Milde, drein* zu lesen ist. Die gegenüberstellung *reich und arm — stark und schwach* zieht sich durch das gedicht hindurch und ist substantivisch durch *Macht* und *Milde* ausgedrückt.

NEUSTETTIN. CHRISTIAN ROGGE.

53. Versammlung deutscher philologen und schulmänner.

Jena, 27.—30. september 1921.

Sitzungen der germanistischen sektion.

Am nachmittag des 27. september nahm die germanistische abteilung ihre sitzungen auf. Eine starke gemeinde. Mehr denn 130 teilnehmer zeichneten sich während der tagung in die mitgliederliste ein.

Der vorbereitende ausschuss, gestellt durch V. Michels, Leitzmann und Unrein, wird zum vorstand erwählt; Borcherdt-München und Fr. Neumann-Leipzig werden zu schriftführern bestimmt.

Michels erinnert an die Marburger tage des jahres 1913. Er zeigt auf die starken hemmnisse zukünftigen wirkens. Er gedenkt mit wärme der vielen, die seit der letzten zusammenkunft der tod in feld und heimat aus wissenschaftlicher

arbeit riss. Mehr denn hundert wehe erinnerung weckende namen dringen auf die hörer ein.

Dann spricht E. Sievers-Leipzig: *Zur entstehungsweise altgermanischer epischer dichtungen.*

Gegen die bisherigen mittel, das werden der epen verständlich zu machen, stellt er ein neues, durch das experiment gestütztes verfahren: die rein klangliche analyse der texte (nach rhythmus, melodie, stimmart und verwandtem) hat zeitlich vor sach- und stilkritik zu treten. — Als allgemeines ergebnis der bisherigen untersuchungen ergibt sich der satz: alle menschliche rede wird von klanglichen konstanten beherrscht; sie zeigt entweder einen einzigen klangtypus oder wandelt sich in verschiedene klangtypen nach einem bestimmten schema ab; regellose willkür gibt es nicht. — Nur wer ein gewisses quantum motorischer anlage besitzt, kann die klangeigentümlichkeiten eines textes hinlänglich wahrnehmen. — Auf folgende klangeigenschaften hat die untersuchung zu achten: 1. die tonführung ist grad (die töne ihrem klangwert nach gleich, verändern sich nur in einer richtung) oder krumm (anschwellen und absinken der intensität, verbunden mit entsprechender veränderung der tonhöhe); 2. sie ist steigend oder fallend; 3. sie zeigt normal- oder umlegestimme. (Der unterschied dieser beiden stimmarten bedingt durch stellung und spannungsart des kehlkopfes. Jeder mensch vermag sie nebeneinander zu brauchen; wechsel jedoch systematisch geregelt.) Dazu 4. die verschiedenheiten der persönlichen stimmarten, deren zusammenhang mit der körpereinstellung J. Rutz entdeckte. Endlich 5. drei von Becking-Leipzig gefundene spannungskurven, die niemals im einzelnen individuum wechseln. Poesie und musik werden darüber hinaus durch 6. die gegensätze der taktarten bestimmt. — Wichtiger hilfssatz: man kann mit freier und gehemmter stimme sprechen; die erfahrung zeigt, dass die stimme frei ist, wenn man auf die klanggebung des autors sich eingestellt hat. — Die mittelalterlichen dichtungen zerfallen in zwei gruppen. Die einen zeigen einheitlichkeit in den klangverhältnissen (wie Otfrid, Heliand, höfisches epos); die anderen geben gemischten klangcharakter von einer zum teil sprunghaften unregelmässigkeit. So zwingt die überprüfung des Widsith zu der annahme, dass hier ein mosaikganzes durch ineinander- und zusammenschieben entstand (vgl. festschrift für F. Liebermann). — Die ae. Genesis zerfällt in drei für sich stehende teile; v. 1—234 und v. 852 ff. haben nichts miteinander zu tun. Der schlussteil (v. 852 ff.) bildet ein buchepos, das als erzeugnis gemeinschaftlicher klosterarbeit anzusprechen ist. Eine anzahl von verfassern und ein nachprüfender korrektor lassen sich herausheben. Zu Cädmon führt keine brücke. Das anfangsstück (v. 1—234) zeigt ein klangmosaik. Ins Westsächsische sind fetzen eingesprengt, die in ältestes Nordhumbrisch zurückgeschrieben werden müssen, um klangfrei zu werden. Diese fetzen, stücke mehr lyrisch getragenen charakters, stimmen zu Cädmon (Beckingkurve 3). — Auch der Beowulftext zeigt klangliches gemisch. Den grundstock bildet ein nordhumbrisches, in die zeit um 750 gehöriges fragment (i und e noch geschieden, nordhumb. rundung und dergleichen). — Man begegnet dem 'grundtext in sprüngen zwischen v. 4 und 1122; stücke ähnlichen alters, wenn auch von anderer hand, am schluss des gedichtes. Der Ur-Beowulf im wesentlichen der Grendelkampf (vgl. Müllenhoff). Er war bereits eingestellt auf ein grösseres gedicht, da zu ihm die einleitung mit geschlechterangabe gehört. Zudem schliesst epische breite die art des Hildebrandliedes aus. Für den typus entscheidend, dass alle rückgreifenden und retardierenden episoden

(Sigmund, der drachenkämpfer; Finnsburgepisode) auch im Urbeowulf standen. Urbeowulf mitteltypus zwischen kleinem gedicht und grossem epos; er ist nicht nur verbreitert, sondern auch der ältere wortlaut ist umgestaltet. Die anschwellungshypothese erhält dadurch eine neue starke stütze. — Aus dem Nibelungenliede lässt sich gleichfalls ein ältester teil herausschälen. Diese erste hand setzt in str. 2 (mit den worten *Kriemhilt geheizen*) ein und begegnet bis in str. 2379 (*weinen man dâ sach*). Auch dieser dichter wollte den gesamtstoff darstellen. Da wo Lachmann sein viertes lied begann, zeigt sich neueinsatz. Ohne zweifel drangen einzellieder und teilgedichte in das Nibelungenlied; vgl. die worte des Marner und die Thidreksaga, die niederdeutsche lieder voraussetzt. — Der Kudruntext zeigt freie anschwellung. — Mit der vorstellung des geschlossenen buchepos wird man den tatsachen nicht gerecht.

Am vormittag des 28. september nimmt zunächst Saran-Erlangen das wort *über das Rolandslied;* die knappe redezeit veranlasst ihn, sich auf überprüfung der französischen dichtung zu beschränken.

Das französische Rolandslied wird seinem gedankengehalt nach nur verständlich vor dem an spannungen reichen hintergrund der zeit. — Das heldenideal des dichters wird deutlich an dem verständigen Olivier. Rittertum ist kein übermut; der held kämpft nur, wenn es sinn hat. Der dichter steht gegen überdehnung des ehrbegriffs, indem er den zeitgenossen, den alten, wesentlich germanischen heldentypus vorhält. — Er schildert einen straffen lehnsstaat. Dies bild entspricht nicht den verhältnissen seiner tage. Seit 987 galt der könig nur als bàron unter baronen. Um 1100 freilich kommt der umschwung; das ideal Karls des grossen wird lebendig. Der dichter bekennt sich mit dem staatsideal, das er in die vergangenheit setzt, zu dem innerpolitischen programm, das mit dem anfang des 12. jahrhunderts vom königtum vertreten wird. — Karl gewinnt das ganze Abendland; auch der zug nach Spanien setzt nur diese eroberungspolitik fort. Roland ist die stütze dieser auf weltherrschaft gerichteten politik. Der dichter entwirft das aussenpolitische programm der französischen könige. Wie begründet er diese politik? Ganelon ist gegner der eroberungspolitik, die ihn von frau und sippe fernhält. Drum sagt er Roland die fehde an, der ihm als der träger dieser eroberungsgedanken gilt. Er nimmt daher diesen seinen streit mit Roland als streit zwischen vasallen. Karl fasst jedoch das verhalten Ganelons nicht privatrechtlich, sondern staatsrechtlich an. Zwei verschiedene staatsanschauungen treten sich gegenüber. Dass Karls eroberungspolitik nicht privatwillkür, das entscheidet für den dichter nur gott. Karls imperialismus ist gottgewollt. — Eine handfeste, nicht sehr tiefe kirchlichkeit, der christsein standessache ist, erfüllt die dichtung. Wir fassen das Frankreich alten stils, das der reformbewegung, dem Gregorianismus fernsteht. Deutlich wird dies an zwei polemisch gehaltenen gestalten, dem im feudalismus stehenden erzbischof Turpin und an Karl selbst, dem priesterlichen könig, der dauernd mit gott in unmittelbarer verbindung steht.

Siebs-Breslau sagt sodann an, dass sein buch über *die bühnenaussprache* demnächst neu aufgelegt wird. Er bittet um rechtzeitige mitteilung von wünschen.

Den folgenden vortrag hat Grimme-Münster: *Syntax auf grund von sprachmelodik.*

Die sprachmelodik erforscht die tonstufen. Alles was an grammatische kategorien gebunden, tritt auch sprachmelodisch zutage. Der redner hat zunächst die grundprinzipien an seiner provinziellen aussprache (nordwestdeutsch)

festgelegt. Zur graphischen darstellung benutzt er die zahlen 0–8 (modifikationen dieser stufen durch + und –, gleittöne sowie kombinierte töne durch exponenten). Individuelle unterschiede betreffen nicht tonstufen, sondern tonlagen (intervalle). — Drei kategorienarten sind zu scheiden: 1. die logischen kategorien; die tonstufen drücken das gegenseitige verhältnis der satzglieder aus; 2. die modalen kategorien; die anteilnahme, die der sprecher am gesagten nimmt, wird in den tonstufen bezeichnet; 3. gefühlskategorie. Tonlagen und tonintervalle geben die gefühlssphäre des sprechers wieder. Diese drei kategorien durchkreuzen sich öfters, dabei schlagen sie sich in gesetzmässiger weise nieder. — 1. logische kategorien. Innerhalb jedes satzes hat jedes glied eine tonstufe. Im nichtinvertierten satze hält das prädikat die niedrigste stufe (1). Es folgen subjekt (2), acc.-objekt (3), dativobjekt (4), adverb des masses (5), des orts und der zeit (6), des instruments (7), die satzspitze des invertierten satzes (8). Für den satzschluss gelten besondere regeln. Eine anzahl von wortkategorien empfindet die sprache als überstuft: so stehen komparativ (+) und superlativ (++) höher als der positiv, die ordinalzahl (als elativ gefühlt) höher als die kardinalzahl, das personalpron. der 1. (++) und 2. person (+) höher als das der 3., *dieser* höher als *jener*, der plur. höher als der sing. Für alle erweiterungen nominaler satzglieder (attribute, apposition) ergeben sich eigene regeln. — Nur kurz konnten 2. die modalen kategorien berührt werden. Sprachmelodisch treten 7 modi (einschliesslich des imperativs) auf, die sich mit jedem satzteil kombinieren können. Der indikativ ist kein eigentlicher modus; in ihm drückt sich keine persönliche anteilnahme aus, er steht auf stufe 1 (prädikat). Hilfszeitwort und infinitiv stehen gleich hoch und erweisen sich so als etwas untrennbares.

Minde-Pouet-Leipzig spricht über *Die zukunft der bibliographischen unternehmungen auf dem gebiete der germanischen philologie.*

Vor dem kriege besassen wir zahlreiche bibliographien, die aber mehr zufällig entstanden waren. Es fehlte system und vollständigkeit. Als unentbehrlich erwiesen sich die bibliographien des Euphorion, von Behaghels literaturblatt, der jahresbericht für neuere deutsche literaturgeschichte und der für germanische philologie. Der krieg führte eine völlige änderung herbei. Die bibliographie des Euphorion ist gefährdet. Die jahresberichte für neuere literaturgeschichte sind seit 1915 nicht mehr erschienen, ihre fortführung würde ½ million jährlich erfordern. Die jahresberichte für germanische philologie halten sich noch, die Gesellschaft für deutsche philologie glaubt weiter auskommen zu können und will ihre berichte bis zu Goethes tode oder bis 1850 erweitern, wobei sie ihr auswahlprinzip zugrundelegen würde. — Was soll nun geschehen? Eine vollständige bibliographie ist nicht mehr möglich, aber auch nicht nötig. Nur muss man sich auf das richteramt des bibliographen verlassen können. Jedesfalls müssen die jahresberichte für neuere literaturgeschichte in anderer form fortgeführt werden. Doppelarbeit ist unbedingt zu vermeiden, so dass diese jahresberichte nur als ergänzung zu denen der Gesellschaft für germanische philologie (d. h. also etwa von Goethes tode ab) erscheinen dürften. Der kommentierende teil muss wegfallen, dafür können die titel eine stichwortartige ergänzung erhalten. Kommt dies unternehmen zustande, so stellt Sauer die bibliographie des Euphorion ein. Zur vorbereitung der organisation schlägt der vortragende einen ausschuss vor. — Das wöchentliche verzeichnis der buchhändler, das jetzt von der deutschen bücherei bearbeitet in einer einseitig bedruckten ausgabe erscheint, ist für die wissenschaft nutzbringend

zu machen. Geplant ist ferner eine bibliographie aller privatdrucke und amtlichen drucksachen. Die sehr kostspielige zeitschriftenbibliographie ist eine arbeit für die akademien bei finanzieller staatlicher unterstützung. – Die anschliessende erörterung wird abgebrochen und auf den nachmittag vertagt, da volle klarheit erzielt werden muss.

Da die redezeit beendet, zieht Feist-Berlin seinen vortrag über *'Die religionsgeschichtliche bedeutung der runendenkmäler'* zurück. Leider konnte er auch an späterer stelle nicht mehr einrücken.

Am nachmittag desselben tages spricht zunächst Petersen-Berlin über *den bühnenplan des Frankfurter passionsspieles.*

Das der dirigierrolle des Bartholomäusstiftes zugrunde liegende alte Frankfurter passionsspiel ist keine eigene schöpfung des kanonikus Baldemar von Peterweil. Es wurde wohl zuerst ostern 1350 zur neueinweihung des durch brand geschädigten domes aufgeführt. – Es erhebt sich die frage: wie weit ist es möglich, aus der dirigierrolle, diesem regiebuch des mittelalterlichen dramas, den tatsächlichen gang der aufführung anschaulich zu machen. Der II. teil des stückes ist durchaus in der kirche spielbar, aber der erste teil erfordert häuser, setzt also einen platz voraus. Mit umsicht und vorsicht sucht sodann der vortragende aus den regieangaben des I. teiles und der in ihnen erfassbaren bewegung der spieler den platz mit seiner umgebung und den für das spiel notwendigen einbauten sinnlich greifbar zu machen. Nur an einer zeichnung lässt sich der verlauf der untersuchung befriedigend wiederholen. Hier muss es genügen, das ergebnis der interpretation mit wenigen, ja dürftigen strichen anzudeuten. – Auf der einen längsseite des platzes erhebt sich das haus der Martha. Dann das haus, das den pharisäer Simon und den *pater familias* zu bergen hat. Vor ihm der tisch, an dem Jesus mit Simon speist und später das abendmahl austeilt. Die wohnung des Herodes schliesst sich an. Bei ihr hat Johannes der täufer seinen platz. In seiner nähe der einzige brunnen, den das spiel erfordert, in dem Jesus und am schluss des stückes die juden getauft werden, der gleichzeitig als grabkammer genutzt wird. Auf der anderen seite des brunnens finden wir Augustin und die propheten, bei denen das spiel anhebt. Die ansetzende querseite gehört Satan. Dort der galgen, der die höllenpforte darstellt, an dem Judas den tod sucht. Dort auch, ungefähr Augustin gegenüber, die an dieser stelle notwendigen juden. Die zweite längsseite füllen die häuser des Annas, Kaiphas und Pilatus. Vor ihnen stehen die krüppel, die Jesus heilt. Die dem Satan gegenüberliegende querseite gibt raum für den thronus, den chor, das irdische paradies, die engel. Vor den stufen, die zum thronus führen, erwählt Jesus die apostel. Etwas weiter in den platz hinein sind die kreuze gerückt. In der diagonale des platzes nahe bei den juden das *desertum*, nahe bei den aposteln ein fass, das den berg der versuchung abgibt; mitten zwischen diesen beiden stellen ein weiteres fass, das die zinnen des tempels bezeichnet. Bei dieser anordnung spielt sich das stück reibungslos ab. – Aus alten Frankfurter plänen lässt sich der aufführungsort festlegen. Auf dem Nikolausplatz muss das stück gespielt sein; die Nikolauskirche, eine filialkirche des Bartholomäusstiftes, diente offenbar als garderoberaum. Die aufführung des jahres 1492 erfordert eine andere anordnung.

Es folgte Wolfgang Stammler-Hannover: *Die totentänze des mittelalters.* Als ergebnis des durch lichtbilder unterstützten vortrages liess sich feststellen: Der volksglauben vom reigen der toten, welche den lebenden in ihren kreis zwingen

und dadurch zu tode bringen, wird von der französischen geistlichkeit seit dem XIV. jahrhundert im bilde festgehalten und als wirksam warnende bildliche predigt verwandt. Aus der asketischen stimmung des französischen geisteslebens im XIII. jahrhundert ist dieser gedanke zu erklären. Verse, welche die hinfälligkeit des einzelnen menschen beklagen und seinen gang zum tod schildern, gaben veranlassung, den bildern nach art der tituli lateinische verse beizufügen. Ursprünglich beklagten nur die lebenden ihr schicksal in solchen distichen; die wanderlegende von den drei lebenden und drei toten gab die veranlassung, nun auch den toten auffordernde oder warnende sprüche in den mund zu legen. So entstand, wohl auch in Frankreich, zuerst lateinisch, später auch in das deutsche übersetzt, ein totentanzgedicht, in welchem abwechselnd tote und lebende miteinander reden, welches indes den ursprünglich monologischen charakter der menschenverse nicht völlig abgestreift hat. — Daneben erwächst ein zweites gedicht, unabhängig von diesen versen, in welchem an der stelle der toten der tod die menschen zum eintritt in seinen reigen auffordert. Dieser dialog hat seine wurzel in der form der mittelalterlichen streitgedichte, unter denen seit der antike auch ein streit zwischen dem tod und dem leben vorkommt. Zugrunde liegt ein lateinisches gedicht, das in die westeuropäischen volkssprachen übersetzt wurde und in diesen fassungen mitunter auch ideen oder formen des älteren totentanzgedichtes aufgenommen und in sich verarbeitet hat. Das motiv vom tanz des todes war genährt worden durch verwandte motive aus der mystik, sodass vielleicht dieser zweite text aus Deutschland stammt. Auch der neue dialog vom tanz des todes erschien bald unter manchen bildern; aber man empfand nicht den widerspruch zwischen darstellung und wort. Diese neue anschauung ist massgebend geblieben bis zur gegenwart.

Dann Schultz-Köln: *Steinmar im Strassburger münster, ein fund zur geschichte des naturalismus im 13. jahrhundert.*

Das Strassburger münster zeigt an der westwand des nördlichen seitenschiffes unterhalb des gesimses des 4. spitzbogenfensters die kleine figur eines zechers. Die zum schutze des münsters in den letzten jahren vorgenommenen baulichen arbeiten ermöglichen, die beigegebene inschrift restlos zu lesen; sie gibt den namen: *Steinmar.* Die geschichte des münsters lehrt, dass diese skulptur vor 1275, wahrscheinlich sogar vor 1270 gearbeitet wurde. Bisher war nicht erkennbar, dass St. beziehungen zu Strassburg hatte. Zu diesem aufhellenden fund treten weitere gründe, so die tatsache, dass Walther von Klingen ein haus in Strassburg besass, dass nach den Strassburger urkunden im 14. jahrhundert dort mehrere Steinmars lebten. A. Schultes annahme, dass St. zur gruppe der bürgerlichen dichter gehöre, tritt wieder in den vordergrund. — Die figur entsprang realistischer auffassung, wie sie sich damals in gotischer kleinskulptur zeigt. Die inschrift erweist, dass St. für den steinmetzen ein bekannter zechkumpan war. Der dichter ist in der pose gegeben, die ihn auszeichnet. So gewinnen wir das erste porträt eines poeten. — St. war mithin schon vor 1275 eine volkstümliche, ins typische erhobene erscheinung. Die skulptur gibt nicht nur die von schweizerischer lebensfreude erfüllte persönlichkeit, sie setzt auch das herbstlied voraus. Daraus folgt aber, dass St. nicht erst nach überwindung der konventionellen gesellschaftslyrik die von ihm erlebten, naturwüchsigen dichtungen schuf. Beide richtungen hat er nebeneinander gepflegt. Der reale fund erweist die bisherige, nur auf innere gründe gestützte darstellung seiner entwicklung als konstruktion. Seine eigene kunst entspricht der geistigen haltung der zeit. Seit der mitte des 12. jahrhunderts kehrt man vom spirituellen

zur natur zurück. Dem schwelger am Strassburger münster entspricht der einsame zecher des *'weinschwelges'*. Er setzt St. voraus. Darum ratsam, den *weinschwelg* von Tirol weg mehr nach dem norden, in die nähe Rudolfs von Habsburg zu schieben.

Am vormittag des 29. september tritt man in die letzte sitzung. Folgende entschliessung, die sich mit dem fortbestand des *Deutschen wörterbuches* beschäftigt, wird einstimmig angenommen:

'Das von Jakob und Wilhelm Grimm ins leben gerufene wörterbuch befindet sich in schwerer not. Um die bisherigen mitarbeiter festzuhalten und neue zu gewinnen, reichen die vom verleger zurzeit gezahlten honorare nicht aus; eine erhöhung wird nötig sein. Aber die herstellungskosten sind ohnedies bei den steigenden löhnen in beständigem wachsen. Schon ist die erhöhung des ladenpreises aufs fünffache für die neuen lieferungen gestiegen. Eine weitere verteuerung würde dem grössten teil der bisherigen abnehmer den fortbezug unmöglich machen und damit verhindern, dass das werk in der deutschen gelehrtenwelt seine aufgabe erfüllt. Die unterstützung des wörterbuches ist reichssache. — Die germanistische sektion der 53. in Jena tagenden versammlung deutscher philologen und schulmänner richtet daher einstimmig an das reichsministerium des innern die dringende bitte, das nationale werk nicht im stich zu lassen und den zurzeit vom reich gezahlten zuschuss sehr erheblich zu erhöhen.'

Die gleiche allseitige zustimmung findet eine von Minde-Pouet verlesene entschliessung, die die erörterung über die *bibliographischen publikationen* abschliesst:

'Die germanistische abteilung der 53. versammlung deutscher philologen und schulmänner hält die fortsetzung der jahresberichte für neuere deutsche literatur, die mit dem jahre 1915 ihr erscheinen eingestellt haben, für unbedingt erforderlich. Die not der wissenschaft verbietet doppelarbeit und fordert beschränkung auf das notwendigste. Es ist daher eine arbeitsgemeinschaft mit der Gesellschaft für deutsche philologie anzustreben. Hierbei wird ausdrücklich die erwartung ausgesprochen, dass die bibliographie der neueren deutschen literatur die ihr gebührende gleichberechtigung neben der älteren findet und bis zur gegenwart geführt wird. Mit der förderung des unternehmens und der ausarbeitung eines arbeitsplanes wird ein ausschuss beauftragt, der aus folgenden herren besteht: 1. den bisherigen leitern der bisherigen unternehmungen: Behaghel, Feist, Roethe, Sauer. 2. Den fachkollegen: Böhm, Elster, Leitzmann, Michels, Minde-Pouet, Petersen, Richter, Saran, Schultz, Sievers (Deutschland); Arnold, Brecht, Castle (Österreich); Ermatinger, Maync (Schweiz); Hajek (Siebenbürgen); Scholte (Holland); Faust, Nollen (Amerika). 3. Den bibliotheksdirektoren Collijn, Escher, Milkau, Schnorr von Carolsfeld.'

Endlich bekennt man sich zu den von Jantzen-Breslau eingebrachten sätzen:

'Die germanistische abteilung der 53. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Jena fordert, dass dem deutschkundlichen unterricht bei der kommenden neuordnung des schulwesens die ihm gebührende führende stellung eingeräumt werde. Die deutschkundliche fächergruppe soll kern und grundlage des gesamten unterrichts werden, um in dem heranwachsenden geschlecht eine möglichst gründliche kenntnis und ein liebevolles verständnis deutschen wesens und geistes zu erwecken. Voraussetzung dafür ist, dass der deutschkundlichen fächergruppe die unbedingt erforderliche zahl von stunden zugewiesen wird.'

Dann spricht R. Unger-Königsberg: *Zur datierung und inneren entstehungsgeschichte von Novalis hymnen an die nacht.*

Nach erörterungen über die methodische bedeutung von datierungsfragen gieng der vortr. auf die vorgeschichte des problems ein. Schon frühzeitig wurden die hymnen dem jahre 1798 zugewiesen, während Tieck sie dem jahre 1797 zuschrieb. Da die angaben sehr unbestimmt waren und sich nur auf vermutungen aufbauten, konnten sich drei verschiedene ansichten entwickeln. Die allgemeine ansicht geht dahin, dass sie 1797 nach dem tode Sophiens und vor Hardenbergs abreise entstanden seien. Daneben ist die these einer schichtenweise erfolgten entstehung verfochten worden, während eine dritte erst 1893 aufgestellte ansicht die hymnen in das jahr 1799 verweist. Alle drei meinungen bauen sich auf subjektivem empfinden auf, da objektive kriterien fehlen. In ein neues stadium kam die frage durch die auffindung der handschrift, die Minor unter heranziehung der varianten als urhandschrift erkannte. Der Athenäumdruck zeigt ihr gegenüber nur fortgeschrittenere künstlerische formung. Durch diesen fund war die zweite, eben erwähnte these widerlegt. Desto schroffer stehen sich aber nun die erste und dritte these gegenüber. Wer der meinung ist, dass die hymnen wegen Sophiens tode dem jahre 1797 angehören müssen, der unterschätzt die inkubationszeit des erlebnisses und übersieht, dass auch die dritte hymne stark stilisiert ist. — Auf dem wege der inneren entstehungsgeschichte suchte nun der vortragende seine ansicht an der hand folgender thesen zu begründen: 1. die hymnen sind die erfüllung der forderung nach biblisch-christlichen paramythien, die Novalis, im Hinblick auf Herders antikisierende paramythien, in einem aphorismus der handschrift E (nach Heilborns bezeichnung) seiner fragmenthefte ausgesprochen hat. Insbesondere sind die erste und zweite hymne umdichtungen Herderscher paramythien. Das gestaltungsprinzip ist bei beiden dichtern das gleiche. Allerdings zeigen sich bei Herder noch nachklänge der rationalistischen auffassung, während bei Novalis romantische christianisierung platz greift. Ebenso stehen Herders 'Tod' und die fünfte hymne in parallele. Hier erst findet sich die symbolisierung des todes durch Amor, den Eros psychopompos. Diese wendung ins erotische und die gegenüberstellung von antike und christentum im Lessingschen sinne findet sich schon bei Herder. Nur ist sie bei Novalis ins romantische weitergebildet. Aus diesen zusammenhängen ergibt sich, dass die hymnen erst nach dem fragment entstanden sein können. 2. Dieses fragment steht nun unter dem unmittelbaren eindruck der lektüre von Schleiermachers 'Reden über die religion', ist also im herbst 1799 verfasst. Folglich kann auch die konzeption und erste (handschriftliche) fassung der hymnen nicht vor die zweite hälfte des september 1799 fallen, wahrscheinlich aber auch nicht viel später. 3. Welche bedeutung hat nun die datierungsfrage? Das fragment bezeugt, in verbindung mit anderen indizien, welch wichtiges ferment in der durch Schleiermachers literarische (und Tiecks persönliche) anregung im geiste Hardenbergs hervorgerufenen fruchtbaren gärung die wirkung Herderscher schriften gespielt hat. 4. Insbesondere haben Herders Paramythien, vor allen bisher ermittelten oder vermuteten literarischen einflüssen, das gestaltungsprinzip wie den ideen- und symbolgehalt der hymnen entscheidend bestimmt, während Schleiermachers reden ihnen grundstimmung und ursprünglichstes inhaltliches konzeptionsmotiv liehen. 5. Neben den paramythien haben noch mehrere andere arbeiten Herders, besonders aufsätze der ersten beiden sammlungen der Zerstreuten blätter und die Bückeburger geschichtsphilosophie auf die ausgestaltung der drei hauptsächlichsten gedankenthemen der hymnen gewirkt:

des todesmotivs, versinnbildlicht im symbol der nacht, des damit eng verbundenen Erosmotivs, gesteigert zum bilde von seelenbrautschaft und liebesvereinigung im grabe, und der geschichtsphilosophischen antithese: antike tages- und lichtwelt, überwunden durch das kreuz des todbesiegers Christus, des urbildes der grossen weltpalingenese. 6. Die hymnen an die nacht stellen, von dieser ihrer inneren entstehungsgeschichte aus betrachtet, ein geistesgeschichtlich höchst bemerkenswertes denkmal der dichterisch fruchtbaren verschmelzung des frühidealistisch-geniezeitlichen und des hochidealistisch-romantischen geistes und lebensgefühls dar.

Reuschel-Dresden stellte sich das thema: *über rhythmisch-melodische grundgestalten des lyrischen schaffens:*

Der vortragende wies auf die bedeutung der festen form für die lyrik hin. Der von vertretern neuester dichtung geforderte verzicht auf feste vers- und strophengebilde würde ästhetische verarmung zur folge haben, um so mehr, als dadurch erst die verbindung mit dem musikalischen rhythmus möglich ist. Ist dieser doch häufig schon bei der konzeption mit dem dichtenden wort verbunden. Viele dichter haben nicht bloss verschwommene musikalische stimmungen bei ihrem schaffen, oft stehen ganz bestimmte rhythmische gebilde vor ihrer seele. Alte, vertraute melodien, die seit kindertagen im ohre klingen, wirken mehr oder weniger unbewusst nach. Das gilt besonders von einwirkungen der volks- und kirchenlieder. — Der vortragende suchte dies an einer reihe von beispielen zu erweisen. Hebbels 'Proteus' stimmt im rhythmus vollkommen mit Justinus Kerners 'Wohlauf noch getrunken, den funkelnden wein' überein. Diese einwirkung geht unbewusst so weit, dass sich auch sprachliche anklänge wiederfinden. Ähnlich ist der anklang von Nietzsches 'Ecce homo' an die prinz-Eugenstrophe, die auch bei Freiligrath, Fontane, Mackay nachhallt. Storms 'Schliesse mir die augen beide' klingt an Wolff-Webers 'Einsam bin ich nicht alleine' an. — Bedeutsamer noch sind die rhythmisch-melodischen anregungen des protestantischen kirchenliedes, die sich bis in die neueste zeit, bis etwa zu den schöpfungen des arbeiterdichters Karl Bröger verfolgen lassen. Sein lied 'Die sonne geht zur ruhe' klingt an Claudius 'Der mond ist aufgegangen' an, das wieder eine nachbildung von Gerhards 'Nun ruhen alle wälder' ist und auch bei Adolf v. Harless, Otto Julius Bierbaum, Heinrich Hart, vielleicht auch bei Christian Morgenstern nachschwingt. Oft ist die grenze zwischen kontrafakt und unbewusster nachgestaltung schwer zu ziehen. — Die ausführungen mündeten dann in hinweise auf die rhythmische grundgestalt der Goethischen balladen 'Die braut von Korinth' und 'Der gott und die bajadere' aus. Für die letztere hatte schon Reuschels vortrag auf der Marburger philologenversammlung den starken zusammenhang mit dem liede 'Eins ist not, ach herr, dies eine' zu erweisen gesucht. Wenn seitdem von Münchhausen (Lit. echo 22, 129 ff.) und Ermatinger (Deutsche lyrik 1, 210) bedenken gegen die äussere form dieses gedichtes geäussert wurden, so glaubt der vortr. darin nur eine bestätigung seiner ansicht über die einwirkung eines melodisch-rhythmischen vorbildes im kirchengesang sehen zu können. In der 'Braut von Korinth' wirkt Zinzendorfs lied vom 'Seelenbräutigam' nach, nachdem wieder als kontrafakt ein lied von Adam Drese geschaffen wurde mit dem anfang: 'Seelenbräutigam, Jesu gotteslamm!', mit dem sich die Goethische dichtung an einer stelle auch wörtlich berührt. Andererseits gemahnen die fünffüssigen trochäen des gedichtes stellenweise an Schillers 'Götter Griechenlands', das auf Goethe bei seiner ersten begegnung mit dem jüngeren dichter starken eindruck gemacht hat. So kommt der vortragende zu der schluss-

folgerung über die entstehung der form der 'Braut von Korinth': form und inhalt werden in kaum bewusstem anklang an die Götter Griechenlands gefunden, vertraute töne des kirchenliedes steigen auf und damit der triumph des heidnischen über die neue christenlehre auch äusserlich erkennbar wird, schliesst jede strophe mit dem 'heidnischen versmass', dem fünffüssigen jambus. Herrnhutische erinnerungen lassen sich auch an anderen stellen der Goethischen lyrik nachweisen. So klingt die mollmelodie von Georg Neumarks stollen in dem liede 'Wer nur den lieben Gott lässt walten' in Mignons abschiedslied: 'So lasst mich scheinen, bis ich werde' nach.

Zum schluss nimmt Castle-Wien zu einem lichtbildervortrag das wort: *Bildnisse zur deutschen literaturgeschichte aus Lavaters physiognomischem kabinett in der k. k. familienfideikommisbibliothek in Wien:*

Einleitend führt er aus, wie die physiognomik Lavaters mit dem suchen nach bildlicher wiedergabe der heilandgestalt zusammenhängt. So begann er in den 70er jahren seine sammlung von bildern anzulegen, die das material für seine publikation abgaben. Interessant ist auch, wie sein augenmerk auf die physiognomik gelenkt wurde. Den ausgangspunkt bilden porträts, die er selbst zeichnete. Dabei beobachtete er das auftreten verwandter züge. Darauf begann er systematische studien. Zahlreiche tafeln mit händen, nasen, ohren zeigen, wie er der besonderen eigenart jeder individualität auf die spur zu kommen suchte. Die voraussetzung zu einer systematischen physiognomik war ja ein ungeheures empirisches material. Dazu war es notwendig, auch bildnisse zu sammeln, wobei ihn der maler Schmoll mit zeichnungen unterstützte. Aber Lavater war nie mit den malern, noch weniger mit den individuen zufrieden. Sie blieben hinter seiner idee der menschheit zurück. Allmählich häuften sich die bildermassen, die Lavater mit grossen kosten beschaffte. Als er starb, hinterliess er 30000 gulden schulden, denen als aktiva nur sein physiognomisches kabinett gegenüberstand. Dieses wurde für 25000 gulden von dem reichsgrafen Moritz von Fries erworben. Dessen sohn erlebte den fall des hauses. Er musste konkurs anmelden. So kam Lavaters sammlung in die konkursmasse und wurde in 26 stücke zerlegt. Als käufer fand sich dann kaiser Franz, der sie der fideikommisbibliotkek zuwies, wo sie seit 1828 wieder vereinigt ist. Ihr umfang beträgt 20000 blätter. — Der vortr. zeigt sodann eine grosse reihe, mit liebe ausgewählter, dem philologen und literaturfreund gleich wertvoller bilder, deren eindruck durch Lavaters erläuternden text wesentlich verstärkt wird.

Die angesetzte zeit war bereits überschritten, als V. Michels-Jena die so anregende, arbeitsreiche und ungewöhnlich stark besuchte tagung schliessen konnte. Siebs-Breslau fand ungeteilten beifall, als er im namen der teilnehmer dem rührigen vorstand dankte.

Es ist im rahmen dieses berichtes nicht möglich, aus der arbeit der anderen sektionen das herauszuziehen, was für den germanisten besondere bedeutung hatte. Nur eines vortrages sei gedacht, der ganz der germanischen philologie gehörte.

Am vormittag des 28. sept. sprach in einer allgemeinen sitzung A. Heusler-Basel über *die balladendichtung des spätmittelalters, namentlich im skandinavischen Norden.* Er kam zu folgendem ergebnis:

Die kunstform der ballade, des epischen reigenliedes, liegt im Norden altertümlicher vor als in England. Eine neuschöpfung des spätmittelalters, hebt sie sich von den früheren gattungen, auch dem spielmännischen heldengedicht, scharf ab, und man täte gut, den namen ballade nicht für beliebige ältere lieder zu verschwenden. Sie stellt sich zu den eigentlich mittelalterlichen dichtarten als die

grosse erbin; das von jenen erarbeitete münzt sie aus zu reigentexten, *libretti*. Daher wirkt ihre zeichnung vielfach wie eine travestie, ähnlich dem märchen. Das unbestimmte kostüm, der lockere aufbau, die formeln und das zersingen kennzeichnen diese unzünftige dichtung. — Die entstehungsfrage spitzt sich darauf zu: Bezog die nordische ballade aus Frankreich das fertige modell oder nur die einzelnen bausteine? Der vortragende tritt für das zweite ein. Schon vor der epischen ballade herrscht weithin die kunstlosere kleinlyrik zum reigen (*carole*); sie hat jene bausteine, u. a. die kehrreime, in den Norden gebracht. Die metrische ähnlichkeit der folkevise mit der deutschen frühlyrik wird darauf beruhen, dass eine der dänischen vorstufen der ballade, entweder das erzählende gedicht oder die lyrischen tanzvierzeiler, von dem versbau der deutschen spielleute abhieng.

BORCHERDT. NEUMANN.

LITERATUR.

V. S. Mansikka, Über russische zauberformeln mit berücksichtigung der blut- und verrenkungssegen. Akademische abhandlung. Helsingfors 1909. XVIII, 311 s. u. rg.

Reidar Th. Christiansen, Die finnischen und nordischen varianten des zweiten Merseburger spruches. Eine vergleichende studie. F(olklore) F(ellows) Communications nr. 18. Hamina 1914 (auf dem umschlag 1915). VI, 218 s.

Mansikka gibt uns keine formelsammlung oder -zusammenstellung mit mehr oder minder kommentierendem text, sondern eine geschichtlich tief schürfende untersuchung russischer zauberformeln mit besonderer berücksichtigung einzelner geschlossener gruppen und wichtiger einzelmotive. Zunächst behandelt er die gemeinslavischen, vom Süden ausgehenden formeln und dann das vielfach unter westlich-germanischem einfluss stehende russische sondereigentum. Die epischen motive gemeinslavischer formeln führen nirgends auf heidnisch-mythologische vorstellungen, sondern ausnahmslos auf christliche anschauungen, die den zur byzantinischen kirche gehörenden slavischen völkern gemeinsam und oft über ganz Europa verbreitet sind. Nur die sogenannte parallelismusformel spiegelt in einigen fällen den ursprünglich sie begleitenden zauberakt wider, oft jedoch vermengt mit christlichen elementen. Damit im einklang steht die äussere geschichte der formel, die uns, wie wir es für das deutsche mittelalter, vor allem seit Schönbach wissen, immer wieder die niedere geistlichkeit als verfasser und verbreiter der zauberformel zeigt, wofür im nördlichen Russland vor allem die konservative sekte der altgläubigen zahlreiche beispiele bietet.

In der geistlichen literatur kanonischer oder apokrypher art liegen also die quellen, von denen eine geschichte der russischen zauberformel ihren ausgang nehmen muss. Dass es überhaupt eine geschichte der zauberformel gibt, scheint selbst denjenigen, die volkskundlicher forschung nicht fern zu stehen behaupten, immer noch hervorgehoben werden zu müssen. M. tut daher recht daran, dass er mit wiederholtem nachdruck darauf hinweist. Gestützt auf ein reiches material,

das dem der slavischen sprachen unkundigen unerreichbar war, zeigt er auf grund der geographischen verbreitung einer formel ihre allmähliche wandlung nicht des epischen spruches allein, sondern auch der parallelismusformeln und eigentlichen beschwörungen. Der üblichen anschauung vom stereotypen und starr unbeweglichen werden geschichtlich bezeugte entwicklungsreihen mit möglichkeiten zu immer neuen variationen entgegengehalten. Besonders wandlungsfähig erweisen sich die gegen verschiedene und unbestimmte krankheiten gerichteten formeln, die bei räumlicher verbreitung und zeitlicher überlieferung ihr anwendungsgebiet bald verengen, bald erweitern. Ändert sich aber der heilzweck einer formel, so wird ihr wortlaut eben diesem neuen zweck unter verschiebung der akzente mehr und mehr angepasst. Unverstandene christliche symbole, die von vornherein mit geschichtlich erzählenden elementen gemengt sein können, verblassen oder werden buchstäblich aufgefasst bis zu sinnloser entstellung, so dass sich frühere forscher versuchen liessen, in diesen zerrütteten konglomeraten ursprüngliche mythologische anschauungen zu wittern. Wurde dann die formel auch mündlich überliefert, so war den kühnsten kombinationen blühendster phantasie tür und tor geöffnet; von offenbaren irrtümern und unsicherheiten des gedächtnisses abgesehen spielen dabei volksetymologische umbildungen und verwechslungen infolge lautlicher verwandtschaft eine bedeutende rolle. Die wichtigste ursache für die wandlung einer zauberformel besteht aber in der anpassung an den veränderten heilzweck oder wie es von Roethe, Sitzungsber. d. Berl. akad. 1915 s. 279 formuliert wurde: 'Der epische vorgang ist im grunde nichts als eine erhöhte nachbildung des vorgangs, der die anwendung des zaubers veranlasst hat oder den zauberspruch erzeugen soll.' Und wenn Mansikka die sich selbst gestellte aufgabe 'die literarischen quellen eines gegebenen spruchmotivs oder -typus ausfindig zu machen und andererseits den zerfallsprozess zu zeigen' im grossen und ganzen vorbildlich löste, so hat er doch der unter dem prinzip der angleichung von formel und heilzweck schaffenden phantasie zu wenig raum gegeben in dem verständlichen übereifer, alle einzelheiten unmittelbar auf christliche ideenkreise zurückzuleiten.

Die sorgfältige analyse einer einzigen formel bietet die arbeit Christiansens, die dem weitverzweigten mit dem Merseburger spruch verwandten verrenkungssegen in all seinen verästelungen nachgeht. Der spruch hat sich von Deutschland über die nordischen länder und Finnland bis nach Estland verbreitet, woselbst er mit den ostwärts gedrungenen formen desselben deutschen segens zusammentraf. Je nachdem es eines menschen oder eines pferdes verletzung zu heilen gilt, wechselt die vorbildlich gewählte epische einleitung. Beide fassungen wurden dem Norden überliefert und verbreiten sich dann über Schweden nach Finnland. Im verhältnis zur ostfinnischen formel, die durch freie zusätze oder entlehnungen aus andern liedern reich variiert, bewahrt die westfinnische form ein ursprünglicheres gepräge.

Diejenige formel, die der Norden im späten mittelalter von Deutschland empfing, wurzelt durchaus in christlichen anschauungen, die auch für deutsche varianten des spruches bezeugt sind: anknüpfend an den einzug in Jerusalem ist ein dem zu besprechenden leiden paralleler unfall Christi oder seiner begleiter ersonnen. Trotz dieser für die nordeuropäische formel zweifellos christlichen grundlage finden wir in drei schwedischen varianten des spruches Odin oder Freya (s. 53); der finnische Ukko in je einer variante aus Südkarelien und Mittelingermanland (s. 121 und 151) ist appellativisch als greis zu fassen und bei dem estnischen unvolkstümlichen *Taara* (s. 176) — < *Tar* < *Tor* = *Thor* — handelt es sich lediglich

um eine literarische reminiszenz[1]. Um das eindringen der nordischen götter zu erklären, werden die sonstigen schwedischen formeln mit heidnischen götternamen herangezogen (s. 54 ff.), unter denen vor allem eine formel wider geschwüre aus der handschriftlichen sammlung Rääf: *All tin sveda och värk döfvar tu i tre namn: Oden, Thore, Fregge*[2] keinen zweifel lässt, dass es sich um heidnische substitution und zwar hier der christlichen dreieinigkeit handelt. Lässt sich aber die vertauschung heidnischer mit ursprünglich christlichen namen in zauberformeln wirklich erweisen, so haben wir uns mit dieser tatsache abzufinden, auch dann, wenn wir vorerst noch nicht in der lage sein sollten, diesen vorgang allseitig psychologisch zu ergründen, und dürfen daher auch bei dem zweiten Merseburger spruch die möglichkeit einer solchen vertauschung nicht von der hand weisen. Auch hier sind die namen das einzig heidnische: 'losgerissene namen, von deren eigentlichen trägern der spruch nichts zu erzählen hat'. Mit S. Bugge wird *Phol* und *Balder* als Paulus und herr interpretiert, *Wodan* und *Frija* mit K. Krohn als substitute für Christus und Maria; die personifizierten himmelslichter im geleit der jungfrau finden ihre ungezwungenste erklärung in der christlichen symbolik, deren bedeutung für die zauberformel von Mansikka eingehend erörtert wurde.

Die frage, ob sich der zweite Merseburger spruch auf heidnische oder christliche vorstellungen gründet, gipfelt in dem rein literarhistorischen problem, ob zauberformeln mit epischer einleitung ohne christlich-orientalischen einfluss, vor allem ohne das vorbild christlicher gebetsliteratur, möglich sind. Muss aber diese frage auch auf grund allgemeiner erwägungen (Hälsig, Der zauberspruch bei den Germanen s. 14 ff.) verneint werden, so wird der vorwurf Steinmeyers (Kl. ahd. sprachdenkm. s. 368), dass hier sämtliche schwierigkeiten durch ein einziges allheilmittel beseitigt werden sollen, völlig unverständlich. Vielmehr hatte ich guten grund (Zfda. 55, 148 ff.) auch den ersten Merseburger spruch auf seine christlichen bestandteile zu untersuchen. Allerdings erweckt v. d. Leyens entgegnung in den Bayerischen heften für volkskunde I 270 ff. von meiner beweisführung und ihrem resultat eine völlig falsche vorstellung. So wird mir die behauptung unterlegt, 'dass schon die gotischen christen im 6. jahrhundert den gelehrten und kirchlichen spruch ihren laienhaften vorstellungen anpassten, und dass er sich im laufe der zeit immer stärker verändert habe: er sei ein sehr interessantes dokument von der volkstümlichen umbildung der arianisch-christlichen bildung bei unsern vorfahren'. Dabei habe ich am schluss meines aufsatzes lediglich im hinblick auf Mansikkas buch, das es in gewisser richtung zu modifizieren galt, gesagt, dass zaubersprüche mit epischer einleitung legendenmotive enthalten könnten, die in die zeit des arianischen christentums hineinreichen, ohne den Merseburger spruch irgendwie als beispiel heranzuziehen. Wenn ich auch der möglichkeit einer vorgeschichte unseres spruches dauernd rechnung tragen musste, so liegt es mir doch fern zu behaupten, dass die formel als ganzes, wie sie uns vorliegt, tatsächlich auf eine längere entwicklung zurücksieht; wiederholt habe ich betont, dass wir 'nicht wissen, wie nahe unsere fassung der ursprünglichen form des spruches steht'. Da

1) Nach briefl. mitt. von K. Krohn, dem ich auch den wortlaut der folgenden schwedischen formel verdanke.

2) Vgl. Bang nr. 40: *Tag det sorte paa det blaa,*
tag det blaa paa hvide,
tag det hvide paa en jordfast Sten.
I Navnet Thor, Odin og Frigga.

nun, soweit ich mich nachträglich überzeugen konnte, kein anderer leser meinen zeilen etwas ähnliches entnommen hat, muss ich die verantwortung für dies gröbliche missverständnis mit entschiedenheit zurückweisen.

Mir war daran gelegen, diejenigen anschauungen klarzulegen, aus denen ein geistlicher vielleicht der Karolinger- oder gar erst der Ottonenzeit — der stabreim einer volkstümlichen dichtung spricht nicht gegen das 10. jahrhundert — einen Marcellusspruch zur löseformel eines gefangenen umschuf. Warum der geistliche verfasser den Marcellusspruch zum ausgangspunkt nahm, um dann die *tres virgines* mit biblisch-legendärem leben zu erfüllen, immer im hinblick auf den zweck der formel, dem auch die zeile *suma heri lezidun* ihre entstehung zu danken hat, habe ich mich im einzelnen zu zeigen bemüht. Der uns immer wieder entgegentretenden angleichung mehr oder minder fertig übernommener legenden an den gewünschten heilvorgang will ich nicht nochmals das wort reden. Und wenn v. d. L. auch nichts von der grossen, psychologisch leicht verständlichen mannigfaltigkeit im gebrauch einer formel und der dadurch bedingten anziehungskraft für andere formelkreise weiss, so ist diese unkenntnis ganz besonders bedauerlich, wenn man sich das recht anmasst, über diese dinge mitzuurteilen. Ich will nur an den Jordansegen erinnern, der nicht nur blut, sondern auch feuer und feinde zum stehen bringen soll[1] und verweise hier vor allem auf Mansikka, der dieselbe formel gegen krampf und harnzwang (s. 71), gegen zahnschmerz, beschreien, gebärmutterleiden, vieh- und pferdekrankheiten (s. 87) oder gegen blutung, zahnweh, gliederreissen und allgemeines unwohlsein (s. 260) angewandt und dementsprechend variiert findet[2], aber auch auf Ebermann a. a. o. s. 31, 39 f., 80, 108; Hälsig a. a. o. s. 77, 84 und andere mehr. Die ansicht, dass eine formel als ganzes kaum einer wandlung unterliege, d. h. auch nicht die epische einleitung, auf die es ja hier in erster linie ankommt, und dass man von der unveränderlichkeit einer formel geradezu ihre heilkraft abhängig glaubte, hat sich eben durch neuere forschungen als durchaus irrig erwiesen[3]. Und ich betrachte es als wesentliche eigenschaft meines aufsatzes, dass er auf der unbedingten voraussetzung der ständigen wandlungsfähigkeit eines spruches aufgebaut ist. Auf die behauptung v. d. L.s, in der zeit mündlicher überlieferung sei eine formel geringeren entstellungen und missverständnissen ausgesetzt als nach ihrer schriftlichen aufzeichnung brauche ich wohl nicht ernsthaft einzugehen. Mansikka (s. 123 f.) urteilt auch hier nicht aus theoretischen erwägungen, sondern aus lebendiger erfahrung: 'Wenn der zauberer des lesens kundig ist, bleibt noch die hoffnung, dass die vorstellungen ihren ursprünglichen rahmen nicht verlassen, denn er hat immer gelegenheit zur auffrischung seiner erinnerung einen blick ins zauberbuch zu tun. Anders verhält es sich, wenn der anwender der formeln ungebildet ist . . . Ein einmal gehörter, im unsicheren gedächtnis bewahrter spruch läuft immer gefahr, von dem ursprünglichen zusammenhang abzuweichen und sich in puren unsinn zu verwandeln.'

Der ursprung und die entwicklung unseres spruches zeigt nun grosse ähnlichkeit mit der geschichte anderer formeln des mittelalters, obwohl v. d. L. auch hier das gegenteil behauptet. Ganz allgemein sagt Ad. Franz in seinem klassischen werk: Die kirchlichen benediktionen im mittelalter (II s. 430): 'Die antike literatur hat

1) Ebermann, Blut- und wundsegen s. 34.
2) Vgl. auch s. 53, 93, 267 u. s. w.
3) S. z. b. Mansikka a. a. o. s. 101, 124 usw.

für diese besprechungen in vielen fällen die grundform geboten, welche später unter verwendung christlicher gedanken und worte eine weitere entfaltung erfuhr.' Kurz vorher (s. 427) ist unter berufung auf Jak. Grimm von der bedeutung des Marcellus für das christliche abendland die rede gewesen. Und Hälsig sagt am schluss seiner durchmusterung verschiedener formelgruppen (a. a. o. s. 106): 'Der schon oft — d. h. in den vorausgehenden abschnitten seines buches — erwähnte Marcellus liefert auch hier einige beispiele, die womöglich der ausgangspunkt für spätere fassungen geworden sind.' Aber das alles habe ich in meiner arbeit ausführlich auseinandergesetzt, so dass mir v. d. L.s behauptung, eine derartige entwicklungsgeschichte, wie ich sie zeichne, stände ohne parallele, mehr als seltsam erscheinen muss. Auf dieser grundlage und in dem bewusstsein der überragenden rolle von Christi leiden und opfertod und den drei Marien in der gesamten christlichen zauberliteratur habe ich dann die unserm spruch zugrunde liegenden anschauungen aus den dem mittelalter bekanntesten patristischen schriften nachgewiesen. Die belege liessen sich ins unermessliche häufen, ich wollte nur beispiele geben. Dieselbe phantasierichtung und dieselbe symbolische gedankenwelt, die den schon früh bezeugten karfreitagsritus der adoratio crucis und die aus altchristlicher zeit überlieferte — v. d. L. ebenfalls unbekannte — bildliche darstellung der drei Marien am ostergrabe umschwebt, offenbart sich auch in der ersten dramatischen handlung der liturgischen osterfeier. Da die anfänge des osterspiels einer wenig späteren zeit als unser spruch angehören, wie ich keineswegs verschwieg[1], so habe ich die symbolische handlung der Marienpriester nur zur erhellung und deutung älterer bräuche und bilder herangezogen, nicht aber als unmittelbares glied meiner beweiskette, die ich auch ohne diese zutat für geschlossen erachte, eingereiht.

Wenn es nun im wesen einer wissenschaftlichen analyse begründet liegt, organisch verbundene elemente zu scheiden und gesondert auszubreiten, so hätte ich trotzdem für v. d. L. noch besonders hinzufügen sollen, dass diese zur bildung eines geistlichen gehörenden einzelbestandteile im hirn dieses mannes friedlich beisammen wohnen, dass ich also keineswegs eine fülle von geistlichen und ungeistlichen verfassern aneinander zu reihen brauche, bis ein sprüchlein von vier langzeilen zusammengeschmiedet ist. Und weil ich alle diese einzelnen zur erklärung angeführten anschauungen in der heimischen geistlichen bildungssphäre jener zeit vereint finde, darum halte ich meine arbeitsweise für nicht unmethodischer als wenn ich meine zuflucht nähme zu sogenannten[2] nordischen parallelen, denen der durch endlose wanderungen zerstampfte heimatboden entwurzelter deutscher stämme schon seit jahrhunderten keine nährkraft mehr bot. Auf den positiven teil der abhandlung v. d. L.s, der die bisherigen, sattsam bekannten erklärungsversuche in allzu weitschweifiger und darum im einzelnen anfechtbarerer form wiedergibt, näher einzugehen erübrigt sich, wenn auch die das summen und sitzen der *idisi* klangmalenden *s*-laute (s. 276) eigentlich dazu herausfordern.

v. d. L. gab mir keinen anlass, die verschiedenheit unserer ansichten auf den weiteren kampfplatz der meinungen über ursprung und werden volkstümlicher dichtung hinauszutragen, und ich selbst bin dankbar der gefahr ausgewichen, über

1) Vorsichtig genug spreche ich s. 153 von 'symbolischen kulthandlungen, wie wir sie zur zeit der aufzeichnung unseres spruches zum erstenmal mit dem dialogisierten teil der osterliturgie verbunden sehen'.

2) Eine verwandtschaft von aisl. *dís* und wgerm. *idis* bestreitet jetzt auch H. Güntert, Kalypso S. 245.

allgemeineren fragestellungen unsere besondere aufgabe aus den augen zu verlieren. Im streit um das wesen der volkspoesie, der letzten endes im gegensatz zweier weltanschauungen begründet liegt, wird die romantische richtung immer weiter unterliegen, je ausschliesslicher sie von altüberlieferten vorurteilen befangen den blick selbstschöpferisch auf ein vorgefasstes ganzes richtet, unbekümmert um die tatsächlichen resultate einer vom einzelfall ausgehenden kleinarbeit und wenig behelligt durch diejenige philologische wissenschaft, die wie keine andere berufen ist, die fäden, die unsere kultur mit der christlichen antike unauflöslich verbunden halten, unserm auge immer sichtbarer zu entwirren.

HAMBURG. J. SCHWIETERING.

Tristan and Isolt, A study of the sources of the romance. By Gertrude Schoepperle. Frankfurt a. Main. Joseph Baer & co. London. David Nutt. 1913. 2 bde. XV, 266 ss. und s. 267–590 (NewYork University. Ottendorfer memorial servies of Germanic monographs No 3. 4).

Die verfasserin dieses mit grossem fleisse, zuweilen anerkennenswertem scharfsinn, leider aber nicht immer genügender ausnutzung der neueren deutschen literatur über den gegenstand mit alexandrinischer gelehrsamkeit ausgearbeiteten werkes will den nachweis erbringen, dass Bédier im rechte ist, wenn er als quelle der mittelalterlichen Tristanerzählungen ein biographisch gehaltenes epos annimmt. Sie weicht von Bédier ab, indem sie den Urtristan als ein keineswegs, wie der französische forscher und nach ihm Golther vermuten, besonders glanzvolles stück epischer kunst betrachtet und einen kräftigen einschlag volkstümlicher überlieferung darin zu finden glaubt. Béroul-Eilhart, Thomas und auch die Folie Tristan der Berner hs. gehen zurück auf eine gemeinsame quelle, die *estoire,* auf die Béroul anspielt. Den besten begriff von der beschaffenheit dieser 'estoire' gibt Eilhart. Dass sie den ausgangspunkt für sämtliche Tristanbehandlungen des mittelalters gebildet habe (dies ist Bédiers ansicht), ist zu bestreiten, denn weder die fortsetzung Bérouls noch der prosaroman führen notwendig auf sie zurück. Nun hat Bédier behauptet, Eilhart wie Béroul stützten sich auf eine von der erschliessbaren abweichende fassung *y*. Bedeutsam war für ihn, dass Thomas anders als Eilhart-Béroul kein abschwächen der wirkung des liebestrankes kennt und die folge der waldszene, die rückkehr zu Marke verschieden von ihnen begründet. Thomas muss, seinen anschauungen über höfische minne gemäss, das ihm vorliegende umgestaltet haben. Bédiers *y* ist demnach überflüssig. Auch im verzicht auf die geschichte mit dem frauenhaar, eine alte volkserzählung, offenbart sich Thomas als neuerer. Tristan und Isolde begegnen sich zum ersten male, als der held für seinen oheim wirbt. Eilhart, der Tristans heilung ohne Isoltes persönliche gegenwart berichtet, benutzt die überlieferung zweckmässig, Thomas, der Isolde bei der werbung wiedererkennen lässt, konnte sie nicht brauchen. Auch die doppelte namengebung (Pro und Tantris) erscheint gegenüber Thomas als das ursprüngliche. Mit Keleminas untersuchungen zur Tristansage (Teutonia 16) hat sich Gertrude Schoepperle in diesen wichtigen fällen nicht auseinandergesetzt. Immer wieder betont sie, Eilharts fassung vertrete für uns die 'estoire'. So umschreibt sie auf nicht weniger als 55 seiten den inhalt von Eilharts Tristrant und Isalde, wobei es nicht an ungenauigkeiten fehlt, z. b. s. 15: *Mortally wounded, the Irish champion fled to his boat, pursued by the taunts of Tristan* (vgl. 908 ff.), s. 15: *The Irish king commanded that all persons landing*

in Ireland from Cornish ships should be hanged without mercy (vgl. 991 f., 1006 ff.), s. 16: *He* (*Pro*) *was put in charge of a ship* (dagegen 1264 f. *dô hîz he bereitin kile, sô vele als he ir wol bedorfte*), ebenfalls s. 16: *If he did not return, Gorvenal was to be the heir of his realm,* wo die wichtige zeitbestimmung *'within a year'* vermisst wird, s. 19: *The seneschal concluded that the knight he had met had been swallowed by the dragon,* was sich nicht mit sicherheit aus v. 1694 ff. erschliessen lässt; s. 26 steht zu lesen: *They made slanderous verses and recited them to the king* für das mhd. (v. 3226 f.): *sie erhûbin ein gedichte und sagetin ez dem koninge.* Irrig werden die verse 5695 f. *he wuste schôner wîp wen sie. vor wâr mag ich daz sagin hie* wiedergegeben (s. 40) mit: *He did not say that he knew a fairer woman. So much may I tell here.* Reinstes phantasiegebilde ist noch der satz s. 40 f.: *The rebel vassal was forced to submit, and to agree to restore to Howel all his land and to make good all his losses.* Überflüssigerweise bedient sich Schöpperle in ihrer nacherzählung nicht der Eilhartschen namensformen. Zu den datierungen Bédiers stellt sie sich ablehnend. Geistvoll benutzt sie, um das alter der *estoire* zu ermitteln, die am wenigsten einfachen, d. h. die auf höfischen kulturanschauungen beruhenden bestandteile der geschichte. Die ereignisse des zweiten teiles, von der rückkehr der liebenden aus dem walde ab, müssen, wie sie s. 121 ff. einleuchtend ausführt, unter dem einflusse der höfischen literatur, die zur zeit Eleonores von Poitou aufkam, dichterisch gestaltet worden sein. So zeigt sie die einwirkung der pastourelle auf die szene zwischen Kehenis und Gymêle 6672 ff., der Chanson de mal mariée auf Kehenis und sein verhältnis zu Garîôle, der Chanson à personnages auf die reue Isaldes über ihre grausamkeit gegen Tristrant, die bedeutsame rolle, die dem 'dorch Isalden willen' zukommt, die sichere bekanntschaft der zuhörer mit der hofgesellschaft des königs Artus und behandelt verständig die umbiegung älterer erzählungszüge durch den dichter, nur dass manches nicht unmittelbar zur sache gehörige dabei herangezogen wird. Grossen wert misst die verfasserin dem zunächst unterbleibenden eheverkehr Tristrants mit der zweiten Isalde bei. Dass Tristrant aus liebe zu der frau eines andern mit der gemahlin keusch lebt, ist ein romantischer idealismus, der erst in einer gesellschaft, für die Cligès und La Charrette geschrieben waren, für uns denkbar erscheint (s. 177). Gleich Gierach nimmt Gertrude Schoepperle die jahre etwa von 1185—1189 als entstehungszeit der dichtung Eilharts an. Nicht viel früher dürfte auch die *'estoire'* anzusetzen sein.

Mit hingebendem eifer werden in den umfangreichen abschnitten V und VI, die weitaus den hauptteil des werkes ausmachen (V beginnt auf s. 184 und endet mit dem ersten bande, VI reicht im zweiten von s. 267—470) die volkstümlichen überlieferungen auf französischem und keltischem boden, sofern sie irgend mit motiven der estoire zusammenhängen, erörtert. In diesen beinahe 300 seiten steckt, obwohl die schon früher bedauerte neigung, eine fülle von kenntnissen, auch von belanglosen, auszupacken, das lesen nicht eben erleichtert, der eigentliche kern des buches, ein kern, der es für die vergleichende literatur- und volkskunde als hochbeachtliche leistung erscheinen lässt und dessentwegen man das breittreten von belanglosem ohne murren ertragen sollte. Alles im strengeren sinne kritische hat Kelemina viel schärfer herausgehoben und oft auf einer einzigen seite mehr gesagt als die dame auf 20. Es dürfte sich mit Kelemina erweisen, dass die änderungen am überlieferten, wie sie die 'estoire' vornimmt, nicht so geringfügig sind, wie Schoepperle meint; sie vermutet nämlich (s. 186 und besonders s. 265), sie giengen nicht über das allernotwendigste mass hinaus, um einheitlichkeit herzustellen.

Manche der im überfluss beigebrachten parallelen scheinen mir nichts zu besagen. Noch weniger überzeugend ist vieles, was als keltisches kulturgut angesprochen wird, auch vermeidet die verfasserin wiederholungen nicht (und führt einmal Veldekes Eneit nach Ettmüller an). Wichtig ist die darlegung, dass dem bericht über Tristrants zweikampf mit Morholt alle hauptmerkmale des nordischen holmganges fehlen. Unklar bleibt, weshalb die untersuchung über die hütte, die den verwundeten helden von der umwelt absondert, im zusammenhange mit keltischen zeugnissen erscheint, zumal Schoepperle selbst an eine nachwirkung des aus der Philoktetgeschichte bekannten brauches denkt. Die zeremonie des zubettbringens der neuvermählten durch die hochzeitsgesellschaft gehört bekanntlich auch noch der neuesten zeit an, so dass verhältnisse des 12. jahrhunderts nicht als irgendwie bedeutungsvoll zu gelten haben. Vorstufen der 'estoire' werden s. 445 f. zu ermitteln gesucht. Wir hätten eine entführungssage *A*, ungefähr gleich der keltischen von Diarmaid und Grainne, als quelle zu vermuten: mit der rückkehr der liebenden aus dem walde wäre sie zu ende gewesen. Darauf folgte eine erste französische gestaltung, in der *A* für eine französische zuhörerschaft, vielleicht unter benutzung neuen, auch keltischen stoffes zurechtgestutzt wurde, und aus dieser *B*-form sei *C*, die 'estoire' hervorgegangen, nochmals mit zügen bereichert. Übrigens gesteht Schoepperle selbst ein (s. 472), dass sich die arbeit des dichters der 'estoire' nicht bis ins einzelne erkennen lasse. Sie ist geneigt, dem Chrestien von Troyes einen anteil an der zweiten hälfte des werkes zuzuschreiben, die mit ihrem höfischen gepräge, mit ihrer leichtherzigen auffassung von liebe und ehe so wesentlich von der ersten absticht. Ursprünglich keltische heimat des stoffes wird wahrscheinlich durch den tragischen charakter der liebesleidenschaft und der stellung Markes zwischen dem neffen und der gemahlin.

Beigefügt sind fünf anhänge. Zunächst stellt Schoepperle den text der Eilhartbruchstücke mit der umarbeitung X und mit Kniescheks übertragung zusammen, ohne genauer auf Gierachs stammbaum rücksicht zu nehmen. In einer weiteren beigabe befasst sie sich mit den fällen, wo Bédiers versuch, den inhalt des Urtristan zu ergründen, von Eilhart abweicht, die dritte beigabe ist der rolle der zweiten Isalde und ähnlicher frauen gewidmet, die vierte der für Eilhart nicht in betracht kommenden geschichte von der harfe und der rotte, endlich behandelt die letzte tragische liebeserzählungen im altirischen. Ein namen- und ein sachverzeichnis beschliessen den zweiten band.

DRESDEN. KARL REUSCHEL.

Georges Duriez, La théologie dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge. Lille, René Giard; Paris, J. Tallandier, 1914. 645 s. 15 frcs.
Georges Duriez, Les apocryphes dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge. Lille, René Giard; Paris, J. Tallandier, 1914. 112 s. 3 frcs.

Plan und inhalt dieser beiden werke, die eng zusammengehören, lässt sich mit wenigen worten wiedergeben. Die einleitung des hauptwerkes gibt einen kurzen überblick über die bekannte entstehung des geistlichen dramas und stellt fest, dass es dem nämlichen zweck dient wie kultus und bildende kunst: der erbauung, selbst noch im stadium der loslösung von der kirche. Nachdem dann als hauptquellen für den inhalt der dramen die bibel und die theologische literatur der

kirchenväter, die durch einige kompilatoren vermittelt namhaft gemacht sind, wird in zwanzig breit angelegten kapiteln der ganze stoffkreis des geistlichen dramas gemustert und ausführlich unter reichlicher zitierung der stellen aus den einzelnen stücken vor uns ausgebreitet. Es handelt sich um die themata: dreieinigkeit, schöpfung, engel, teufel und hölle, mensch, patriarchen, propheten, sibyllen, die alttestamentlichen praefigurationen Christi und der heilsgeschichte, die menschwerdung, das verborgene und das öffentliche leben Christi, die erlösung, Jesus in Gethsemane, vor Annas und Kaiphas, Pilatus und Herodes, die kreuzigung, grablegung, auferstehung, himmelfahrt, ausgiessung des heiligen geistes, himmelfahrt Mariae, antichrist und letztes gericht.

In der kleineren schrift, einer art supplement zu der erstgenannten, bespricht Duriez vier apokryphische stoffe behandelnde szenen der dramen: die nur im Innsbrucker spiel verwertete himmelfahrt Mariae, die im Heidelberger und Sterzinger passionsspiel enthaltene einkerkerung und befreiung Josefs von Arimathia, das verhör Christi vor Pilatus aus dem Frankfurter und Alsfelder passionsspiel und die oft verwertete höllenfahrt Christi.

Was uns hier gezeigt wird, ist in der hauptsache nichts neues; wir wussten seit langem, dass die ganze geistliche literarische produktion des mittelalters getragen wird von einem breiten strom theologischer gelehrsamkeit und bildung, die ja auch in der weltlichen dichtung an zahllosen stellen zutage tritt. In der minutiösen beschreibung bei Duriez können wir nun aber für das beschränkte gebiet des geistlichen dramas die einzelnen züge des gesamtbildes deutlich erkennen. Insofern der verfasser sich diese beschreibung zum ziel seiner arbeit gesetzt hat, hat er seine aufgabe treu und fleissig erfüllt und verdient unseren ungeteilten dank. Weitere arbeit wird ja noch manche einzelheit ergänzen und berichtigen können, einige lücken, auch in dem benutzten material, schliessen, das gesamtbild wird dadurch nicht wesentlich geändert werden.

Noch erhebt sich aber die weitere aufgabe, die wege festzustellen, auf welchen den einzelnen stücken diese theologie zugeflossen ist, in erster linie die frage, wie weit die geistlichen originale selbst die quellen für die dramatiker bildeten. Ihre definitive beantwortung steht noch aus; Duriez streift sie natürlich an vielen stellen und hat sich auf grund seiner kenntnis des materials eine eigene meinung gebildet, die aber kaum allgemeinen beifall finden wird. Zuzustimmen ist ihm natürlich, wenn er feststellt, dass die kirchenväter nicht direkt, sondern lediglich durch vermittlung einiger mittelalterlicher kompilationen benutzt worden sind (die wichtigsten derselben werden in der einleitung s. 22 aufgezählt); dass auch noch andere kommentare benutzt sind, wird gelegentlich erwähnt (vgl. z. b. s. 617). Wenn Duriez dagegen genaueste kenntnis und weitgehendste direkte benutzung des bibeltextes annimmt, so wird sich dagegen, wie bisher, so auch künftig, sicher widerspruch erheben. Gewiss ist im einzelfall die richtigkeit seiner annahme möglich; aber das material lässt nicht erkennen, dass die direkte benutzung der bibel die regel bildet. Kenntnis der biblischen geschichten setzt in damaliger zeit ebensowenig wie heute direkte bibelkenntnis voraus. Die wege der vermittlung waren mannigfaltig genug, vor allem kommt der gottesdienst, predigt und liturgie in betracht. Für eine ganze reihe von stellen ergibt sich schon aus Duriez' eigenen ausführungen diese vermittlung, zahlreiche andere werden hinzukommen; für einige hat inzwischen Rudwin in den Modern Language Notes 1914 und 1915 den entsprechenden nachweis gebracht.

Betreffs der Apokryphen ist Duriez' haltung merkwürdig widerspruchsvoll. In der einleitung des hauptwerkes (s. 25) nimmt er an, die dramatiker hätten die Apokryphen nicht direkt benutzt, sondern sich mit jüngeren kompilationen begnügt. In scharfem gegensatz dazu steht seine äusserung in der einleitung des zweiten werkes (s. 9). Für die szenen von der einkerkerung Josefs von Arimathia, dem verhör vor Pilatus und der himmelfahrt Mariae wird dort behauptet: 'ce n'est ni au Vieux Passional, ni à l'Erlösung ce n'est même pas à la Légende Dorée, ni au Speculum Historiale que se sont adressés les dramaturges: ils ont puisé directement à la source'. In grellstem widerspruch dazu stehen wiederum, soweit die himmelfahrt Mariae in betracht kommt, die ausführungen auf s. 72 f., wo durchaus die Legenda aurea als grundlage des spieles behandelt wird.

Für die szenen der höllenfahrt Christi will Duriez selbst dort, wo die einzelnen deutschen stücke grosse ähnlichkeit untereinander zeigen, direkte abhängigkeit von der apokryphen quelle annehmen. Dies führt zu der frage, ob die gegenseitige beeinflussung der dramen bei D. überhaupt genügend zum ausdruck kommt. Duriez kennt natürlich die zahlreichen berührungen der einzelnen stücke untereinander, er hatte sie in seiner beschreibung ja in menge zu registrieren und er macht nicht selten ausdrücklich auf zusammenhänge aufmerksam. Überall die literaturgeschichtlichen folgerungen daraus zu ziehen, gieng über den rahmen seiner darstellung hinaus; ich zweifle aber nicht, dass aus dem bei ihm gesammelten material sich noch manche wichtige aufschlüsse über das gegenseitige verhältnis einzelner spiele untereinander ergeben werden.

GIESSEN. [MARBURG.] KARL HELM.

Franz Rolf Schröder, Hálfdanarsaga Eysteinssonar. [Altnord. sagabibliothek 15.] Halle, Max Niemeyer 1917. VIII, 146 s. 10 m.

Die hier von neuem herausgegebene saga gehört zu den sogenannten isländischen 'Fornaldarsǫgur'. Eine sammlung dieser erzählungen (darunter auch die vorliegende) wurde seinerzeit von Rafn, jedoch in ziemlich unkritischer weise herausgegeben; die meisten davon erschienen dann später auch in einzelausgaben (drei auch in der Sagabibliothek: Ǫrvar-Odds saga, Friðþjófs saga und Hálfssaga), denen sich nun die Hálfdanarsaga als vierte anschliesst. Sie ist stofflich nicht uninteressant und geschickt und fliessend erzählt, gehört aber nicht zu den ältesten. Ihr schauplatz sind, wie in manchen andern von diesen geschichten, die die Ostsee umgrenzenden länder.

Der herausgeber hat sehr gründlich und gewissenhaft die vorhandenen handschriften benutzt und auch über diejenigen, die ihm nicht zugänglich waren (die in Reykjavík befindlichen) zuverlässige auskunft sich verschafft; ebenso hat er selbstverständlich auch die denselben stoff behandelnden rímur verglichen. Das verhältnis der hss. ist nicht besonders verwickelt, und der text ist, wie mir scheint, im wesentlichen richtig konstituiert. Ein paar fehlerhafte lesungen seien berichtigt: *verðuliga* s. 100[6] und 101[26] st. *virðuliga* (an beiden stellen steht unzweifelhaft ein *i* über dem *r*); *nǫkkur* s. 101[8] st. *nǫkkut; sinn* s. 104[10] st. *sér* (so sicher die hs., *sinn* ist sprachlich unmöglich); *kona* s. 106[21] st. *hans kona; hratt hann* s. 123[5] st. *hratt honum* (so deutlich die hs.; *hrinda* regiert immer den dativ). Abgesehen von diesen kleinigkeiten ist, wie gesagt, nichts besonderes einzuwenden.

In der gründlichen und ausführlichen einleitung handelt der herausgeber zunächst (cap. 1) über inhalt, komposition und stil der saga. Der stil wird etwas kurz abgetan (s. 8 anm. werden die worte: *til hvers sem hann gekk* als beispiel einer jüngeren ausdrucksweise angeführt; dies muss auf einem missverständnis beruhen, da der satz auch in älterer zeit nicht anders lauten konnte; die verweisung auf Nygaard passt nicht für unsere stelle). Cap. 2 bespricht eingehend die 'quellen', wobei besonders das verhältnis zu anderen fornaldarsagas untersucht wird, z. b. das zur Ragnarssaga, wobei sich herausstellt, dass der verfasser diese und die Vǫlsungasaga mit recht als ein zusammenhängendes ganze betrachtete. Der herausgeber versucht zu beweisen, dass die Hálfdanarsaga in ihrer gegenwärtigen gestalt keineswegs ursprünglich sein kann, und er bemüht sich, den ursprünglichen kern und zusammenhang festzustellen. Er hat jedoch wohl, was ich hervorheben möchte, mehr den zusammenhang des zugrunde liegenden märchens im auge und sucht diesen wieder zu gewinnen, und hiergegen hätte ich kaum etwas einzuwenden. Eine andere frage ist es, ob man auf grund dessen berechtigt ist, eine ältere Hálfdanarsaga in einer dem entsprechenden form und entwicklung anzunehmen. Dies ist, wie mir scheint, nicht bewiesen, und ich glaube auch nicht, dass eine solche ältere fassung existiert hat. Die ingredienzien und zusammengelesenen motive, aus denen die saga besteht, sind von dem ersten autor in allem wesentlichen so miteinander vereinigt, wie wir sie jetzt vor uns haben. Ich bin auch nicht ganz sicher, ob es wirklich die meinung des herausgebers ist, dass eine solche ältere saga vorhanden gewesen sei (vgl. § 17). Verschiedene von seinen kombinationen und zusammenstellungen kommen mir zweifelhaft vor, ich kann jedoch hier darauf nicht eingehen. Nur kann ich die bemerkung nicht zurückhalten, dass der herausgeber ganz überraschend und wenig motiviert einen irischen einfluss annimmt — überführung von sagenstoff nach Island im 11. jahrhundert (s. 16); dies hätte doch eingehender nachgewiesen werden müssen. Ebenso überraschend und unerwartet findet sich an anderer stelle (s. 34) die erklärung der 'brautfahrt' als einer Hadesreise, um eine jungfrau 'von den fesseln chthonischer mächte zu befreien'. Diese erklärung scheint mir gesucht und wenig begründet. Was dagegen der herausgeber über den Valsþáttr sagt, scheint mir im ganzen richtig, und in der kritik, die er gegen Jón Jónsson, übt, bin ich vollständig mit ihm einig.

Kap. 3 handelt über die rímur und die jüngeren rezensionen der saga. Hierzu habe ich so gut wie nichts zu bemerken. Namentlich kann ich in seiner auffassung des verhältnisses zwischen A und B (oder A* und B*) dem herausgeber zustimmen[1].

Was die äusserung über C* (s. 63) betrifft, so muss ich zur selbstverteidigung bemerken, dass ich an der dort (anm. 3) zitierten stelle nicht, wie mir vorgeworfen wird, B* und C* kontaminiert habe: ich habe nur gesagt, dass die ursprüngliche saga schloss, wo die hs. 171 b (und die rímur) enden; über das gegenseitige verhältnis habe ich damit nichts aussprechen wollen.

Cap. 4 und 5 besprechen die hss. und ihr verhältnis zu einander, und das 6. und letzte die beziehungen einiger anderer sagas zur Hálfdanarsaga. Auch auf diese kapitel und besonders auf das letzte, in dem ein paarmal gegen meine

1) In der s. 62[16] mitgeteilten strophe ist statt *þanan* zu lesen *þanin* (d. i. *þanninn*); *verndar* ist nur unrichtige schreibweise statt *vendar* (= *vendir* 'dreht'). — S. 66 anm. 4 ist *bari* (so die hs.) die richtige neuisländ. form, die nicht in *barri* geändert werden darf und das ausrufungszeichen hinter *hilditannar* (gen. sg. des fem. *hildi-tǫnn*) unberechtigt.

auffassungen polemisiert wird, will ich nicht näher eingehen; die dinge, um die es sich handelt, sind zu unwesentlich.

Schliesslich noch ein paar worte über die erklärungen des kommentars. Sie sind im grossen und ganzen richtig; einzelnes erscheint überflüssig (z. b. die note s. 115 zu z. 20. 21, wo die angezogene parallele nicht recht stimmt). S. 90 verweist Schröder zu *Odáinsakr* auf A. Olrik (Kilderne til Sakses oldhist. II, 158 fg.) und Saxos *Undensakre;* er akzeptiert Olriks erklärung als *undorns-akr* 'de sydøstlige vange' – aber wie *undorn* 'südost' bedeuten könnte, ist nicht nachgewiesen, und tatsächlich ist diese bedeutung gänzlich unannehmbar, wie auch eine derartige zusammensetzung höchst unwahrscheinlich ist. Saxo gibt für den ort keine himmelsrichtung an. – 92 [7] *sinna vegna* bedeutet nur 'seinerseits'. – 94 [11] *fála* bedeutet hier nicht 'hexe', sondern 'ungebildete person' ('femina procax' Björn Halldórsson). – 95 [11] *vanfenginn* bedeutet 'schwer zu erlangen' (*er eigi vanfenginn maðr á mót honum* 'ein gleichwertiger mann ist leicht zu finden'). – 96 [7] *er allt seinna en segir* will sagen: 'es nimmt mehr zeit in anspruch etwas zu tun als davon zu erzählen', die redensart entspricht also nicht dem deutschen sprichwort: 'leichter gesagt als getan'. – 101 [18] *Hón lét sér* usw. bezieht sich auf die erfüllung der ehelichen pflichten. – 103 [13] *gruflar eptir knettinum: grufla* bezeichnet nicht bloss das 'vorn überbeugen', sondern auch das 'suchen mit tastenden händen'. – 118 [14] *ef hon tekz vel;* übersetze: 'wenn er (der weg) glückt, sich als gut erweist'. – 119 [7] *nær hæfi* bedeutet nur 'ungefähr zu der zeit' (deine ankunft und der bevorstehende kampf würden ungefähr gleichzeitig sein). = 125 [11, 12] *sneri upp á sér maganum* ist zu übersetzen: 'er wendete den bauch nach oben' (der hund lag also auf dem rücken). – Zum schluss noch ein paar kleinigkeiten: das norwegische gebirge heisst *Dofrafjall* (nicht *-fjǫll,* s. 52); s. 124 (note zu z. 9. 10) lies *málastykki* st. *stykk; Héminyr* mit *é* (s. 89 b) ist wohl nur druckfehler.

Dieses erstlingswerk des herausgebers darf im ganzen als eine fleissige und tüchtige arbeit, die mit grosser gewissenhaftigkeit ausgeführt ist, bezeichnet werden.

KOPENHAGEN. FINNUR JÓNSSON.

Walther Heinrich Vogt, Vatnsdœla saga. [Altnord. sagabibliothek 16.] Halle, Max Niemeyer 1921. LXXVIII, 144 s. 40 m.

Zu den Íslendingasǫgur, die einer neuen kritischen ausgabe dringend bedürftig waren, gehört die Vatnsdæla. Guðbr. Vigfússons text in den Fornsögur (Leipzig 1860) war in mancher beziehung etwas mangelhaft, besonders was den kritischen apparat betrifft. Freilich ist leider das handschriftliche material recht schlecht und nicht viel damit anzufangen; es besteht nämlich nur aus ein paar nahe verwandten papierabschriften und einem kleinen pergamentbruchstück. Eine kritische ausgabe hat nun zwar das neue heft der Sagabibliothek nicht geliefert, aber der text gründet sich auf eine neue kollation der handschriften und ist infolgedessen recht zuverlässig; verschiedene fehler der alten ausgabe sind dadurch entfernt. Man darf daher die neue ausgabe mit freude begrüssen.

Soweit man sehen kann, ist der text im ganzen verständig behandelt; vielleicht hätten die lesarten des membranfragments an einzelnen stellen den vorzug verdient. Der kommentar ist im ganzen ein realkommentar, in weit geringerem grade sprachlich; diese seite hätte wohl etwas mehr berücksichtigung verdient. Ich

habe die anmerkungen recht genau studiert und es wird zweckdienlich sein, das, was ich zu erinnern fand, im folgenden mitzuteilen.

S. 13 note zu z. 8 würde ich geschrieben haben: 'erg. *at líta* (nicht *at virða*). — S. 16 note zu z. 20 hätte die hypothese Al. Bugges nicht angeführt werden sollen, da es höchst unwahrscheinlich ist, dass die sitte der 'pflegekindschaft' keltischen ursprunges ist, da sie durch eine fülle von zeugnissen als echt nordisch beglaubigt wird. — S. 23 note zu z. 21: *haklangr* zu norw. *hak* 'scharte' in beziehung zu setzen, ist gewiss nicht richtig; die zusammensetzung selbst spricht nicht dafür; dagegen ist die auffassung des altertums klar und es liegt kaum ein grund vor, sie zu verlassen (Aarb. 1907 s. 206). — S. 25 note zu z. 1. 2 finden wir wieder einmal die unselige vermischung der 'berserker' mit den 'werwölfen', die nichts miteinander zu schaffen haben. — Ebda note zu z. 16 fasse ich den gedanken anders auf; des königs meinung ist offenbar: 'ich kann dir nicht e i n e n a n d e r n s o h n an stelle des gefallenen geben'. — S. 28 note zu z. 11: in dem worte *gǫfugr* ist eine nebenbedeutung wie 'glücklich' nicht enthalten. — S. 50 note zu z. 5 (*sjá stað forgiptar*): es ist nicht richtig, *stað* hier mit dem ausdruck *í stað(inn)* in verbindung zu setzen; *staðr* bedeutet hier 'grundlage' und das ganze ist nur eine umschreibung für *forgipt* selbst: 'er sollte selber bestimmen, was gegeben werden sollte'. — S. 58 note zu z. 15: *segja afhendan* ist kein rechtsausdruck. — s. 60 note zu z. 28 hätte bemerkt werden sollen, dass das *at* vor *vera* nicht das infinitivzeichen ist, sondern betontes adverb ('dabei'). — Ebda note zu z. 32: die erklärung gibt kaum die richtige vorstellung. *Þér eigið ójǫfnum til at verja* bedeutet: 'ihr habt ihm ungleiche männer (d. h. euch selbst) zu verwenden (gegen ihn)', oder mit anderen worten: 'ihr könnt euch nicht mit ihm messen (denn er ist ein *heljarmaðr* usw.). — S. 67 note zu z. 2: *grafbúr* kann kaum 'einen schuppen für *graftól*' bedeuten; wenn das wort richtig ist (vermutlich liegt ein schreibfehler st. *gerri-búr* vor), muss es ein *búr* bedeuten, in dem eine grube (eine art keller) sich befindet, wovon man ja anderwärts hört. — S. 71 note zu z. 2: *mér er minna um þat* bedeutet nicht: 'das hat keine bedeutung für mich', sondern: 'das wünsche ich weniger (d. h. durchaus nicht)', 'das gefällt mir gar nicht', nämlich, dass Ljót zeit dazu bekommen soll, ihren zauber auszuführen. — S. 77 note zu z. 21: *bera* (*sinn*) *sann á* bedeutet nicht 'anspruch erheben', sondern 'die sache von s e i n e m standpunkt aus als abgemacht und als allein richtig betrachten (also die ansicht des gegners als bedeutungslos ansehen)'. — S. 78 note zu z. 3: *hlaup* ist hier nicht = *framhlaup* (dies bedeutet ja 'angriff'), sondern 'flucht' (vor einem angreifer). — S. 85 note zu z. 20: die worte 'oder *rakki* hund' sind zu streichen, da von diesem subst. hier nicht die rede sein kann, der artikel (*enn*) vielmehr beweist, dass nur das adj. in frage kommt. — S. 94 note zu z. 3: *bindu hesta* bedeutet nicht 'die vorderfüsse lose fesseln', sondern 'die pferde aneinander binden'; die vorderfüsse zusammen zu binden, wäre in der gegebenen situation gewiss sehr unzweckmässig gewesen. — S. 121 note zu z. 11: *Hǫgnuðr* hat mit *hagna* 'dienlich sein' kaum etwas zu tun; der gebrauch, der von dem stabe dieses namens gemacht wird, lässt eher vermuten, dass *Hegnuðr* (zu *hegna* 'begrenzen, hindern') die richtige form ist, die zu der wirkung des stockes stimmen würde; der schwertname, *Hǫguðr*, dessen bedeutung ungewiss ist, ist wohl fernzuhalten. — Eine einzelheit sei schliesslich noch in diesem zusammenhange erwähnt. Es macht auf mich immer einen eigentümlichen eindruck, wenn moderne gelehrte ohne weiteres ein aus dem altertum selbst überliefertes zeugnis verwerfen, als wenn sie besser mit dingen bescheid wüssten, von

denen sie in wahrheit nichts wissen und nichts wissen können, wie, um nur ein beispiel zu nennen, den bericht, dass Ǫlvir barnakarl diesen beinamen erhielt, weil er als wiking, im gegensatz zu andern, kleine kinder vor einem brutalen tode schützte. Man behauptet statt dessen, der name bezeichne 'einen mit kindern reich gesegneten mann', was natürlich vollständig aus der luft gegriffen und nur eine moderne willkürlichkeit ist. In gleicher weise verwirft der herausgeber die mitteilung der saga über die entstehung des ortsnamens Borðeyrr (s. IL): 'Borðeyrr hat seinen namen natürlich (sic!) von den vielen schiffen, die dort später anlegten', nicht aber, weil man dort ans land getriebene planken fand. Hierzu muss ich sagen, dass des herausgebers 'natürliche' erklärung für mich so unnatürlich wie möglich ist. Ich wage zu behaupten, dass ein ort, an dem viele schiffe anlegten, niemals einen solchen namen erhalten haben würde und dass der bericht der saga weit natürlicher ist. Man würde in jenem falle einen namen mit *skip-* gebildet haben (s. z. b. die namen im register zu Kålunds Hist.-topogr. beskivelse af Island, wo nicht ein einziger name sich findet, der des herausgebers annahme stützen könnte). — Zur rechtschreibung ist wenig zu bemerken. Statt *Sǫrkvir* hätte *Sorkvir* geschrieben werden sollen; Fóstólfr ist unrichtig st. *Fǫstólfr* (zu *fastr*) und endlich ist *Kárnsá*, nicht *Karnsá* (s. die note s. 59), die offenbar richtige schreibung; die abschriften der Landnáma beweisen klar, dass die aussprache (noch um 1400) *Kárns-* war, und diese ist es, die der heutigen aussprache und schreibweise (*Kornsá*, *Kotsá*) zugrunde liegt.

Von grosser bedeutung ist die ausführliche einleitung des herausgebers, die aus 6 kapiteln besteht. Das 1. kapitel behandelt die handschriften und ausgaben der saga, wozu ich nicht viel zu bemerken habe. Das handschriftenverhältnis ist ja recht einfach. Von besonderem interesse ist hier das verhältnis zu der Landnáma und der sogenannten 'jüngeren Melabók', die (nicht immer wohlgelungene) auszüge aus der saga gemacht hat. Der herausgeber schliesst sich, was diese Melabók betrifft, grösstenteils an schon früher ausgesprochene ansichten. Zu kap. 2 (Sprache und darstellungsmittel) ist auch nicht viel zu sagen, abgesehen von einigen kritischen bemerkungen, besonders über des herausgebers 'statistisches' material (§ 12). Man muss mit solchem material und mit statistik sehr vorsichtig sein. Ich habe hier einwendungen gegen den von Vogt gemachten versuch, beabsichtigte alliteration nachzuweisen, zu erheben. Hierfür hat er offenbar kein gutes ohr, und wenn man dies nicht besitzt, können die resultate notwendigerweise nicht ganz korrekt sein. Wenn Vogt so in einem satze wie: *sá er Haraldr konungr gaf þér í Hafrsfirði* eine stabreimende verbindung ansetzen will, so ist das unrichtig: da der zwischenraum zwischen den beiden *h* viel zu lang ist. Es sind auch nicht 3 stäbe in einem satze wie *er við alla vill illt eiga* (hier ist *eiga* so schwach betont, dass es nicht mitgerechnet werden kann); ebensowenig in dem satze *hafa hendr í honum,* wo überhaupt von alliteration nicht die rede sein kann, da *hafa* nahezu unbetont und *honum* gänzlich unbetont ist; in dem letzten worte ist das *h* sogar kaum hörbar gewesen, da es auf die stark betonte präpos. *á* folgt (*á honum* ist ⏗⏑⏑ und nicht ⏑⏗⏑) usw. Eine auf solchen anschauungen aufgebaute statistik ist wertlos. — Kap. 3 handelt von der 'stellung der saga in der überlieferung', und hier können wir dem herausgeber auf einem weit sichereren boden folgen. Es wird das verhältnis der Vatnsdœla zu vielen verschiedenen sagas untersucht, und das resultat ist, dass nur die Orkneyinga saga, das Upphaf, die Fagrskinna und 'wohl auch' die Laxdœla die quellen des verfassers waren. Ich bezweifle jedoch

sehr, dass die letztgenannte saga zu den quellen der Vd. gerechnet werden kann, und die Fagrskinna muss wohl sicher ausscheiden, da es ganz ungewiss ist, dass sie überhaupt in Island bekannt war. Ein zwingender beweis dafür ist nicht beigebracht und wird sich schwerlich führen lassen. Das 4. kapitel handelt von der 'kunst des verfassers' und daran schliesst sich kap. 5: 'Geschichte und dichtung'. Der stoff ist zu umfänglich, um hier in einer kurzen anzeige erörtert zu werden; meine auffassung, die in einzelnen punkten abweicht, ergibt sich aus meiner besprechung der saga in der neuen ausgabe meiner literaturgeschichte, worauf ich hiermit verweise. Aber ich muss hier meiner freude über die gründliche und vorurteilslose behandlung der hier untersuchten probleme ausdruck geben und vermag im grossen und ganzen das 'gesamtbild' des herausgebers (§ 32) zu unterschreiben. Was Vogts auffassung des *hamingja*motivs anbetrifft, das nach seiner meinung der ursprünglichen saga noch nicht angehörte, so muss ich davon abstand nehmen. Aber ich bin einig mit ihm in der ablehnung von Bååths annahme eines streites zwischen 'hamingja' und 'schicksal'. Dagegen kann ich in der Þorsteinn-Jǫkullgeschichte (s. XLIII) ein *kolbítr*-motiv nicht finden.

Trotz der einzelnen ausstellungen und bedenken, die ich glaubte erheben zu müssen, muss die arbeit, die der herausgeber geleistet hat, als eine überaus tüchtige und solide bezeichnet werden; die ausgabe zeugt von ausgebreiteter belesenheit und umfassenden kenntnissen, sowie von einer im grossen und ganzen besonnenen und gesunden urteilskraft — eigenschaften, die auch schon in seinen früheren abhandlungen sich bemerkbar machten. Ich möchte ihn jedoch davor warnen, moderne ästhetische theorien auf die alten sagas anzuwenden. Es ist etwas beunruhigend, dass er (s. LXVI anm.), wenn auch mit einiger reserve, der ästhetisch-kritischen behandlung der Egilssaga durch A. Bley seine anerkennung ausspricht, einer behandlung, die ich als durchweg verfehlt und verkehrt betrachte.

KOPENHAGEN. FINNUR JÓNSSON.

G. Einar Törnvall. Die beiden ältesten drucke von Grimmelshausens 'Simplicissimus' sprachlich verglichen. Uppsala (Appelbergs Boktryckeri A.-B.) 1917. VIII u. 248 s. und 4 bl. faksimilia.

Der zweck des buches ist, obwohl es mit ausnahme der knappen — allzu knappen — 'Einleitenden übersicht' (s. 1—22) aus einer rein sprachlichen darstellung besteht, eigentlich kein sprach- sondern ein literaturgeschichtlicher, indem die sprachliche vergleichung der beiden ersten Simplicissimus-ausgaben wesentlich nur der feststellung des verhältnisses beider zu einander dienen soll. Dabei kommt T. zu folgendem, bereits in der hauptsache von Scholte (Probleme d. Grimmelshausenforschung I [1912], s. 192 fussn.[1] und Beitr. bd. 40, s. 269 ff.[2]) angedeuteten — von

1) Hier muss nebenbei wieder gegen die verbreitete anfängerunsitte der unterlassung von stellenzitaten einspruch erhoben werden; die feststellung der gemeinten, in ganz anderm zusammenhang in einer fussnote(!) gemachten notiz in jenem vielgestaltigen und die einzelnen punkte in ganz lockerer form aneinanderreihenden werke gelang mir erst auf dem umweg über des verfassers eigenes gelegentliches zitat wieder in einer fussnote seines aufsatzes Beitr. bd. 40.

2) Die abhandlung wird übrigens überwiegend — fatalerweise schon im quellenverz. s. IV und dann weiterhin s. 2, s. 17 fussn., s. 194 fussn. — mit Beitr. XI

diesem aber nach des verfassers angabe unabhängigen – resultat (s. 16 ff.): B nebst E [= 6. buch] (1669) ist die — vielleicht zum grössten teil schon 1668 gedruckte und anfang 1669 fertiggestellte — 'erste rechtmässige auflage', die sprachlich überarbeitete ausgabe A (gleichfalls 1669) dagegen die zweite, aber ebenfalls rechtmässige, C (1670) nebst F [= 6. buch] (1669) wäre in unmittelbarem zeitlichen und textlichen anschluss an BE ende 1669 und in der 1. hälfte 1670 hergestellt worden [1], ihr folgt dann noch die vierte auflage als 'authentische ausgabe letzter hand', die 'stark erweiterte und mit kupferstichen versehene ausgabe D' (1671), die sich bezüglich des titelbildes und der illustrationen zwar an B—C anschliesst, 'in sprachlicher und textlicher hinsicht aber durchweg auf A beruht'. Wie man sieht, kommt somit betreffs der editio princeps Kellers ansicht wieder zu ihrem recht, dagegen weicht T. darin von diesem ab, dass er in A ebenfalls eine originalausgabe — keinen nachdruck — erkennt; die demgegenüber von Kurz und Kögel aufgestellte, in der tat 'abenteuerliche hypothese' eines verlorenen Ursimplicissimus und der priorität von A, die bis in die letzten jahre ziemlich allgemein geltung hatte, darf heute jedesfalls als endgiltig erledigt angesehen werden. Im ganzen treffen T.s ausführungen über diesen punkt zweifellos das richtige, im einzelnen bleiben aber gewisse unebenheiten. Das über die datierung des beschlusses der Continuatio E s. 18 f. gesagte stimmt offenbar nicht: T. hat bei seiner rechtfertigung des jahres 1668 die monatsangabe derselben — ende april (nicht etwa november oder dezember)! — ausser acht gelassen, denn wenn 'die ausgabe B', als 'G. seine Continuatio fertig hatte', 'wenigstens noch nicht ausgegangen war' und man während des druckes des 6. buches 'indessen im jahr 1669 gekommen war', so hätte der letztere ca. $^3/_4$ jahre in anspruch genommen, man hätte somit zur drucklegung der ersten 5 bücher in der betreffenden offizin 3—4 jahre gebraucht; da würde denn doch der verfasser nicht nur die leistungsfähigkeit einer druckerei in der 2. hälfte des 17. jahrhunderts ganz erheblich unterschätzen, sondern er macht auch sein argument von der flüchtigkeit der konzeption des 6. buches völlig illusorisch. Dann wäre aber auch in keiner weise einzusehen, weshalb man die doch nun einmal separat gedruckten ersten 5 bücher so lange unveröffentlicht hätte liegen lassen sollen. Zudem würde damit die ganze aufstellung über A und C hinfällig. An eine an dieser stelle auf jeden fall ganz sinnlose fälschung der datierung ist natürlich nicht zu denken, am wahrscheinlichsten ist mir ein druckfehler für 1669. Über die gesamte erste ausgabe findet sich ausserdem s. 82, fussnote eine im direkten widerspruch zum obigen stehende — übrigens auch in ihrer begründung ungerechtfertigte — bemerkung,

zitiert. Überhaupt vermisse ich in dem langen, die unbedeutendsten kleinigkeiten geradezu pedantisch bessernden druckfehlerverzeichnis (s. VII f.) eben die richtigstellung der irreführenden und manchmal direkt den sinn verdunkelnden fehler: s. 4, z. 3 v. u. muss es offenbar *J* statt *T* heissen; s. 9, z. 13 f. kann ich nur verstehen, wenn ich *durchaus* oder *völlig* für *allerdings* einsetze, entsprechend aber auch s. 51, z. 14 und s. 153, z. 11 (liegt hier also vielleicht ein falscher sprachgebrauch in der frnhd. bedeutung des wortes vor?), s. 181, z. 7 und s. 209, z. 4 ist das *mehr* zu tilgen, eventuell in *ziemlich* oder *recht* zu bessern.

1) D. h. wenn ich die unklaren ausführungen T.s über diese ausgabe richtig verstanden habe: ich nehme nämlich an, dass s. 19, z. 19 statt *der ersten edition* vielmehr *dieser edition* (d. h. C) zu lesen ist, da ich sonst keinen sinn in den zusammenhang bringen kann (vgl. dazu den zusatz beim stammbaum s. 21), denn die annahme, in C liege eine blosse titelausgabe von B durch vorkleben eines neuen titelblattes bei den restexemplaren von B oder auch neuabzügen des alten satzes vor, ist nach den angaben bei Keller, Kurz und Kögel wohl ausgeschlossen.

falls es nicht wenigstens *ausgabe* statt *auflage* heissen soll. Gänzlich unhaltbar ist auch die behauptung (s. 17), dass A 'beinahe gleichzeitig' mit der 1. auflage gedruckt sei, da man ein werk, über dessen erfolg man noch gar nichts wusste, doch sicher nicht gleich in zwei auflagen – und das blos aus sprachlichen gründen – druckte. Bis zu einem gewissen grad gilt überhaupt auch von T.s ausführungen sein treffendes wort (s. 3), dass durch das hypothetische noch immer 'die situation mehr als nötig verwirrt' ist. Die natürliche zeitliche folge ist: BE: 1668 bis gegen mitte 1669, A: im weitern verlauf 1669, CF: 1670 (jahreszahl auf F wohl nur mechanischer nachdruck der vorlage), D: 1671; dass die 2. auflage der 1. etwas rascher folgt als die beiden übrigen, ist eine noch heute geltende erscheinung und ich verstehe den hieran genommenen anstoss nicht.

Eine grundfrage, die nach dem druckort beziehungsweise dem drucker der verschiedenen ausgaben, schiebt der verfasser vollständig beiseite, ja die sache scheint ihm so selbstverständlich oder nebensächlich, dass er nicht einmal das hypothetische andeutet oder auch nur seine gewährsmänner zitiert. Auf veranlassung J. Grimms hin (Serapeum, bd. 17 [1856], s. 175) hat Keller (a. a. o. und Simpl.-ausg. bd. 4 [1862], s. 910 f.) das impressum *Monpelgart (Gedruckt bey Johann Fillion)* . . . mit dem hinzufügen, 'als druckort und verleger . . . werde Nürnberg und Felsecker anzusehen sein', für fingiert erklärt. Darauf und auf Kurz's ergänzung (Simpl.-ausg. bd. 1 [1863], s. LII, fussnote) weiterbauend, hat dann meines wissens erst Scholte (Grimmelsh.-forsch. s. 64 ff. beziehungsweise s. 58 ff.) die ganze hypothese völlig unzweideutig ausgesprochen und etwas ausführlicher erörtert; einen strikten beweis konnte auch er für keinen teil derselben erbringen, manches fordert direkt zum wiederspruch heraus, einiges steht auch mit seinen eigenen angaben nicht im einklang[1]. T.s stellungnahme ist ganz unklar: zuerst nimmt er für B und A scheinbar zwei verschiedene drucker (die andeutung s. 17, aber deutlich erst bei der zurücknahme s. 247) – wobei er bezeichnenderweise das 'verlagsrecht' (s. 17) mit der drucklegung verwechselt, beide aber offenbar in Nürnberg befindlich (s. 22 ist von dem 'von nürnbergisch-obd. formen durchsetzten original' d. h. B und anderseits von gewissen 'übereinstimmungen mit den regeln . . . des Nürnbergers P. Harsdörffer' in A die rede) – an[2]; diese kuriose annahme von zwei druckern und verlegern der gleichen stadt und zu gleicher zeit bei ein und demselben werk wird dann in den 'Nachträgen' (s. 247)[3] ausdrücklich zurückgenommen und sowohl B als A der nämlichen druckerei (und doch wohl auch verlag) zugesprochen, in der man nach einer schon vorher (s. 246) gemachten bemerkung jedesfalls 'Felßeckers offizin' erkennen soll. So kommt schliesslich Scholtes anschauung, W. E. Felßecker sei drucker und verleger aller Simplicissimus-ausgaben gewesen, zum klaren durchbruch. Über die bedeutung und den zusammenhang dieser frage mit seiner untersuchung hat sich der verfasser sichtlich keine deutliche meinung gebildet. Im übrigen schliesst er sich auch der durch Kögel (Simpl.-ausg. s. XXVII) angeregten korrektor-hypothese Scholtes (Beitr. bd. 40, s. 303) ohne weiteres an (s. 17,

1) So die (an sich recht unwahrscheinliche) deutung des namens Fillion (s. 70 fussn.) mit dem eintrittsjahr des jüngern Felßeckers ins geschäft (s. 64).

2) Im hauptteil wird dann dauernd einfach von der Nürnberger druckersprache als selbstverständlicher voraussetzung gesprochen.

3) Diese ganze berichtigung ist überhaupt, wie immer in solchen fällen, eine crux, weil sie in ihren konsequenzen verfolgt einen teil der in der einleitung gemachten aufstellungen wiederum aufhebt.

s. 22, s. 245 f. und durchgehend in der sprachlichen untersuchung). Ich hatte, durch die vorliegende arbeit angeregt, zuerst den versuch unternommen, dieser druckerfrage auf sprachlichem weg einigermassen beizukommen; um es aber gleich zu sagen: ich sah mich immer mehr im kreis herumgeführt und kam zuletzt zu einem glatten 'Non liquet'. Immerhin halte ich den schon von Kurz (a. a. o.) gewiesenen weg für den richtigen: eine scharfe trennung von verlagsort und druckort beziehungsweise von verleger und drucker. Mag man das impressum für fiktiv, Felßecker für den schon anfänglichen verleger halten – mir scheinen auch diese beiden punkte noch nicht erwiesen –, der drucker beider ausgaben kann er meiner ansicht nach m i n d e s t e n s nicht gewesen sein; das ergibt sich für mich gerade aus der vorliegenden darstellung. Was diese untersuchung mit völliger klarheit erweist, ist: die 1. ausgabe (B) zeigt einen ausgesprochen oberd., die 2. (A) ihr gegenüber einen ebenso ausgesprochen md. sprachcharakter. Scholte (Beitr. bd. 40, s. 268 ff.) ist mit feinem gefühl von den syntaktischen veränderungen in A ausgegangen, die natürlich – wie auch die fremdwortverdeutschungen – nicht auf den drucker zurückgehen können; besonders ins gewicht fällt bei seiner untersuchung der parallelismus mit den Courage-ausgaben, doch bliebe erst noch festzustellen, wieweit sich dieser auch bei den lauten und formen erstreckt. Trotz allem kann ich nicht glauben, dass zwei sprachlich so verschiedene drucke vom gleichen druckort stammen und aus der gleichen presse hervorgegangen sind. Mit dem 'archaistischen charakter' der änderungen und dem bewussten anschluss an die Luther-sprache durch einen korrektor in A, womit T. sich wiederholt zu helfen sucht, kommt man nicht durch. Formen wie das ausgesprochen dialektische *geflegt* (s. 121), *zeuch* (< *zeug* B) (s. 140 unten), das nd. *flagge* (s. 145) und besonders das isolierte praet. *verbleib* (s. 195) können nicht als 'zielbewusste änderungen' (s. 22) – wohl gemerkt: ä n d e r u n g e n gegen B! – und als solche auch nicht als auf den md. heimatdialekt Grimmelshausens zurückgehend, sondern nur als entgleisungen eines md. setzers erklärt werden. Überhaupt erscheint das verfahren des 'korrektors' von A durchaus nicht immer, wie T. gelegentlich selbst zugesteht (wie s. 25, s. 78), so 'zielbewusst' (vergl. z. b. s. 33 über *trucken : trocken*). Umgekehrt scheinen in B spuren des alem. druckorts – die Mömpelgarter druckersprache Jac. Foillets stimmt nach meinen untersuchungen zur gleichzeitigen elsäss., – nachweislich zu sein: ausser dem häufigen *wü-* < *wi-* (s. 37) und entrundeten *i* (s. 58 f.) der isolierte monophthong in *verglich* (subst.) (s. 40 unten), wo von einer 'ablautsform', da ja kein altes *ei* zugrund liegt, keine rede sein kann, das ebenso isolierte *stahn* (s. 207), das regelmässig zweisilbige *ohne* (s. 98) (vgl. Behaghel[4] § 201), die echt elsäss. *Lüttig* (s. 138) und *fröhligem* (s. 140) (vgl. Beitr. bd. 13, s. 236 f., § 71). Die sprache von B fortwährend in beziehung zur hess. ma. des autors zu bringen, geht überhaupt bei deren ausgeprägt oberd. charakter nicht an, um so weniger als dieses hess. öfter sogar gegen B zu A stimmt (wie z. b. bei dem öftern *ä* für mhd. *ë* in A gegen *e* in B [s. 25 f.]). Schwierigkeiten macht das häufige *ai, äi* (s. 40, bes. fussn.) in beiden drucken: aus Felßeckers offizin kann es nicht stammen, da dieser ja aus Bamberg (nicht aus Bayern oder Schwaben) nach Nürnberg kam (Scholte, Grimmelsh.-forsch. s. 61 f.); denkbar wäre, dass ein Mömpelgarter drucker, der so gut wie Foillet württemb. hofbuchdrucker sein konnte, es aus dem schwäb. stammland dort eingeführt habe, wahrscheinlicher ist es aus dem manuskript des verfassers in den druck gekommen (vgl. Zeitschr. bd. 46, s. 35 ff.). Warum hat aber der korrektor gerade dieses dem Harsdörffer-kreis und überhaupt der damaligen Nürn-

berger druckersprache ganz oder zum mindesten in diesem umfang, noch mehr aber der Luther-sprache fremde *ai* völlig unbeanstandet gelassen? Beachtenswert und zugleich bezeichnend sind die mehrmals von T. angezogenen parallelen mit Baeseckes untersuchung über die sprache Opitz's (so s. 34, s. 121): hier handelt es sich ja tatsächlich um unterschiede zwischen alem. (Strassburger) und ostmd. (Breslauer) druckersprache. Die weite entfernung der beiden druckorte von B und A, die eine versendung des originalstockes wegen der kürze der zeit unmöglich und auch unrentabel machte, ist für mich auch — nachdem infolge der von Scholte und Törnvall beigebrachten gründe die annahme eines unberechtigten nachdrucks ein für allemal erledigt ist, — die einzig ungezwungene erklärung, warum A und nur A einen nachschnitt für das titelbild benutzte: denn dass sich im 17. jahrhundert ein drucker beziehungsweise verleger bloss wegen der orthographischen marotte eines korrektors, wie T. will (s. 247), die kosten eines neuen schnittes auferlegt hätte, ist nicht denkbar, da hierbei durch übertragung moderner verhältnisse einer orthographischen einzelerscheinung eine bedeutung beigemessen wird, die jener zeit vollständig fremd war. Im übrigen ist im auge zu behalten, dass Grimmelshausen seine früheren werke durchweg anderswo verlegte und drucken lies (s. Scholte a. a. o. s. 71 f. und s. 155, wo dies aber verschleiert wird) und vor 1670 beziehungen desselben zu Felßecker überhaupt nicht nachgewiesen sind (s. Scholte s. 59 f.), dass der ältere Felßecker als drucker nur bei einem einzigen Grimmelshausen-werk einwandfrei feststeht (Scholte s. 59 f., unrichtig dagegen s. 71 oben [vgl. s. 60 unten]) und dass dieser selbst als verleger anderwärts (Fulda, Altenburg) drucken liess (Scholte s. 60, dessen begründung selbstverständlich in keiner weise stichhaltig ist). In betracht zu ziehen wären ausserdem noch die papierfrage (vgl. Kögel s. XXIII), viel weniger in so später zeit die typenfrage (ebenf. Kögel a. a. o.), eher vielleicht die schriftspiegelverhältnisse; doch wäre dazu fachschulung in diesen dingen unbedingt nötig. Wie gesagt: ich wollte anfänglich die ganze frage ausführlich und systematisch erörtern; da mich dies jedoch immer weiter über den rahmen einer besprechung führte und ich trotzdem zu keinem festen ziel gelangen konnte, so mögen diese paar andeutungen genügen. Ausserdem fehlt noch der grösste teil der notwendigen vorarbeiten und wird noch in absehbarer zeit fehlen (eigene darstellung der sprache von B, Grimmelshausens handschriftliche sprache, überhaupt alle untersuchungen über die druckersprachen in der 2. hälfte des 17. jahrhunderts) und ist selbst dann wegen des starken verfalls und der nur mehr ziemlich geringen unterschiede der druckersprachen jener epoche das resultat recht zweifelhaft. Man darf höchst gespannt sein, was Scholte in seinen angekündigten arbeiten über diesen punkt bringen wird[1]. Einstweilen halte ich das problem für ungelöst und — unlösbar.

Die sprachliche untersuchung selbst einschliesslich der beherrschung der einschlägigen grammatischen probleme und literatur[2] ist vorzüglich. Nicht sonder-

1) Korr.-note: Auch in seiner letzten abhandlung in der Zeitschr. f. bücherfreunde, Neue folge 12. jhg. (1920/21), hauptbl. s. 9–21, die nur eine mehr populäre zusammenfassung seiner früheren arbeiten unter geringer bezugnahme auf die vorliegende untersuchung ist, hat er indess keine neuen gesichtspunkte zu dieser grundlegenden frage beigebracht.

2) Vermisst habe ich im verzeichnis nur Rich. Müllers schulprogramm 'Die sprache in Grimmelshausens roman 'Der abenteuerliche Simplicissimus', I. teil', Eisenberg 1897, worin ich diese jedoch entgegen Scholte (a. a. o. s. 115) nicht eben 'mit anerkennenswerter genauigkeit beschrieben' finden kann, da die arbeit durch

lich praktisch und übersichtlich finde ich die anordnung des stoffes. Vielleicht wird im hinblick auf den buchumfang bei oberflächlicher betrachtung die meinung laut werden, der verfasser hätte statt der bis in jede einzelnheit vollständigen vergleichung sich durch auswahl der wichtigsten unterschiede beschränkung auferlegen sollen; durch die vollständigkeit wird aber die bei einer — auch der besten — erstarbeit besonders gefährliche subjektivität ausgeschaltet und eine völlige sicherheit bietende benutzung des materials gewährleistet. Wie wichtig bei den verwickelten Grimmelshausen-problemen gerade einzelnheiten werden können, dürfte aus dem vorher gesagten hervorgehen. Das buch hat vielmehr eben darum, dass es ganze arbeit gemacht hat, bleibenden wert für die forschung und steht überhaupt in jeder beziehung weit über den wenigen bisherigen, (ausser der unten erwähnten) durchweg auch nur einzelne kapitel behandelnden untersuchungen zu Grimmelshausens sprache.

Von einzelnheiten greife ich zum schluss noch folgendes heraus: Wendungen wie 'A führt die schriftspr. form wieder ein' (s. 32), zeigt 'unverkennbare annäherung an die nhd. gemeinsprache' (s. 118) usw. sind unklar und irreführend, weil sie einen damals noch nicht existierenden faktor einführen; es sollte dafür nur von den jeweiligen schriftdialekten — meist also den md. — die rede sein. Über *i* und *e* (s. 30 f.) vgl. Beitr. bd. 41, s. 437 ff. *vermügen*, *müglich* in A (s. 33) sind keine 'altertümmelnde tendenz' des korrektors, sondern im md. (bes. westmd.) und bayr. (auch nürnb.?) noch oft vorkommende formen (vgl. Bahder s. 197), während speziell das alem. (und schwäb.?) früh die *ö*-form von B bevorzugt. Die synkope in *gnug* (s. 52 f.) beruht auf dem mhd. synkopierungsgesetz (Paul[7] § 61, Weinh. §§ 79–80) und ist auch bei den md. prosaisten des 17. jahrhunderts durchaus gebräuchlich (z. b. auch Spee [vgl. Zeitschr. bd. 46, s. 44] und Schottel). Ebenfalls auf das mhd. synkopierungsgesetz gehen die änderungen von nachtonigem *-ren*, *-len* > *-rn*, *ln* (s. 56) und auch in dritter silbe stehendem *-erem*, *-eren* > *-erm*, *-ern* (s. 62) zurück (Paul § 60, Weinh. §§ 18, 78 und 80), dessen nachleben in den erstern fällen ich noch öfter in drucken des 17. jahrhunderts beobachtet habe, während es in den letztern — wohl mehr unter einfluss des Behaghelschen gesetzes (§ 191) — eine gewöhnliche erscheinung ist. An ein numeraldifferenzierungsgesetz kann ich schon hier nicht recht glauben, noch viel weniger aber betreffs der ausstossung des mittelsilbigen vokals bei *-en-*, *-er-* (s. 58 ff.); denn zur kennzeichnung des numerusunterschieds kann doch immer nur die letzte silbe d. h. die endung, nicht die mittel- d. h. die wortbildungssilbe dienen, die 'zahlreichen ausnahmen' gibt ja auch der verfasser (s. 64) zu. Das häufige erscheinen des thematischen *-e-* beim praet. der schw. verba mit liquidem stammausgang (s. 71 f.) darf nicht mit dem sprossvokalischen *e* zwischen *r* (nie *l*!) und nasal einsilbiger wörter (vgl. über dessen mundartliche verbreitung auch H. Reis, Deutsche maa., 1912, s. 61 f.) in zusammenhang gebracht werden, da sich dieses nur am wortende und aus einem sonanten entwickelt; das mhd. gesetz hat im frnhd. längst nicht mehr, beziehungsweise hatte im md. überhaupt nie als solches geltung, sondern infolge der vermischung

ihren ganz verfehlten standpunkt (lediglich verzeichnung von abweichungen gegenüber der heutigen schriftsprache), ihre oberflächlichkeit (vgl. dazu gleich den widerspruch: B ein 'sehr verunstalteter nachdruck' [s. 6] und 'B und A' 'in Nürnberg bei Felßecker . . . erschienen' [s. 7]) und unübersichtlichkeit ein völlig verschobenes bild der sprache der zugrund gelegten ausgabe A (!) gibt, wie jetzt vor allem der vergleich mit T. leicht erkennen lässt.

der verschiedenen klassen kann überall der themavokal stehen oder fehlen (vgl. Behaghel § 200, 1 und § 330, 2-4, auch Paul § 102). Die annahme, dass im hess. zur zeit Grimmelsh.s das einfache (nur schwache?) praet. 'noch lebendig gewesen' sei (s. 96, fussn.), ist ganz unzulässig und die begründung nicht stichhaltig; die umschreibung ist in der schriftlichen niedersetzung nie und nirgends durchgedrungen und als 'formen der schriftsprache' gelten eben im oberd. und westmd. noch übers 17. jahrhundert hinaus (im 16. jahrhundert auch im ostmd.) *-et* und *-(e)te* unterschiedslos nebeneinander. In fällen wie *ein stumm* (s. 181) liegt nicht unflektierte, sondern schwache form vor (s. Paul § 210). Das zitat über *-unde* (s. 209, fussn. 2) ist missverstanden, da a. a. o. nur von der bewahrung des vollvokals, nicht des auslauts-*e* die rede ist; vgl. statt dessen Kehrein bd. 3, §§ 7, 39 und besonders 147,5; Behaghel § 191,5. Auffällig ist die regelmässige schreibung Ack. (auch ausgeschrieben Ackusativ s. 188). Zu erwähnen wäre noch die ausdehnung des ausdrucks frnhd. auf die 2. hälfte des 17. jahrhunderts – also wieder eine etwas andere verwendung des begriffs (vgl. Zeitschr. bd. 49, s. 140).

Nicht verstehen kann ich, was mit den 'beziehungen, die zwischen dem Simplicissimus und den schriften des Aegidius Albertinus bestehen' sollen (s. 246), gemeint ist. Der zusammenstellung nach hat der verfasser hier doch offenbar nicht literarische, sondern sprachliche zusammenhänge im auge – letzteres ist aber (ich habe mich eben länger mit der Münchner druckersprache des 17. jahrhunderts beschäftigt,) ganz ausgeschlossen.

Nachtrag: Die verwickelte frage nach den druckern der ersten Simplicissimus-ausgaben ist nun seit der niederschrift obiger gedanken im sommer 1918 durch H. Borcherdts geistreiche abhandlung über 'Die ersten ausgaben v. Grimmelshausens Simplicissimus', München 1921, in ein neues stadium getreten, wobei der verfasser zu meiner freude z. t. zu ähnlichen anschauungen kommt; ein näheres eingehen auf diese ist hier leider nicht mehr möglich. Durch A. Bechtolds mitteilungen über die anzeigen von 'Grimmelshausens schriften in den messkatalogen von 1660–1675' im Euphor. bd. 23 (1921), s. 496–99 ist indess gleich darauf die sache noch weiter kompliziert worden. Auf jeden fall muss aber nochmals betont werden, dass eine scharfe unterscheidung zwischen drucker und verleger, deren wohnorte schon im 16. und 17. jahrhundert oft sehr weit auseinander lagen (Basel–Wien, München–Köln seien nur als extrembeispiele angeführt,) – selbst wenn letztere eigene sehr bedeutende offizinen besassen, –, zu machen ist.

MÜNCHEN. V. MOSER.

Leipziger schöffenspruchsammlung. Herausgegeben, eingeleitet und bearbeitet von **Guido Kisch.** (Quellen zur geschichte der rezeption. I. bd.) Leipzig 1919, S. Hirzel. XVI, 126*, 655 s. 45 m.

Dieser monumentale band eröffnet ein unternehmen, welches das im rahmen der 'Sächsischen forschungsinstitute in Leipzig' bestehende 'Forschungsinstitut für rechtsgeschichte' unter der leitung von Adolf Wach ins leben gerufen hat. Die für das gesamte geistige leben des deutschen volkes so bedeutungsvolle. so tief dahineinschneidende rezeption des römischen rechtes soll neues licht erhalten, ihre ursachen und ziele, in betreff deren wir bisher, trotz allen scharfsinnigen vermutungen und forschungen, über Stölzel kaum hinausgekommen sind, sollen an der hand unerschlossenen materials blossgelegt werden. Damit wird, parallel zu Konrad Bur-

dachs weitausgreifenden forschungen, die ringende und gärende übergangszeit vom mittelalter zur reformation uns, den nachfahren, im ganzen und im einzelnen klarer werden und tieferes verständnis finden. Deshalb muss auch der germanist mit dem rechtsgeschichtlichen unternehmen von seinen gesichtspunkten aus sich befassen und wird nicht ohne nutzen für eigene erkenntnis solche arbeit leisten.

Die geschichte der rezeption des römischen rechtes in ganz Deutschland kann nur dann verstanden werden, wenn die landschaftlichen anteile blossgelegt und gedeutet sind. Dies haben auch die leiter des neuen unternehmens erkannt — Guido Kisch, der sich bescheiden als solcher nicht nennt, dürfte wohl bei der aufstellung des planes ein grosses verdienst zuzuschreiben sein — und demgemäss ihre untersuchungen mit dem obersächsischen recht begonnen.

1523–1524 stellte ein mitglied des Leipziger schöffenstuhles für eigenen gebrauch aus handschriftlichen und gedruckten sammlungen und rechtsbüchern eine kompilation von schöffengerichtlichen entscheidungen zusammen, die in der hs. *M 20* der sächsischen landesbibliothek zu Dresden erhalten ist. Der sammler bezeichnet sich einmal nur mit den initialen *A. B.* Vielleicht liesse sich bei einer durchsicht der Leipziger schöffenlisten jener zeit daraus sein name erschliessen; es ist nicht ersichtlich, ob Kisch den versuch gemacht hat.

Diese sammlung von schöffensprüchen, deren ältester von 1350 herstammt, die letzten aus der zeit des sammlers datieren, legt Kisch in einem sorgfältigen kritischen abdruck, mit ausgezeichneter einleitung[1] und trefflichen registern vor. Es ist nur zu bedauern, dass nicht eine photographische nachbildung einer hs.-seite geboten ist; man ist doch recht begierig, die von Kisch charakterisierte ungelenke schreiberhand selbst sehen zu können. Auch halte ich es für durchaus erforderlich, dass in jedem hss.-verzeichnis, auch dem bloss registrierenden, stets zeit und (wenn möglich) herkunft der einzelnen hs. angegeben, anstatt dass der leser auf mitunter weit entfernte literatur verwiesen oder gar auf eine zukünftige publikation vertröstet wird.

Mit den editionsgrundsätzen (s. 112* ff.) kann man sich nur einverstanden erklären. Bedauerlich erscheint indes, dass die sprachlichen abweichungen anderer hss. nicht in den apparat aufgenommen wurden; für die erforschung der deutschen rechtsprache hätte es doch recht ergiebig sein können, wenn parallele formeln und wörter zu verzeichnen gewesen wären. Mit freuden habe ich von Kischs absicht kenntnis genommen, dass er einer späteren veröffentlichung über den oberhof Magdeburg kartenskizzen mit verzeichnis sämtlicher orte beigeben will, deren rechtsverkehr mit Magdeburg und Leipzig urkundlich bezeugt ist. Vor mehreren jahren habe ich schon dieselbe forderung erhoben[2], und sie ist auch in der mir

1) Einen heutzutage häufig geübten editorischen misstand rügt Kisch meines erachtens mit vollem recht: 'In älteren und neueren quellenpublikationen verbreiten sich die herausgeber in den einleitungen bald mit grösserer, bald mit geringerer ausführlichkeit über den inhalt der von ihnen bearbeiteten quellen. Soweit er nicht notwendig für die quellengeschichte herangezogen werden muss, möchte ich einem solchen verfahren allgemein jede wissenschaftliche berechtigung absprechen. Denn die für jede wissenschaftliche forschung zu fordernde gründlichkeit kann nur durch spezialuntersuchung und in monographischer darstellung erreicht werden. Es mag entsagungsvoll erscheinen, diese oder jene bemerkenswerte beobachtung oder schlussfolgerung in einer bescheidenen anmerkung niederzulegen. Entschliesst man sich jedoch nicht zu eingehender kommentierung, dann wird dies der einzige weg sein, der die wissenschaftlichkeit nicht gefährdet.' (s. 110* f., anm. 1).

2) Deutsche geschichtsblätter 18 (1917), s. 98: [es wäre von interesse zu er-

damals unbekannten Greifswalder dissertation von Werner Bötticher über die 'Geschichte der verbreitung des Lübischen rechts' (1913) angewandt worden.

Ich habe noch selten eine im druck so fehlerlose edition in der hand gehabt, wie diesen dicken band. Nur s. 78 z. 14 ist *angegriffen* zu lesen. Auch die anmerkungen stehen an richtiger stelle. Ich hätte auf s. 378 zu nr. 523 bei dem *margraven Friderich* auf Friedrich den streitbaren von Thüringen (1381—1428) hingewiesen (vgl. die anmerkung 2 auf s. 434), zumal da hierdurch der spruch zeitlich fixiert wird.

Dagegen möchte ich auf einen übelstand aufmerksam machen, der besonders für die register und für jede art von zitierung lästig fällt: das fehlen der zeilenzählung auf den textseiten. Im register sind daher die einzelnen worte nach den nummern der sprüche zitiert; manche sprüche erstrecken sich aber über mehrere seiten, so dass in ihnen ein wort zu finden grosse zeitverschwendung erfordert. In den folgenden bänden wird dieser fehler hoffentlich beseitigt sein.

Die register sind sorgfältig gearbeitet. Aber (und auch dies gilt für die zukunft) *f* und *v* sind unter einem buchstaben zu vereinigen, nicht gesondert nach modernem gebrauch zu behandeln. Die trennung führt zu unzuträglichkeiten, die lediglich aus der orthographie des schreibers herrühren. Hier muss man z. b. *volgen* und seine sippe unter *v* suchen, nur weil der schreiber der hs. *M 20* diese wörter mit anlautendem *v* schreibt; in merkwürdiger inkonsequenz dazu steht *fronen* unter *f*, trotzdem es in der hs. fast stets mit *v* geschrieben ist. Ich möchte auch zu bedenken geben, ob nicht eine trennung von wort- und sachregister vorzuziehen ist. Diese ausstellungen sollen aber den wert der register nicht im mindesten herabwürdigen; ich weiss die in ihnen steckende riesenarbeit wohl zu schätzen und möchte nur, dass sie ein nächstes mal noch vollendeter zustande käme.

Die sprache der hs. ist 'mitteldeutsch', wie Kisch richtig sagt. Sie lässt sich aber noch enger als 'obersächsisch' lokalisieren. Wir finden einerseits: *pillich, gepunden, pier, kegen, gefenknus, troen, tar;* anderseits: *Dhomas, eldern, merglich.* Lautlich steht häufig entrundung des *ö, ü* und *o: schweren, Pessneck, wirdig, Lobeschitz; ap* (statt *ob*), *ader* statt *oder*, oder verdumpfung des *a: doheim, doselbst, noch* (statt *nach*). Allerdings ist der schreiber nicht konsequent, sondern es stehen formen wie *weib* und *weip, torst* und *dorst* (= frevel), *kegen* und *gegen* nebeneinander. Wechsel von *b* zu *w: Eschewoch* (statt *Eschenbach*), *schöpfenwar* (statt *schöpfenbar*), *Worlin* (statt *Borlin*).

Leider hat Kisch, zu getreu der hs. folgend, den umlaut nur gesetzt, wo ihn auch der schreiber setzte, und nicht in rechnung gezogen, dass die konsequente umlautsschreibung recht neuen datums ist, so neuen, dass man eine zeitlang sogar dem mittelniederdeutschen den umlaut absprechen wollte, weil er grösstenteils nicht geschrieben zu sein schien. Die ausgabe eines textes des XVI. jahrhunderts muss da aber bessernd eingreifen; formen wie *schuler, sunen, konig* (man vgl. auch im register s. 615 die zusammensetzungen mit *uber-!*) durften nicht stehen bleiben. Das scheint mir auch für die eigennamen von bedeutung. Denn namen wie *Doring, Gotze, Kokeritz, Mockeritz, Mulendorff, Mulner, Muntz, Schonau, Schroter, Sorgel, Topfer, Tumpel* haben doch wohl nur mit den umgelauteten formen geltung.

fahren,] 'wo die einzelnen stadtrechte in geltung standen, wieweit sie sich erstreckten, bei wem die kleineren städte zu haupte giengen, kurz eine (meinetwegen rein schematische, vielleicht kartographische) übersicht der verteilung der geltenden rechte im mittelalterlichen Niedersachsen.'

Ich möchte gleich bei den eigennamen[1] bleiben, um die bedeutung dieser rechtsquelle für die deutsche philologie zu erweisen. An vornamen ist mir neben dem bei einem bauern seltenen *Donat*, der wohl auch nur dem gelehrten juristen seinen ursprung verdankt (s. 212, z. 11, nr. 264), und dem typisch obersächsischen *Apitz*, der seltene *Arnag* (*von Waldenburg*, 1451–1470; vgl. auch Cod. dipl. Sax. reg. II, 14. 3, s. 585) aufgefallen. Dass wir uns im kolonialland befinden, bezeugen die nicht seltenen slavischen namen[2] wie *Beida*, *Lamatzs* (*Lomantzs*), *Supan*. Berufsbezeichnungen sind ursprünglich *Artzt*, *Brotesser* (= knecht s. u.), *Landtknecht*, *Rampfüler*, *Reisiger*, *Schützmeister*, *Silberschmelzer*, *Sporner*, *Spreier*, *Wagenknecht*, *Wiesenvoigt*. Geistlichen vorstellungskreisen entstammen *Apt*, *Babest*, *Broptzsch* (< Propst), *Pilgeram*, *Satan* (volksetymologisiert < *Skeitan*). Übernamen bilden ebenso ursprünglich *Frau Altszch*, *Golden* (*Gulden*), dazu *Heller* und *Zehrpfennig*, *Haselwach* (?), *Inbecher*, *Kermess*, *Lobetantz*, *Misthacken*, *Möllnickel*, *Pauersang* (ortsname?), *Schultermöller*, *Sehkolb* (= *Seekalb?*), *Seusse*, *Silbersack*, *Wildfeuer*. Zu den übernamen gehören auch die imperativbildungen *Deckenkue*, *Findenheller*, *Mercknaue* (oder ortsname?), *Schirmstern* (?), *Schüttenwürfel*, *Sehkorn* (= säe korn), *Suchhaupt*. Latinisiert finden sich, wohl erst durch die gelehrten juristen, *Crosius* (< *Gross*), *Blasius* (der gleichbedeutend mit *Blasing und Blesing* gebraucht wird), *Glorius*. Neben *Nickel* steht gleichberechtigt *Nitzsch;* überhaupt kommen, dem obersächsischen dialekt entsprechend, die koseformen auf *-tsch* häufiger vor, z. b. *Rentsch*, *Rultsch*, *Stautsch* (wohl, wie *Statze*, < *Statius*), *Zetsche* (< *Zacharias?*). Auch der name *Heiman* (*Hayman*), der heutzutage vielfach für jüdische familien gebräuchlich ist, wird zweimal angewandt (< *Heinemann*). Die juden heissen *Abraham*, *Isaak*, *Jordan*, *Josse*, *Lasar*.

Neben den eigennamen gewähren die münznamen *driling*, *groschen*, *heller*, *mark*, *pfennig*, *pfund*, *schilling*, *schock*, *schwertgroschen*, *wissepfennig* dem numismatiker manche ausbeute, zumal die sächsische münzreformation in einigen rechtsfällen (nr. 259–261) eine wichtige rolle spielt. Und der metrologe kommt bei *acker*, *elle*, *gewende*, *meile*, *rute*, *scheffel* und den fortwährenden massfestsetzungen nach Magdeburger und Leipziger recht auf seine rechnung. Beispiele für pferdebezeichnungen bieten *graupferd* und *rotpferd* (s. 86, nr. 18).

Den philologen zieht daneben vor allem das wortmaterial an, das in den sprüchen niedergelegt ist. Germanisten der juristischen wie der philologischen observanz haben sich ja endlich zur ausarbeitung eines 'Wörterbuches der deutschen rechtsprache' zusammengeschlossen; aber nach erfreulichem beginn droht es infolge der ungunst der äusseren verhältnisse wieder auf jahre hinaus stecken zu bleiben. Als mitarbeiter des 'Rwb.' interessierte mich daher der rechtssprachliche stoff, und ich möchte einige beobachtungen darüber hier vorlegen, wobei ich von den streng juristischen termini absehe.

Zunächst fehlen in der 1. (bisher einzigen!) lieferung des 'Rwb.' zwei worte: *abgesprechen* = *absprechen* (s. 444, z. 10–11, nr. 630: *ap ich icht meins guts neher sei zu behalten, dan mirs kein man abgesprechen moge*) und *abgezwingen* (s. 467, z. 5–4 v. u., nr. 663: *wan ir das jemand mit rechten abgezwingen muge*). Überhaupt ist die bildung mit den vorsilben *ge-* und *ver-* eigentümlich und sehr häufig (z. b. *geändern*, *gedingen*, *gedringen*, *geeiden*, *geneinen*, *gerechten* [= vor gericht beweisen],

1) Ich erwähne hier nur diejenigen, die sonst überhaupt nicht oder nur selten vorkommen.

2) Einmal kommt auch *kolitsch* 'kuchen' (slavisch) vor.

geweldigen, gewissen [= beweisen], *gezicht* [= beschuldigung] — *verdempfen* [= ersticken], *verfachen* [= ablegen], *verfreimarkten, vergenügen, verjaworten, verkummern, verleinkaufen, verloben* [= geloben], *vermahnen, verrechten, verschlagen* [= vernichten], *verteilen* [= durch urteil absprechen], *verteuern* [= schätzen], *vertragen* [= befreien], *verwillekoren, verwissen* usw.). Das 'Rwb.' wird lehren, inwiefern diese wortbildungen der rechtssprache speziell oder der frühneuhochdeutschen sprache überhaupt eigen sind.

Indes abgesehen von ausdrücken, welche der rechtsprache im besonderen angehören, finden sich auch solche, welche unseren lexikalischen wortschatz zu bereichern imstande sind. Auch hier wieder will ich der zweckmässigkeit halber alphabetisch vorgehen: *armer mann*, unfreier, eigener mann. — *ausländisch*, in der fremde lebend. Gegensatz dazu *anheimisch* oder *einländisch*. — *bidermann*, unbescholtener mann (mitunter dem begriff des gentlemen, des kavaliers entsprechend). — *brot*, haushalt. Davon *brotesser*, dienstbote; vgl. D. wb. II, sp. 403 (*die sein gebrotessen nicht sein:* s. 575, z. 13, nr. 819, mitte des XV. jahrhunderts; *seinen gebrötten knecht:* s. 356, z. 17, nr. 498). — *entenen*, berauben; vgl. D. wb. III, s. 510: *enteinen* (*berauben und entenen* formelhaft; s. u.). — *entzweitragen* (*was vermag sulche verpindung mit verkaufen entzweitragen:* s. 174, z. 15 f., nr. 195.) — *erbkretzschmar*, bezeichnend für Sachsen. — *erbmöller*. — *gemante tochter*, mannbare tochter. — *gemeine* setzt Kisch in spruch nr. 503 = almende. Mir scheint dies wort indes immer die d o r f g e m e i n d e zu bedeuten. — *geschäft*, euphemistisch für ehelichen beischlaf (nicht für männliche geschlechtsteile) in spruch nr. 725, s. 516, z. 3. — *hoffnung*, anwartschaft. — *hurensohn, katzensohn, kebskind* als schimpfworte. — *ingetume*, 1. hausrat, 2. eingeweide. — *kaut*, tausch. Davon *verkauten, verkautung*. — *kirchenwart*, kirchenvorsteher. — *krone*, tonsur. — *örtern*, teilen. — *peinschrotige wunden*. — *pfänter*, pfandherr. — *schlafhaftig gemach*, schlafgemach. — *schuchprecht* heisst die schuhmacher-innung im spruch der Magdeburger schöffen (nr. 563, XV. jahrhundert); in den Zwickauer und Görlitzer hss. steht dagegen *schuster*. — *selbsturbig vieh*, von selbst gestorben. — *stritzen*, junge pferde, s. *unbesilt*. — *überjerig*, verjährt; sowohl von dem verbrechen wie von dem täter gesagt. — *überlei*, überschuss. — *unbesilte pferde* sind pferde, die noch nicht in den sielen gehen, *stritzen, die teglich zu felde laufen und man noch nicht eingespannet:* s. 144, z. 16 f., nr. 134. Gegensatz *gesilte pferde:* ebda. z. 25. — *unee*, konbubinat. — *ungericht*, ungerechtes, unzuständiges gericht. — *ungeschichte*, unglücklicher zufall. — *unrat*, unheil, nachteil. — *unwilligen*, feindseligkeiten verüben. — *verfetiglich*, frevelhaft. — *vertraut*, verlobt. — *volmunt*, fundament. *Darnach pauenten wir und legenten ein volmunt auf dieselbe hofstatt und maurten den mit steinen:* s. 356, z. 13 f., nr. 498. — *waldenbergen* erklärt Kisch als: gewalttaten begehen; dazu das subst. *waldenberger*. Sollte nicht aber ein ortsname darinstecken und dann eine ursprüngliche lokalverspottung, infolge des anklanges an *gewalt*, sich zum allgemein gebrauchten wort in bestimmter bedeutung ausgewachsen haben? — Zu *wissebier* vgl. Otto Stobbe in der Zeitschr. f. rechtsgesch. 13 (1878), s. 236.

Nächst solchen einzelnen ausdrücken sind für die deutsche rechtssprache und weiterhin für die gemeinsprache von belang die f o r m e l h a f t e n a u s d r ü c k e, die sich mit zähigkeit zum teil aus den altgermanischen rechten fortgeerbt haben; formal ist für sie charakteristisch, dass sie denselben begriff durch zwei synonyme wörter wiedergeben, um durch die wiederholung besonders eindrucksvoll auf den hörer zu wirken. Da finden sich einmal a l l i t e r i e r e n d e f o r m e l n: gericht über *hals und hand* — einen übeltäter *hausen und hofen* (ein andermal *hausen und*

zeren) — *zu hause und zu hofe heimsuchen* — *haut und haar* — *mit schild und schwert* — *gang und gebe* — *volger und geferte* (daneben *volger und anheber, volger und helfer)* — *unterkomen und unterstehen* — *an veränderten steten und stellen* — *ein geistlich und gegeben man* — *abtun und endern.* Ich übergehe dabei die überaus zahlreichen zusammenstellungen von wörtern, die mit *un-*, *be-*, *aus-* oder *ver-* anlauten, um noch zwei beispiele für gereimte formeln zu geben: *rat und tat* — *bezichtung und berichtung.* Schliesslich prosaische formeln: *bei gerochenem feuer und geschlossener tür* (vgl. Homeyer, Der richtsteig landrechts, s. 535 'bei zugedecktem feuer, zur nachtzeit') — *brief und siegel* — *bei treuen und eren* — *mit finger und zunge* — *fug und wandel* oder *wandel und abtrag* (= geldbusse) — *stock und galgen* oder *stock und banden* — *mit hand und mund* — *jahr und tag* (sehr reiche belege; s. reg.) — *vor richter und schöffen und gehegter bank* oder auch nur *vor gericht und gehegter bank* — *recht und gesetz* — *zug und frist* oder *tag und frist* — *mit gezeuge und kundschaft* — *der antwort los und vertragen sein* — *buss und leiden* — *sünlich und friedlich* — *mit gerüft und geschrei* oder *mit gerüft und mit zetergeschrei* — *bei tag und sonnenschein* — *berauben und entenen* — *verzeichnen und schreiben.*

Schon in einer reihe dieser formeln tritt die reiche bildersprache des altdeutschen rechtes schön zutage. Noch schärfer prägt sie sich aus in wendungen wie: *den wittibstuhl verrücken* — *die vier wände beschreien* (vom neugeborenen kind) — *das recht über feld holen* — *das recht schieben* — *im landrecht sitzen* oder *sterben* — *in seiner mutter schoss erben* — *überzeugen* noch in der alten sinnlichen bedeutung (s. 79 z. 16 fehlt im reg. s. 615a, wo weitere stellen stehen); ebenso *entschuldigen* (nr. 111) und *heimsuchen* (vgl. die rechtsfälle nr. 777 und 786, welche die ursprüngliche wörtliche juristische bedeutung klar erkennen lassen). Auf die ursprüngliche art des hausbaues wirft die phrase *in seinen vier pfählen* licht.

Von den formeln zu den symbolen. Auch für die versinnbildlichung des rechtlichen gedankens durch äussere zeichen und gebärden erscheinen lehrreiche beispiele: die beweisstücke werden dem täter angebunden (nr. 443, 683); aufgebot auf dem kirchhof und markt vor allen leuten (nr. 452); das gelöbnis oder den eid staben (nr. 232, 292, 450); auflassung mit einem reis (nr. 657); kerbhölzer als beweis für geschuldetes geld (nr. 259); trunk beim kauf, *lein-* oder *leitkauf* (nr. 18, 452); über das bettbrett geben (nr. 68); auslieferung der gerade beim tode der frau (nr. 136: *Und wu dem man sein weib sturb, das er iren spilmogen die gerade sol geben, so mussen sie dem manne sein bett bestellen, als es stund bei seines weibs leben, den tisch mit einem tischtuch und handquel, die bank mit einem pful und den stuel mit einem kussen*); unfähigkeit den eid zu sprechen (nr. 373: *Euer stammeln sol euch an dem eide oder in gewinnung euers vorsprechen nicht verhindern; und mogt ir auch euer hand oder finger so lang nicht aufgehalden oder erheben, so sol man euch die heiligen und euer finger und hand als lang halden, als lang das ir euer recht verziehet*); sinnbild der schuldigerklärung (nr. 335); verfahren bei selbstmördern (nr. 205); brauch des besthaupts (nr. 96); verbot des gottesurteils (nr. 111: *sich zu entschuldigen, damit man ein gluend eisen trage oder in einen wallenden wasser greife, ist von der heiligen kirchen verpoten*).

Hingewiesen sei auf die wergeldbestimmungen in dem weistum der Leipziger schöffen für Plauen aus dem XIV. jahrhundert (s. 68 ff.) und auf die besondere erwähnung von schriftlichen urteilen (nr. 16, 322). Die leineweber werden ausdrücklich für ehrlich erklärt (nr. 16), und die widerspenstigen schneider

genötigt, den sohn eines müllers in ihre zunft aufzunehmen (nr 100). Neben solchen kleinen soziologischen stellen fehlen auch nicht sittengeschichtliche bilder, die an Boccaccios oder Bebels schwänke erinnern; so nr. 27, deren überschrift lautet: *Zwen nachtpauern seint mit einander zum bier gewest und bede trunken. So ist der eine dem andern in desselbigen haus nach mitternacht in der trunkenheit zu des andern weib gegangen und sich zu ir gelegt. Also hat dieselbe geclagt, wie sie ir nachtpauern fleischlich angefuchten. Was sein buss und leiden hierumb ist von recht.* Oder nr. 737: *Wie einer einen in seinem haus erschlug, der bei nacht ime sein weib notzogen wolt und ime sein gemach aufbrach bei gerochem feur; was recht ist.*

HANNOVER. WOLFGANG STAMMLER.

Alfred Kuhn, Die Faustillustrationen des Peter Cornelius in ihrer beziehung zur deutschen nationalbewegung der romantik. Als einleitung zu dem durch den verlag Dietrich Reimer veranstalteten neudruck der originalstiche aus dem jahre 1816, Berlin (Reimer) 1916, 68 s.

Die suche nach metall hat bekanntlich die platten der originalstiche von 1816 wieder hervorgezogen und so veranlassung gegeben zu der neuausgabe von 1916. Es ist sehr zu begrüssen, dass das büchlein Kuhns für sich erscheint, denn es ist nicht in erster linie eine kunstgeschichtliche untersuchung, welche der verfasser in grösserem rahmen baldigst vorzulegen verspricht, sondern eine ideengeschichtliche studie zur deutschen romantik von mustergiltiger sorgfalt und weitsicht. Gerade bei diesem seiner zeit verblüffenden und epochalen werk war es notwendig, die ideellen grundlagen aufzuzeigen. Alles scheint zu fehlen, woraus die kunstgeschichtliche betrachtung neue werke zu erklären gewohnt ist: 'Das vorbild des lehrers, die künstlerische tradition, die einflüsse durch den oder jenen zeitgenössischen meister, eine langsam von werk zu werk zu verfolgende fortschreitung des stils.'

Was heute für neueste bewegungen wieder gilt, das galt damals in noch höherem grad: die kunst lebte nicht im sonderdasein neben den strömen der grossen geistesbewegungen. Die erklärung dieser eben ganz aus der idee geborenen kunst gibt die ideengeschichte. Und zwar sind die eigentlichen quellen literarische anregungen, bezeichnet durch die namen Wackenroder, Goethe, Herder, Hamann, Matth. Claudius (s. 7). Natürlich gieng die beziehung zu Goethe zu dem jugendlichen verfasser des Götz und des aufsatzes von deutscher baukunst. Alle nationalistischen romantiker vor jetzt 100 jahren fanden sich zusammen in dem gegensatz gegen alles französisch-klassizistische. Ebenso knapp wie sicher das wesentliche vom zufälligen scheidend zeichnet Kuhn die entwicklung des nationalen gehalts von Wieland über Mathias Claudius, Herder, den jungen Goethe, Wackenroder, Tieck. Es wird gezeigt, wie überall das künstlerische ideal erst das nationale erweckt (Wackenroder, Tieck, die Schlegel, s. bes. s. 25). Die religion und nicht das patriotische moment wollte Wilhelm Schlegel der kunst verbunden sehen und zunächst trat die deutsche kunst hinter der katholischen italienischen zurück. Wie in Friedrich Schlegel das nationale element sich verbreitet und durchsetzt, wird klar gemacht. Schon 1802, als er nach Frankreich zog, war er der deutschheit voll (s. 31). Diese beherrscht dann bald seine kunstbetrachtung. 'Nachdem er folgegerecht durchgeführt, was er zuerst in der geschichte, dann in der literatur und zu allerletzt in der bildenden kunst erkennt, nämlich den alleinigen wert des

organisch gewachsenen und somit des lokalen, nationalen, war seine weltanschauung geschlossen' (s. 41). Die zeit war reif geworden für einen grossen künstler, der die neue anschauungsweise zur gestaltung brachte, wie er erahnt war von Schelling in der akademierede von 1807. Auch dieser künstler, Cornelius, rang sich vom klassischen standpunkt der 'Weimarer kunstfreunde' erst zu der neuen welt hindurch; das zeigt die beteiligung am Goethischen preisausschreiben von 1799 und die einsendung des Odysseebildes von 1803. Die brotarbeiten huldigen im ersten jahrzehnt des jahrhunderts dem tagesgeschmack. Im stillen aber bereitet sich der umschwung vor unter dem einfluss der Boisserée und Schlegel (s. 51 ff.), und offenbart sich in einer heiligen familie für Dalberg von 1810, der sie, anderes von ihm erwartend, als 'zu heilig und zu streng', d. h. also als zu charakteristisch, zu wenig schön ablehnt. Nach diesem übergangsbild offenbart sich eine 'glühende deutschheit' dann ganz unvermittelt in den Faustzeichnungen (die ersten sechs 1811 in Frankfurt entstanden, die übrigen in Rom 1815). Der Faust von 1808, über dessen stil und charakter Goethe doch damals schon ganz hinausgewachsen war, wirkte so deutsch zündend auf ihn, wie auf die zeitgenossen. Vergessen war alles, was Goethe vorher in klassischer weise gedichtet hatte, man glaubte in leidenschaftlich nationalen kreisen, dass das grösste deutsche genie den weg zu seinem volke wiedergefunden habe. 'Wenn solche zeichen kommen, dann ist die zukunft nicht mehr fern' (Arndt). Dass dem in wirklichkeit gar nicht so war, dass Goethe nur halb widerwillig, gewissermassen sich historisch betrachtend bei gelegenheit der ausgabe seiner schriften als der dokumente seines werdens, den Faust abgeschlossen hatte unter starker einwirkung Schillers, das ist eine wurzel der tragik für das verhältnis nicht nur der Boisserée zu Goethe, sondern auch ihres schützlings Cornelius. Gut, dass er, der die quellen seiner kraft jetzt in sich fühlte, der förderung Goethes nicht bedurfte und mit dem gewundenen lob, das den wesentlichen gegensatz verschwieg, zufrieden und glücklich war.

Es wäre zu begrüssen, wenn wir noch mehr solche brückenschlagende studien erhielten.

DORPAT (okt. 18)-BONN. CARL ENDERS.

Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten jahren seines lebens (1823—1832). Kommentierte ausgabe, herausgegeben, mit einleitung, erläuternden und ergänzenden anmerkungen sowie mit einem register versehen von Eduard Castle; mit 88 abbildungen und 2 handschriftenproben, 3 bände, Berlin, Bong u. co. (1918).

Wir besitzen zahlreiche ausgaben dieses unentbehrlichen hilfsmittels der Goetheforschung und lesebuches jedes Goethefreundes. In betracht kommen ernstlich die erneuerung der Geigerschen ausgabe von 1902, welche zuerst die im Goethejahrbuch veröffentlichten forschungen neben den Düntzerschen anmerkungen (1885) nutzbar machten. In dieser erneuerung Conrad Höfers (verlag von Hesse und Becker in Leipzig) von 1913 wurde der text neu geprüft und zum erstenmal ein reicher erläuternder bildschmuck beigegeben. Um die weitere reinigung des textes hat sich H. H. Houben bei herausgabe der 8. originalausgabe von 1909 verdient gemacht (verlag von Brockhaus). Auch für eine sachdienliche illustrierung hat er das erste getan. Dagegen hat er für den ausbau des kommentars wenig beigebracht. Da setzt nun die fortführende arbeit Castles ein und zwar in so mustergiltiger

weise, dass er diese ausgabe der goldenen klassikerbibliothek zur jetzt brauchbarsten und damit unentbehrlich gemacht hat. Selbstverständlich hat er Houbens neue mitteilungen auch für den text benutzt.

Die Weimarer ausgabe, Biedermanns sammlung der gespräche, Kipkas Goethebibliographie im grundriss und H. G. Graefs 8 bände 'Goethe über seine dichtungen' sind die materialien, die heute einen so glänzenden ausbau des kommentars ermöglichen. Bekanntlich ist die objektive und subjektive zuverlässigkeit Eckermanns mehrfach angefochten worden (Düntzer, C. A. H. Burkhardt, Biedermann). Es ergab sich Castle daher die aufgabe, 'bei jedem gespräch zu untersuchen, ob Goethe das, was Eckermann berichtet, überhaupt, und ob er es an dem betreffenden tage gesagt haben kann, dem es bei E. zugewiesen erscheint. Auf diese weise werden komposition und kombination in E.s gesprächen festgestellt'. Diese aufgabe ist mit grosser sorgfalt durchgeführt, besonders auf grund von Goethes tagebüchern und gleichzeitigen schriftlichen und mündlichen äusserungen Goethes und Eckermanns. Weshalb wird zur weiteren information nur auf das gesamtregister zur Goetheausgabe der goldenen klassikerbibliothek und nicht auch auf das doch grundlegende v. d. Hellens zur jubiläumsausgabe verwiesen?

Neben dieser kritik der überlieferung bietet Castle aber auch wertvolle ergänzungen auf grund der tagebücher und der briefe und nachlasspapiere Eckermanns. Das material gewinnt dadurch eine ungeahnte fülle.

In der illustrierung ist Castle selbständig fortgeschritten. Nach Chr. Schuchardts katalog von Goethes kunstsammlungen wurden die kunstblätter, von denen die rede ist, ermittelt und in kunstdruck reproduziert. Zahlreiche originalblätter machte das Goethe-nationalmuseum zugänglich, wie auch das Goethe- und Schillerarchiv ungedruckte briefe Eckermanns zur benützung zur verfügung stellte.

In der einleitung des ersten bandes wird eine geschichte des verhältnisses zwischen Goethe und Eckermann entworfen. Es wird gezeigt, wie sich die vertrauensstellung aus einer anfänglichen probezeit (nach dem misserfolg mit Schubarth) entwickelt, wie E. zu dem seltenen leser von Goethes schriften wurde, der, wie Schiller, 'verstand, literarische produktionen ihm zu extorquieren', gewissermassen als vertreter des verständnisvollen publikums; wie E. auch als eifriger adept den naturwissenschaftlichen studien vollstes interesse und verständnis entgegenbringt und sich zum einzig möglichen nachlassverwalter auswächst. Die persönlichen schwierigkeiten im wirtschaftlichen leben des treuen gehilfen, die inneren hemmungen, die von der braut ausgehen, welche mehr gesunden egoismus verlangt, die endliche dürftige versorgung werden dargetan.

In einem weiteren abschnitt erhalten wir eine gründliche entstehungsgeschichte der beiden ersten teile und der beziehungen, welche sie zu andern publikationen, wie dem briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, gewannen, der verzögerungen und förderungen, welche von Goethe ausgehen, der verlegenheiten im geschäftsverkehr mit Brockhaus und anderes.

Es folgt eine eingehende charakteristik von Eckermanns arbeitsweise und ihrer folgen für das werk, dann der veränderungen bei der herausgabe des 3. teils der ja aus einem viel unzulänglicheren material erwachsen ist und eine sorgfältigere kritik verlangt. Aus diesem grunde empfiehlt es sich auch nicht (wie es ja Deibel in seiner ausgabe im Insel-verlag getan hat), den 3. teil in die beiden ersten hineinzuarbeiten, besonders schon deshalb nicht, weil das eigentum E.s und Sorets nicht sicher zu scheiden ist.

Der vergleich mit Bettinas im jahr vorher (1835) erschienenen briefwechsel Goethes mit einem kinde lag nahe. 'Bettinas denkmalsgabe bot mehr eine darstellung der anbetung, als des angebeteten, nur E. zeigt den vollkommenen menschen in seiner ganzen grösse. Darum fiel ihr der erfolg des tages, ihm der gewinn der zeiten zu'.

Nicht geringes lob gebührt schliesslich den ausgezeichneten registern, die die mühsame und dankenswerte arbeit erst voll nutzbar machen, zunächst ein systematisches verzeichnis der abbildungen und dann register nach namen, sachen, schriften und kunstwerken, wobei alles, was zusammengehört, in übersichtlicher gliederung unter einem stichwort vereinigt ist. Diese register füllen nicht weniger als 170 engbedruckte seiten. Auch darin zeigt sich die überlegung des herausgebers, dass anmerkungen und register in einem besonderen band zusammengefasst sind, der neben dem text liegend benutzt werden kann. Diese ausgabe reiht sich nach alledem würdig an die obengenannten grossen hilfsmittel, vor allem Gräfs werk an. Sorgfalt, fleiss und ruhige sachliche kritik haben auf das erfreulichste zusammengewirkt.

DORPAT (okt. 1918) — BONN. CARL ENDERS.

Friedrich Kluge, Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache. Neunte durchgesehene auflage. Berlin und Leipzig. Vereinigung wiss. verleger. 1921. XVI, 519 s.

Seit dem bestehen dieser zeitschrift ist in ihr das Etymologische wörterbuch noch nicht besprochen worden, trotzdem es in nunmehr neun auflagen und zehntausenden von abzügen auf ganze geschlechter deutscher philologen eingewirkt und im verlauf dieser einwirkung selbst sein gesicht stetig gewandelt hat. Wenn darum eine würdigung des verdienten werks in seinem heutigen stand auf diesen blättern doppelt angezeigt erscheint, so ist dabei nicht auf den schmalen band wesentlich sprachvergleichenden inhalts von 1883 zurückzugreifen, sondern es ist der abstand der neuen auflage von ihrer vorgängerin im jahr 1915 abzumessen, die gleichfalls schon vor allem sprachgeschichte bieten wollte. Bei wesentlich gleich gebliebenem umfang wird abstand und fortschritt leicht unterschätzt und die summe hingebender arbeit verkannt, die in dem klug benutzten glück einer stetig wachsenden nachfrage dem buch doch auch sein inneres schicksal wesentlich erst bereitet hat.

Die neunte auflage weist 90 neue artikel auf: abhang, allerhand, allitteration, aufheben, bahnsteig, bannware, barfuss, bauernfänger, besen², beting, bittschrift, bude², butzenscheibe, dämmer, doppelpunkt, dorndreher, einfriedigen, eisvogel, ergebnis, exempel, fechten², fehler, flegel², flirren, freislich, fremdwort, gaufe, gaupe, gefeit, gegenüber, genossame, glorie, gründonnerstag, gruppe, halbbruder, hephep, itzt, junggeselle, kälbern, kapieren, klapphut, klöppeln, knappschaft, kohl², köper, ladenschwengel, lebewohl, lehnwort, liebe, löhnung, man², mondkalb, mussieren, muten, mutmassen, norde, nordlicht, oberst, pimpeln, pinkeln, plantschen, plattdeutsch, pluderhose, polterabend, port, potz, prall, protze, psalm, putzig, rahne, runs, -sal, schlamassel, schlingern, schwalken, schwegel, selbander, seltenheit, siel, stock², storger, tank, trübsal, verschleiss, wahrspruch, weben², wohlgemut, zukunftsmusik, zwiebelfisch. Diese neuen artikel zeigen die unablässige mühe des verfassers um

die wortprobleme, sie berühren sich mit seinen übrigen arbeiten und mit vielen der von ihm angeregten forschungen anderer. Fast noch mehr ist das der fall bei den 56 artikeln, in denen die sprachgeschichtliche auffassung oder doch ihre darstellung neue und bessere wege zu gehen gelernt hat. Es sind: baude, beere, brett, bude[1], bürste, degen[2], eilen, ekel, erbe, freitag, galosche, gaumen, geburt, gemein, heilig, hellebarde, humpen, hundert, kartaune, kessel, kitsch, knorpel, kuss, lugen, lump(en), mahlen, mauer, maut, mob, morgen[1], muff[1], oheim, pfarre, pferch, pflug, schach, schäkern, schlittschuh, schurke, sechs, sprechen, strafe, straff, sünde, täppisch, taufe, tonne, vielliebchen, von, waldmeister, wimpel, woche, zahm, zart, ziemen. Erweitert sind die artikel gülle, hurra, meute, mumpitz, mundart, orkan, prise, rädelsführer, recke, rotwelsch, schmuggeln, tusch, vatermörder, verrückt; gestrichen: ablang; gekürzt: abenteuer, allod, auge, bahre, dach, dämmern, decken, lieb. In diesen kürzungen bewährt sich der vielerfahrene lehrer, der gern auf nebenwerk verzichtet, wenn dadurch die wichtigen hauptzüge besser ins licht treten.

Mit all diesem leisen inneren wandel ist nun auch schon der weg vorgezeichnet, der der entwicklung des buches in zukunft zu wünschen ist. Denn es wird ja schwerlich bei neun auflagen bleiben, und das schonungsbedürftige papier, auf das 1921 gedruckt werden musste, macht es doppelt wünschenswert, dass die zehnte auflage bald folgen möge. Für sie einige vorschläge. Neu verdienten aufgenommen zu werden: abhilfe, absage, all, angebinde, annektieren, attacke, ausstand, azur, babusche, bannkreis, bastei, bastion, beanspruchen, beeinträchtigen, begine, beseligen, beteiligen, binsenwahrheit, brigant, brimborium, diphtheritis, ehrentrunk, falkaune, faulpelz, feldzug, fibel 'nadel', gazelle, gefallsucht, gelassenheit, genickstarre, glühwein, gosche, gose, grenadier, grundsatz, hauptmann, holk, intakt, jura, jurassisch, kadett, kai, karabiner, keuper, kodak, kokarde, kolonne, komet, krone (als münzname), kunstwort, lafette, landsturm, langeweile, lasur, liebreiz, lila, lombard, löss, luftmeer, lützel, majestät, malschloss, marienglas, matrikel, medizin, meisterschaft, militär, miliz, mitglied, mitwirkung, morgenstern, motette, munition, muskete, musketier, nachreiten, nonsens, patrone, patrouille, pergament, pionier, pomade. primel, pulsader, punkt, pupille, qualle, regiment, rekrut, reptil, rosa, sammler, sich scheren, schlüsselblume, sekunde, sergeant, sinngedicht, spat, 'geschwulst', stickstoff, syphilis, träumerisch, tübel, ulan, ungeld, ürte, vermöbeln, violett, völkerwanderung, vorstellen, vorstellung, vorwort, waldeinsamkeit, wegwarte, wehtag, wissenschaft, wörtlich. Verweisungen wären angebracht von ackermännchen auf odermennig, von ätzen auf flözen, von barbier auf balbier, von baxen auf boxen, von beherzigen auf erspriesslich, gelassenheit und langeweile, von echt auf gerücht, von eintracht auf zwietracht und beeinträchtigen, von erdapfel auf kartoffel, von flaum auf pfauchen (wegen des anlauts), von gebären auf käfer und rächen (wegen der schreibung mit ä), vom himmelschlüssel auf schlüsselblume, von jul auf weihnachten, von kaditte auf schmetterling, von kapelle auf forelle, gazelle, libelle (wegen der betonung), von krass auf grässlich, von laken auf scharlach, von linnen auf inlett, von marmel auf marmor, von messingisch auf missingsch, von pilger auf balbier und marmel (wegen der dissimilation des r), von rasen auf wasen, von schleife auf kräusel (wegen der behandlung von altem öu), von seidel auf kreide, von unhold auf hold, von weltall auf all. Enttäuschend ist die gegenwärtige verweisung von bauernwetzel auf mumps, sie findet ihr ziel erst bei ziegenpeter.

Zahlreiche wertvolle vorschläge und nachweise bieten G. Schoppes Wortgeschichtl. studien 1–3 in den Mitteilungen der schles. gesellschaft für volksk. 18

(1916) 71–104. 19 (1917) 215–247. 20 (1918) 121–174. Von da wären zu bereichern oder neu zu gestalten die artikel ablaut, abmarachen, abtritt, affenschande, ampel, anbiedern, anheimeln, animos, bildsam, blasiert, böckeln, dunstkreis, einheimsen, energie, engelmacherin, erbaulich, erbfeind, erpicht, fee, hausmusik, juchten, kneipe, krach, lebenskünstler, moschus, mucker, musterstaat, naiv, paschen, putsch, salbader, schneiden[2], schwibbogen, senkel, skala, spitz[1], steckbrief, stimmvieh, streben, treibeis, überproduktion, umsatteln, unternehmer, wagehals, wrinschen. H. Pauls Deutsche grammatik gibt mit bemerkungen ihres ersten bandes anlass, einige wörter anders zu beurteilen: allmählich 312, backen 33, biese 198, blach 275, boxen 173, brezel 169, dolch 333, drechseln 183, drell 182, dreschen 58, drüben 206, dunst und dust 334, eppich 311, fächeln 173, farre 179, ferkel 261, fieber 196, flegel 284, fracht 173, fünf 203, futter 200, hauderer 338, hechse 173, 175, hippe 196, 269, höcker 295, jener 190, käfig 187, kiebitz 198, kunkel 200, lager 174, lehnen 190, locker 295, lolch 311, morchel 261, morgen 337, neffe 279, papagei 224, pfarre 285, pfirsich 196, plänkeln 179, predigen 189, predigt 331, preiselbeere 224, propst 170, rahm 174, raps 271, rettich 171, rüffel 204, rutschen 351, sahne 174, schach 352, schacht 312, scham 189, schemel 186, schlafittich 304, schleuder 338, schnauben 277, schoppen 269, schroff 279, sense 183, stahl 33, stint 326, torte 173, traben 275, tran 174, trichter 196, ungeziefer 283, verdriesslich 206, wittib 274, zwiebel 198. Stoff zur umgestaltung mancher artikel und zur aufnahme neuer wörter bietet vielfach P. Kretschmers Wortgeographie der hochdeutschen umgangssprache (1918), namentlich bei amarelle, apfelsine, aprikose, besing, bohne, champagner, gänseklein, inlett, kartoffel, mirabelle, orange, pomeranze, sellerie, doch auch bei vielen anderen sachworten. S. Singers Neidhartstudien (1920) ermöglichen schärfere erfassung der wortprobleme von flau 37, gelichter 68, schabernack 18 und wach 46. Eine reihe wichtiger nachweise liefert A. Wrede, Köln und Flandern-Brabant (1920) 111 ff., z. b. für admiral 127, bankerott 125, bilanz 125, börse 124, galeere 126, garnison 128, kabel 126, krakeel(en) 111, lotterie 116, makler 111, netto 125, preis 123 f., proviant 129, stoff 130, taft 131. Namentlich altersbestimmungen und sicherheit über den weg, den romanisch-neuniederländische lehnwörter nach Deutschland genommen haben, sind aus den Kölner archivalien, die A. Wrede durchgearbeitet hat, zu gewinnen, so auch für wörter, die künftig aufnahme verdienten wie kanevas 131, kapitän 127, profit 123. Aus lebender mundart liefert bereicherung und bestätigungen z. b. E. Seelmanns aufsatz über die mundart von Prenden (kreis Niederbarnim) nördlich von Berlin im Nd. Jb. 34 (1908) 1–39 für ammern 10, barch 23, biest 13, egge 20, eichhorn 12, hirse 16, iltis 7, kieme 13, kürbis 16, lauch 20, liesch 14, löffel 9, maulwurf 7, miete[2] 13, quasseln 23, töle 14, zäh 11, zecke 9, zeisig und zieche 13. Wertvolle belege sind aus Treitschkes briefen herausgegeben von Cornicelius band 1–3 (Leipzig 1914–20) zu gewinnen für abstecher 1, 330; keilen 453; krawall 159; ochsen 133. 139. 141; pepo 154; prügelknabe 2, 442. 3, 99. 146 (dazu auch E. v. Künsberg, Rechtsbrauch und kinderspiel, 1920 § 14); spritze 'ausflug' 1, 120. 131. 133. Zu janhagel ders. Hist. und polit. aufs.[4] 2, 445. Ein versuch, die fastnachtspiele von H. Sachs für die zwecke des wörterbuchs auszuschöpfen, hat noch zu belegen geführt für ähnlich 76,40; drude 76, 110; helligen 13, 329; muff 75, 118; schranz 75, 63; schwefel 57, 143. Dazu treten aus den fabeln und schwänken bilch 876, 17; pinscher 876, 4; schampf (im ablaut mit schimpf) 777, 11. 15. aus den werken herausgegeben von Keller 3, 471, 23 das adverb: loh.

Dörffer und kleyne weyler
die brunnen hoch und lo.

Nachweise zu einzelnen wörtern mögen sich in alphabetischer folge anreihen: ähnlich *'similis'* hat von gleich *'aequalis'* nicht erst J. Kepler 1616 unterschieden, sondern die scheidung ist schon 1539 bei Schmid, Geometria 28 und durch das ganze 16. jahrhundert vorhanden: A. Schirmer, Wortschatz der mathematik (1912)3. — Bei alchimie ist mit H. Diels, Antike technik (1914) 110 von gr. χύμα 'metallguss' auszugehen. — Armee hat das ältere armada schon vor beginn des 30jährigen krieges zurückgedrängt: aus belegen von 1617 macht das einleuchtend Helbling, Zfdw. 14 (1912) 36. — Aufnahme verdiente babusche, das aus türk. pabudsch über it. pappuccia und frz. babouche entlehnt ist. Das ausstrahlen vom türkischen beleuchten pers. pāpūš, serb. papudži, rum. papucĭ, ung. papucz: Meyer-Lübke 6216 und Arch. f. slav. phil. 32, 386 f. Im deutschen verfolgt H. Schulz das fremdwort zurück bis 1829. — Dass der idg. name des bären den Germanen und Slaven fehlt, weist auf alte tabusitte: man scheute sich, den echten namen zu nennen, der das gefährliche tier herbeirufen konnte. — Barrikade ist älter als 1695, denn Zesen verdeutscht es 1667 mit 'stachelwehren oder spanische reiter': Zfdw. 14 (1912)72. Den ursprung hat E. Ljunggren, Studier tillegnade E. Tegnér (Lund 1918) 398 ff. aufgeklärt: frz. barricade gehört zu barrique 'fass', ist berühmt geworden durch den barrikadensonntag in Paris 1588 und damals ins span. (barricada) und it. (barricata) gedrungen. In Deutschland ist barrikade bekannter erst seit 1832, volkswort seit 1848: Zfdw. 3 (1902) 165. — Bei beginnen besteht die merkwürdigkeit, dass Adelung noch 1793 das wort als 'im hochdeutschen grössten theils veraltet' abtut. Gleich ablehnend verhalten sich Adelung, Campe, Dornblüth, Gottsched, Schönaich gegen abenteuer, altvordern, behagen, fibel, flink, geschmack, heimat, mitglied, sacht, schlicht, wonne, zerstreut. — Bettel ist offenbar rückgebildet aus älterem betteln, fehlt aber bei D. Nichtenhauser, Rückbildungen im nhd. (Freiburg 1920). — Zu bildungsphilister s. Ilbergs Neue jahrbücher 1921 I 453. — Ungedeutet bleibt bluse, das H. Schulz im Fremdwörterbuch seit 1827 belegt. Murray, der blouse im engl. seit 1834 nachweisen kann, nennt es *of obscure etymology*. Brugsch, sonntagsbeil. zur Voss. ztg. vom 25. Jan. 1891, sieht in bluse den kittel aus blauem tuch von Pelusium an der Nilmündung. Die vermutung — mehr ist es nicht — hat für sich, dass der unterägyptische hafen ein hauptort des indigohandels war. p wäre schon innerhalb des romanischen zu b geworden, wie bei babusche. — Bö 'windstoss' beginnt durch die zeitungsmeldungen über luftfahrt seit etwa 1910 gemeindeutsch zu werden. — Zu bohnenlied gibt die entscheidenden nachweise A. Kopp, Zdvfv. 27 (1917) 35—49. — Brache gehört zu brechen, aber nicht als 'umbrechung des bodens nach der ernte': der juni liegt vor der ernte und ist die zeit, in der bei dreifelderwirtschaft das brachfeld bearbeitet wird. — Wie braten sind auch zahlreiche andere namen für körperteile von mensch und tier früh ins rom. entlehnt: kropf, magen, milz, schienbein, schinken, wamme, wange. — Für braun habe ich Wege des geistes (1918) 20 f. gezeigt, wie die bedeutung 'violett' von der gangbaren auch etymologisch zu trennen und an lat. prūnum, den namen der zwischen rot und blau schillernden pflaume, anzuknüpfen ist. Dazu Zfdw. 12 (1910) 200 ff. und K. Borinski, Sitz.ber. der bair. akad., phil.-hist. kl. 1918, abh. 10 und 1920, abh. 1. Brausche ist mhd. nur aus der Livl. reimchronik belegt, die vier stellen *zû brûsche gên* dort bedeuten aber 'auf streifwache ziehen', s. L. Meyer, Zeitschr. 4, 429 ff. Unser brausche ist demnach erst nhd., es stellt sich zu nd. brūs, mnl. broosch, nnl.

broos, schwäb. brausch, schweiz. brüsch 'brüchig'. — Brigade ist als lehnwort etwa gleich alt mit fourage und kampieren, während bataillon und batterie älter sind. — Buchstabe nicht 'buchenstab, der zum einritzen von runen bestimmt war', sondern 'bücherstab' im gegensatz zur rune, die man nicht ins buch schrieb. — Diele in der nd. bedeutung 'hausflur' dringt mit einer neuen bauweise seit beginn des 19. jahrhunderts auch nach Mittel- und Oberdeutschland. — doppelt ist offenbar mischform aus doppel und gedoppelt. Die belege sind der annahme nd. einflusses nicht günstig. — Einbaum jetzt Schweiz. id. 4, 1234. — Eingeweide wird (nach J. Grimm) gedeutet als 'gesamter inhalt von magen und darm, bauchinhalt'. Inzwischen hat H. Wunderlich, DWb. 4 I 5430 glaubhaft gemacht, dass es vielmehr den teil des wilds bedeutet, der den jagdhunden als 'weide' vorgeworfen wird, und ich habe das. 14 I 575 gefunden, dass diese auffassung allein auch dem alten verb weiden *'exenterare'* gerecht zu werden vermag, das privativen sinnes ist wie köpfen. — Unter ekel und heikel wird der zusammenhang der beiden wörter erwogen. Sie sind auch bedeutungsmässig zu vermitteln. Aurifaber lässt Luther sagen: *Ich halts gewiss bei mir dafur und gläube, dass schwaden Himmelbrot sei; so ekel ists, wenn man mit einem Finger davon nascht, so ists verdorben* Tischr. I 353, 19 Weim., und nach Veit Dietrichs nachschrift sagt er: *Ego persuasus firmissime credo, quod schwaden sit manna. So eckel ists, wenn man mit den fingern drein naschet, so verdirbts* das. 471, 7, im lat. text: *estque impatiens tactus.* — Bei elentier ergibt sich aus der gleichung vorgerm. *alkis, urslav. olsĭ, dass in sehr alter zeit Germanen und Slaven gemeinsam im gebiet dieses dem süden fremden tiers gelebt haben. Vgl. lachs. — elf: die form ölf beruht offenbar auf vorausnahme des vokals von zwölf beim hersagen der zahlenreihe. — eng: die beziehung zu angst und zu bang haben die theoretiker des 17. jahrhunderts, als sie die heutige schreibung mit e feststellten, offenbar nicht erkannt, ebensowenig übrigens die von stengel zu stange, von anstrengen zu strang, von edel zu adel. — exerzieren ist im 16. jahrhundert aufgekommen: Roth 1571 bucht, Fischart Garg. 288 verwendet es. Im militärischen sinn zuerst 1601: Zfdw. 14, 68. — Zu falter bringt H. Krause, Geschichte der neueren zool. nomenklatur (1918) 48 wertvolle nachweise seit 1798. — Fett weist merklich früh auf hd. boden nach K. Bücher, Bevölkerung von Frankfurt a. M. 1 (1886) 545: *Mosche von Eppenstein, des vetten Jacobs sone,* Frankfurt 1472. — Götze in heutiger bedeutung bahnt sich in Frankfurt a. M. schon 1376 an: *Heincz Franke, gotzendreger* 'der heiligenbilder zum verkauf herumträgt' K. Bücher, Berufe der stadt Frankfurt (1914) 53. — Grinsen in der schreibung grinzen noch Wagnervolksbuch (Wien 1799) kap. 29: D. lit.-denkm. 3, 30, 54. — Zu grog Sandfeld-Jensen, Sprachwiss. (1915) 46. — Hornung als einziger monatsname aus kaiser Karls liste, der sich erhalten hat, war schon zu dessen zeit alt. Doch spiegelt auch er schon die verkürzung des monats um 2 bis 3 tage, also römischen einfluss. — Aufnahme verdiente hupe aus oberhess. huppe 'kleine schlechte pfeife aus weidenrinde' und ähnlichem, durch das kraftfahrwesen gemeindeutsch geworden. — Jelängerjelieber: der name ist wohl aus der langen blütezeit der pflanze zu erklären. In Eupen heisst das stiefmütterchen We langer we levver: Tonnar und Evers (1899) 226. — Aus den nachweisen für jul unter weihnachten wäre ein eigener artikel zu gestalten. Grundform ist *jehwla 'zeit der schneestürme' zu anord. él n. 'schneegestöber': Kluge, Engl. stud. 9, 312. Ahd. ist *gëhal, got. *jaíƕl vorauszusetzen, mnd. jul, anord. jól, schwed. dän. jul, ags. ʒéol, ʒeohhol, engl. yule sind bezeugt, dazu als monats- oder jahreszeitname got. jiuleis, ags.

ʒiuli, ʒéola, anord. ýlir. Aus dem urnord. sind entlehnt finn. juhla 'feier, fest', finn. joulu 'weihnachten', daraus wieder lapp. juovla 'weihnachten': Nilsson, Arch. f. rel.-wiss 19 (1919) 138. Die entlehnungen beweisen, dass die Germanen ein vorchristliches, mehrtägiges mittwinterfest gefeiert haben. — Zu kalfatern Meyer-Lübke 3 6. — Kaliber hat nach A. Kluyver, Zfdw. 11, 219 ff. eine anziehende und lehrreiche wortgeschichte. Mlat. *calibrum 'halseisen des gefangenen, kummet des zugtiers' wird in der älteren ballistik zur bezeichnung der lehre, durch die der durchmesser und damit zugleich das gewicht von kanonenkugeln bestimmt wird. So ist im 15. jahrhundert it. calibro für das messinstrument vorhanden, es wird etwa 1478 ins französische, nachmals ins spanische als calibre entlehnt, dabei die bedeutung vergröbert zu 'durchmesser der geschützmündung, gewicht der kugel'. Aus dem franz. ins nhd. entlehnt erscheint caliber zunächst als mask. bei Wallhausen, Kriegsmanual (1616) 108. — Kamille: die verkürzung aus mlat. camomilla hat sich wohl unter einfluss des römischen namens Camilla vollzogen. — Bei kegel 'uneheliches kind' darf man an mhd. kegel 'eiszapfen' denken und mit F. Pfaff, Schneeburgen im Breisgau 20 an das unerwünschte wachstum des schneekinds im Modus Liebinc erinnern. Die form kekel stimmt gut: Dwb. 5, 287. 389. — Keib 'aas' belegen H. Fischer, Schwäb. wb. 4, 147 und Schweiz. id. 3, 100 seit dem 13. jahrhundert. — Für kerl wird urnord. karlaz erwiesen durch lapp. kållēs: W. v. Unwerth, Lit.-blatt 39 (1918) 93. — Klinge 'talschlucht' ist heute auf obd. mundart beschränkt, war einst aber weiter verbreitet. Den ersten beleg bietet um 820 die Hammelburger markbeschreibung: *in thie teofun clingun* Kl. ahd. sprachdenkm. 62, 18 Steinmeyer. — Kofel 'bergspitze' heisst in Luzern khōvl̥, hat also altes ŏ, denn vertretung der alten länge ist oa: groas, proat. — Bei kreide ist von vulgärlat. crēda auszugehen, wie bei seide von sēda. — Bei Kreti und Pleti ist die beziehung zu der philistäischen leibwache des königs David herzustellen: Pleti ist nebenform zu Pelischtim, Kreti bezeichnet den teil dieses volks, der auf Kreta blieb und der insel den bis heute geltenden namen gab, wie die Syrioi Palaistinoi seit Hadrian dem alten Judäa seinen noch heute giltigen namen liehen. Aus dem Philisterland der deutschen studenten stammt der verächtliche klang der formel, der im alten testament durchaus fehlt: F. Stähelin, Die philister (Basel 1918). — Der lachs fehlt im gebiet des mittelländischen, schwarzen und kaspischen meeres. Die Germanen, Slaven und Litauer, denen der name gemeinsam ist, haben in sehr früher zeit gemeinsam das Ost-Nordseegebiet bewohnt. Vgl. elentier. — Der letztere steht zuerst wohl in J. Keplers Weinvisierbüchlein 1616, Op. omn. 5, 63 Frisch. — Löschen 'ein schiff entladen' hat das ihm zukommende ss mit sch vertauscht unter einfluss von löschen, ahd. lëskan. — Mahl-[1], erster wortteil in mahlschatz und mahlstatt, ist zweiter bestandteil im namen der stadt Detmold, alt Dietmella 'versammlungsstätte des volks'. — Bei masse ist mit H. Diels, Antike technik (1914) 121 f. an griechisch μᾶζα anzuknüpfen: das wort bezeichnet zunächst den brotteig, der durch hefe aufgeht, dann aber das metall, das durch zusatz echten materials sein volumen vergrössert. — Messe 'jahrmarkt' ist zuerst in Frankfurt a. M. 1329 nachzuweisen, messe[2] geht aus von lat. missum 'das aus der küche geschickte'. — Messer, mhd. mezzer, ist aus älterem mezzeres hergestellt, indem ein scheinbarer gen. in seinen nom. umgewandelt wurde. — Nudel wird früh bildlich gebraucht im namen des nudelturms, eines 1529 angelegten, ehemals runden vorwerks der reichsstadt Memmingen: J. Miedel, Oberschwäbische orts- und flurnamen (1906) 23. — Die wortgeschichte von odermennig entwirrt

Sandfeld-Jensen, Sprachwissenschaft (1915) 17. – Zu papa verspricht ausbeute S. R. Gerstäcker, Dissertatio philologica de blanda Gallorum compellatione Papa usu hodie inter nos accepta, Leipzig 1708. – Pfalz in den verschiedenen stufen seiner entlehnung untersucht H. Schreibmüller, Pfälzische heimatkunde 12 (1916) 51 ff. und 13 (1917) 97 ff. – Pfeil war von seinem älteren einheimischen synonym strahl wohl sachlich unterschieden, etwa durch eine eiserne spitze. – Das m von pflaume erklärt A. Walde, Lat. etym. wb.[2] 620 aus gr. προῦμνον: dann entfällt die möglichkeit, den wechsel von n und m in pfriem (ags. préon, anord. prjónn) mit dem vorbild von pflaume zu stützen. – Pfund zeigt wandel von lat. o zu u vor nasal und konsonant wie kunkel. – Pritsche in pritzenschlaher 'narr' 1532 Luthers Tischreden 2, 439 Weim. – Proviant 1556 bei Frisius, seit 1525 Zfdw. 14, 52, seit 1486 das. 15, 204. – Zu ross 'honigwabe' vgl. H. Schuchardt, Sitz.ber. der Berliner akad. 1917, 156 ff. und L. Spitzer, Lit.-blatt 38 (1917) 328. – Salweide: ahd. salaha ist auch im namen Seligenstadt zu finden. – Bei same ist auffällig das fehlen im gesamten englischen. – Zu schächten stellt sich in Frankfurt a. M. zu ende des 15. jahrhunderts secher: K. Bücher, bevölkerung von Frankfurt 1 (1886) 543. – Schimmer, rückgebildet aus dem älteren schimmern, wird seit 1734 nachgewiesen von D. Nichtenhauser a. a. o. 19. – Neben schornstein steht westfäl. schotstein urspr. 'hervorschiessender stein' Holthausen, Soester mundart 105. – Schwadron hat zwischen 1578 und 1616 älteres geschwader ersetzt: Weigand[5] 2, 809; Zfdw. 14, 45. – schwanen darf doch wohl mit Lindquist, Beitr. 38, 329. 39, 389 von *es wânet mir* aus gedeutet werden. – Zu sklave Wellhausen D. lit.-ztg. 1892 nr. 18. – Sorte ist mnd. seit 1381 nachgewiesen: Schiller-Lübben 4, 296 a, hd. seit 1534: Weigand[5] 2, 894, sortieren das. seit 1678. – spinnen ist in südwestdeutscher mundart verbreitet für 'verrückt sein', doch wohl, weil in irrenhäusern alter zeit spinnen als zwangsarbeit eingeführt war. – stauen fehlt in obd. und md. mundart, dafür stemmen, gestemmen, stemmung in Nürnberg 1339: Anz. f. kunde d. d. vorzeit n. f. 12 (1865) 63. – Zu steif weist Dwb. 10 II 1778 weitere verwandtschaft nach. – Teich ist von weiher landschaftlich abzugrenzen: als romanisches lehnwort hat weiher den süden und westen erobert, ist obd. und fränkisch, dagegen herrscht ostmd. und nd. von altersher teich, wird von da aus schriftwort und dringt seit ausgang des mittelalters nach Bayern und Österreich, Thüringen und Hessen vor. – Tintenfass kommt mit dem 15. jahrhundert auf: Lexer 2, 1441; Dwb. 2, 1181. 11, 503. Mittelalterlich ist das tintenhorn, das der schreiber am pult hängen hatte: W. L. Schreiber und P. Heitz, Die deutschen accipiesholzschnitte (1908) tafel 45 (aus Strassburg 1500) oder in der linken hielt: S. Brant, Narrenschiff, holzschnitt zu kap. 79 (aus Basel 1494). – Trikot wird von Weigand[5] als dunkler herkunft bezeichnet und ist in deutschen wörterbüchern nicht vor 1801 gebucht. Der verdacht liegt nahe, dass der name des gewebes den ort wiederspiegle, in dem es zuerst hergestellt wurde wie rasch und kammertuch. Tricot ist tatsächlich ein ort im nordfranzösischen textilgebiet mit alter sarschefabrikation (dep. Oise, arr. Clermont): Zedler 45 (1745) 647; Ritter, Geogr.-stat. lex. 2 (1910) 1074 a. Bereits Littré 2 (1869) 2344 a erwägt die möglichkeit, vom ortsnamen auszugehen. – Turner hat Jahn nach turner 'junger soldat, tummelhaffter wacker kerly' bei Moscherosch, Ges. 2 (1650) 416 gebildet. Über dessen beziehung zu turnier s. Jahrbuch d. d. turnkunst 1893, heft 7, 8. – Urne steht 1616 in J. Keplers Weinvisierbüchlein: Vier Congij haben gemacht eine vrnam, hat den Namen vom Tauchen, vnd so haissen wir heutzutag den Aimer am Schöpff-

brunnen Op. omn. 5, 592 Frisch. – Verdutzen 'betäuben' gehört zu mhd. duz, tuz 'stoss' Dwb. 2, 1773. In Brants Narrenschiff 92, 42 spiegelt und putzt sich eine närrin *der welt zů tutz* 'womit sie alle welt vor den kopf stösst'. Dazu Leitzmann, Beitr. 41 (1916) 382. – Viertel in stadtviertel 'quartier' zunächst bei städten wie Mainz, die aus römischen standlagern hervorgegangen die vierteilung im grundriss aufwiessen, wie Zara und Spoleto noch heute. – Bei wald verdienen die pluralformen erwähnung: ahd. walda, mhd. wälde, nhd. wälder. – Die angabe, dass weigand im 18. jahrhundert aus der wieder bekannt werdenden mhd. literatur entlehnt sei, lässt sich bestimmter fassen. Hamann, Möser, Bürger, Arndt haben das seit dem 16. jahrhundert versinkende wort neu belebt, die theoretiker Gottsched Adelung und Campe leisten keine unterstützung, so dass das wort über den gelehrten kreis (Uhland, Gervinus) kaum hinausdringt. – Unter weihrauch, das seit mitte des 8. jahrhunderts in Oberdeutschland auftritt und von da nach Mitteldeutschland drang, bevor die ags. mission ihre wörter dort einbürgern konnte (Braune, Beitr. 43, 404), wären zu ahd. wîhrouch und mhd. wî(h)rouch auch die formen der übrigen germ. dialekte zu fügen: asächs. wîhrôk, mnd. wîrôk, mnl. wierooc, nnl. wierook und dän. virak. – Wiemen: auf eine lautliche schwierigkeit im stammvokal weisen mnl. wime Verdam, Mnl. handwb. 694 und westfäl. wuime (mit ui aus î) Holthausen, Soester mundart 106 gegen nnl. wieme Kramer (1759) 2045. – Zu zahl vgl. Rosenhagen, Zfda. 57 (1920) 189 f. – zer- ist obd. mundart heute und seit langem fremd.

Aus vielen einzelerkenntnissen baut sich die geschichtliche deutsche wortkunde auf, zu deren gebäude unter den lebenden keiner so viel bausteine geliefert hat, wie Friedrich Kluge. An sich kann man fragen, ob dem gegenstand die form fortlaufender darstellung nicht ebenso angemessen wäre, und ganz ist deren ton den artikeln des wb. nicht immer ferngehalten. Der erfolg hat durch nun fast 40 jahre dem entschluss recht gegeben, den der verfasser als junger anfänger gefasst hat, der uns als reifer meister in seiner deutschen sprachgeschichte nun auch die fortlaufende darstellung beschert hat.

FREIBURG I. B. ALFRED GÖTZE.

Werner Hodler, Beiträge zur wortbildung und wortbedeutung im Berndeutschen. (Sprache und dichtung. Forschungen zur linguistik und literaturwissenschaft, herausgegeben von Harry Maync und S. Singer. Heft 16). Bern, A. Francke 1915. 166 s. 4,40 m.

Manfred Szadrowsky, Nomina agentis des schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung. 1. teil. Zürcher dissert. Frauenfeld, Huber u. Co. 1917. 86 s. (Erscheint vollständig als band 12 der von A. Bachmann herausgegebenen 'Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik'.)

Die mundartforschung hat bisher viel zu ausschliesslich sich der laut- und formenlehre zugewandt und ist an der fülle von problemen, welche die wortbildung der mundarten bietet, mehr oder weniger achtlos vorbeigegangen. Nach dem erscheinen einer so ausgezeichneten grundlage für weiterdringende einzeluntersuchungen, wie wir sie in der zweiten abteilung von Wilmanns' deutscher grammatik besitzen, war das eine unbegreifliche unterlassung. Es ist darum mit freuden zu begrüssen, dass darin ein wandel sich anbahnt, und zu wünschen, dass die beiden vorliegenden,

das hochalemannische gebiet betreffenden untersuchungen bald zahlreiche nachfolger in anderen teilen des deutschen sprachgebietes finden werden. Denn beide sind tüchtige und wertvolle leistungen und können, wenn auch nicht vielleicht in allen einzelheiten, als vorbildlich bezeichnet werden.

Hodler macht es freilich dem leser nicht ganz leicht. Ohne irgendwelche vorbereitung über ziel, methode und umfang seiner untersuchungen, über das verhältnis der gesprochenen lebendigen mundart zur literarischen überlieferung, über die in der gesprochenen sprache sich bemerklich machende schichtung nach ständen, berufen usw., ohne erklärung der von ihm angewandten abkürzungen für die von ihm benützten textausgaben und grammatischen monographien beginnt er seine darstellung. Auch sein kurzes inhaltsverzeichnis gibt kaum einen richtigen begriff von der mannigfaltigkeit der gegenstände und der art der beobachtungen, die er uns bietet.

Wir heben hier einige der wichtigeren feststellungen hervor und knüpfen je nach umständen sich aufdrängende bemerkungen daran. Zunächst behandelt H. die ableitung von verben aus substantiven. Eine solche ist bei den meisten konkreten substantiven möglich durch die beifügung der infinitivendung *-ə* (*tisch : tischə*), wobei sich gewisse lautliche besonderheiten ergeben bei den vokalisch endenden substantiven, namentlich denen auf *-i* (*beri̯ : berə*), oder bei solchen, in denen *n* im auslaut verstummt ist (*stei : steinə, rägə : rägnə*). Hiatustilgend ist *n* in *schuənə : schuə, flōnə : flō,* auch *w* und *j* z. b. in *souwə : sou, fərbreijə : brei.* Diese art der bildung ist im Berndeutschen durchaus lebendig und zwar in einem viel weiteren umfang als dies z. b. im Baseldeutschen möglich wäre. Dass der wortschatz beider mundarten ganz erheblich von einander abweicht, ist allgemein bekannt; überraschender ist die weitgehende verschiedenheit nicht nur in den mitteln der wortbildung, sondern auch in dem grad der lebendigkeit der gleichen mittel. Fürs Bernd. ist es bezeichnend, dass nur ein geringer teil solcher ableitungen von verben aus substantiven zum festen bestand des mundartlichen wortschatzes gehört, dass vielmehr die meisten hervorgebracht werden können, um einem augenblicklichen bedürfnis zu genügen und dann wieder fallen gelassen zu werden. Doch bedarf diese aufstellung wieder einer einschränkung: tatsächlich wird doch nur ein kleiner teil aller möglichen ableitungen gebildet, da diese bildung eben sich nach dem bedürfnis richtet. Wo ein solches sich einstellt, und wo nicht, lehrt eine übersicht der bedeutungen. Von allen an sich möglichen bedeutungen wird naturgemäss diejenige am ehesten verwirklicht, welche die im vorstellungskreis des sprechenden am wesentlichsten und engsten mit dem substantivbegriff verbundene tätigkeit bezeichnet. Die ableitung erscheine nicht in bedeutungen, sagt H., für welche die sprache bereits über einen verbalen ausdruck verfügt. Beispiel: *holzə* nicht = holz kunstvoll verarbeiten, da dafür verben wie *schnitzə, schrinərə, zimmərə* usw. vorhanden sind.

Beispiele: *schrinərə, schlossərə, spänglərə,* aber nicht *wäbərə, seilərə, chorbərə, bekchə,* weil dafür *wäbə, seilə, chorbə, bachə* vorhanden sind; wohl *chirsə, nussə, öpfələ, berə, höujə, grasə* = kirschen usw. ernten, nicht aber *chornə* oder *milchə,* weil dafür *ärnə, mälchə* existieren. In solcher allgemeinheit ist freilich, wie Behaghel im Litbl. f. germ. und rom. phil. 1917, sp. 306 mit recht hervorhebt, H.s behauptung kaum richtig. Tatsache ist, dass die meisten der üblich gewordenen verbalableitungen eindeutig sind und sich in bedeutungsgruppen zusammenfassen lassen. Auf eine durchbrechung seines grundsatzes macht H. selbst aufmerksam, die herbei-

geführt wird durch das nebeneinander von synonymen, die entweder verschiedenen landesgegenden oder verschiedenen standessprachen angehören; auch unterschiede der vulgärsprache von der sprache der gebildeten spielen dabei gelegentlich mit. Natürlich ist verf. auch sonst noch häufig im verlauf der arbeit genötigt, auf die verschiedenheit des sprachgebrauchs in stadt und land hinzuweisen, auf eigenheiten der schüler- und studentensprache und anderer berufs- und standessprachen zu achten und auch dem nicht nur in der stadt, sondern auch auf dem sonst doch im allgemeinen zäher am alten hängenden land sehr tief gehenden einfluss der schriftsprache aufmerksamkeit zu schenken. Das ist vielleicht nicht immer in genügendem masse geschehen und mag zum teil in einer schwäche des verfassers, dem in der jungen generation erstaunlich verbreiteten mangel an sprachgefühl für das, was echt mundartlich ist und was nicht, begründet sein.

Im einzelnen weist das Bernd. hinsichtlich der ableitung von verben aus substantiven deutliche unterschiede gegen das Baslerische auf. Vielfach kennt Basel solche ableitungen gar nicht oder nur in geringerem umfang; z. b. bei den berufsbezeichnungen fehlen von H.s beispielen im Basl. *schuestərə, schuemachərə, steihouwərə, taglönərə, ūremachərə;* von verben, die eine zubereitung, herstellung oder ähnliches bezeichnen, kennt das Basl. nur wenige der angeführten z. b. *moštə, chüəchlə.* Unter den das versehensein mit etwas bezeichnenden verben sind dem Basler unbekannt *tappētə, asfaltə* statt *tapeziərə, asfaltiərə.* Meist ganz unmöglich sind dem Basler bildungen, die ein herbeischaffen, sammeln, suchen, gewinnen bezeichnen: *chirsə, nussə, berə, chölə, feijələ, blüəmələ,* ebenso solche, die ein fortschaffen, befreien von etwas ausdrücken: *aštə* (bäume beschneiden), *bartə* (rasieren). Aus H.s 5., andersartige verhältnisse des verbums zum substantivischen grundwort zeigenden gruppe finden sich im Basl. nur *bettə, sunnə, luftə, brosmə, löfflə, buəchə* (lehnwort aus der schriftspr.!), *zānə* wieder.

Bei den aus adjektiven abgeleiteten verben ohne umlaut, ausläufern der ahd. *ēn*-verben, erscheint die umlautslosigkeit als das die gruppe zusammenhaltende element; auch die bedeutung ist einheitlich eine inchoativ-intransitive, während der etwa daneben vorhandenen umgelauteten form faktitive bedeutung zukommt. Auch hier wieder ist diese ableitungsweise im Bernd. viel lebendiger und verbreiteter als im Basl., wo sie fast gar nicht mehr anzutreffen ist. Im Bernd. selbst aber ist ihr gebiet weniger gross als das der ableitung von verben aus substantiven. Auszuschliessen sind alle adjektive, die mit einem als solchen noch gefühlten suffix versehen sind, alle partizipien und alle zusammengesetzten adjektive. Der bedeutung nach zerfallen diese verba inchoativa in zwei ungleich grosse gruppen, die einen sind perfektiv oder resultativ: *fūlə, sūrə* = faul, sauer werden; die åndederen, viel zahlreicheren sind imperfektiv: *magərə* = magerer werden, *jungə* = jünger werden. Ausschlaggebend für die bedeutung ist der begriffswert der zugrunde liegenden adjektive; bei absolutem begriffswert hat die ableitung perfektiven, bei relativem komparativische bedeutung, wobei relativ nicht in syntaktischem, sondern in lexikalischem sinne zu nehmen ist, d. h. relative adjektiva solche sind, deren begriffswert neben verschiedenen beziehungswörtern sich verändert wie z. b. *gross* in *ə grossi flō, ə grossə boum.* Am veränderlichsten sind die mass- und grössenbezeichnungen wie *gross, läng, breit, dikch, höch, alt, schwär;* schon bestimmter sind die negativen *chlī, churts, schmal, dünn, jung,* da man wohl sagt *numə tswe métər gross, läng, höch,* aber nicht *tswe métər churts.* Absoluter bedeutung nähern sich farben- und geschmacksbezeichnungen, unbedingt absolut ist etwa *tód.* Aber

die veränderlichkeit des begriffswerts wird durch das beziehungswort eingeschränkt: *súr* mag noch verschiedene grade zulassen in *súrə öpfəl, súrə wí,* aber in *súri milch* ist es absolut. Entsprechend tritt auch beim verb bei verschiedenem subjekte das komparativische moment mehr oder weniger hervor; es wird z. b. stärker empfunden in *əs chaltət,* wenn vom wetter die rede ist, als in *tsuppə chaltət,* wo *chalt* die bestimmte temperatur ungewärmter speisen bezeichnet.

Die ableitung *wólə* (*əs wólət mər*) beziehe ich lieber auf einen satz wie *əs isch mər wól* als mit H. auf ein *i bi̥ wól,* das doch einen andern sinn (= ich bin gesund) hat.

Die *jan*-ableitung ist nicht mehr produktiv. Bildungen dieser art weichen immer mehr der direkten verbalisierung, also *naglə* gegen mhd. *negeln, antwortə* gegen mhd. *antwürten, chalchə* gegen mhd. *kelken* usw., im wesentlichen mit der schriftsprache übereinstimmend; doch wird dieser gegenüber die umlautslose ableitung in der mundart durch den umstand unterstützt, dass hier die vokale dem umlaut mehr widerstanden als im mitteldeutschen. Welche lautgeschichtliche regeln dafür gelten, gibt H. leider nicht an. Es sind im Bernd. wohl schon in früher zeit nebenformen analogischer art im engsten anschluss an die nicht umgelauteten nomina anzusetzen. In vielen fällen war durch die verschiedene entwicklung der laute oder der bedeutung die beziehung zwischen ableitung und grundwort verdunkelt; solche fälle fielen natürlich als muster weiterer ableitungen ausser betracht. Die beispiele H.s scheinen mir dabei nicht durchweg treffend: *litschə* 'knüpfen' gehört eher zu *litsch* als zu *lätsch, strǟlə* zu *strǟl* 'kamm', nicht zu *strál, schweitse* 'rösten' zu *schweitsi* 'bratenbrühe' eher als zu *schweis.*

Die mundart lässt ein bestreben erkennen, die faktitiven (*jan*-) ableitungen von den inchoativen (*ên*-) ableitungen auch formal zu scheiden; da aber die gruppe der inchoative viel geschlossener dasteht, muss das faktitive verb nach einer neuen form suchen. Diese findet es echt mundartlich fast ausschliesslich in der umschreibung mit adjektiv + *machə : grad machə, länger machə* usw. Was H. an anderen bildungen auf s. 18 unter α, β, γ aufführt, ist fast ausnahmslos nicht echt mundartlich, sondern aus der schriftsprache übernommen.

Eine sehr ergiebige quelle der verbalen neuschöpfung bildet dagegen wieder die ableitung mit den suffixen *-lə, -ələ, -ərlə,* mit der meist, aber nicht ausnahmslos eine deminutive, häufig eine iterative, frequentative und intensive bedeutung verbunden ist. Die entscheidung der frage, ob die deminuierung dem verbum oder schon dem zugrunde liegenden substantiv zukommt, ist nicht immer leicht. Sie wird dem verbum zukommen, wo ein zugrunde liegendes deminutives verb oder substantiv nicht zu belegen ist wie in *brätlə* 'leicht braten', und umgekehrt dem substantiv in fällen wie *chüəchlə* 'kleines buttergebäck backen', *schíblə* 'in kleine scheibchen schneiden' zu *chüəchli̥, schíbli̥.* Weniger zuverlässig ist der umlaut als kriterium. H. stellt die allgemeine regel auf, dass die deverbativa auf *-ələ* umgelautet, die auf *-lə* umlautslos sind. Verba auf *-ələ* ohne umlaut oder solche auf *lə* mit umlaut sind in der regel denominativ, nicht deverbativ. H. stellt so (mit recht) *sandələ* 'mit sand figuren modeln' zu *sand,* nicht zu *sandə* 'sandstreuen', die umgelauteten *hǟklə, chüəchlə, rösslə* zu *hákə, chuəchə, ross* (richtiger vielleicht zu den entsprechenden deminut.subst. *hǟkli̥, chüəchli̥, rössli̥*).

Hodler in seinen sehr eingehenden ausführungen über die verwendung und bedeutung der drei suffixe zu folgen, würde zu weit führen. Er gibt viele rech

feine beobachtungen. Wiederum fällt der unterschied zwischen Bernd. und Baseld. in vielen punkten auf.

Das suffix *-lə* ist zwar sehr häufig, aber weniger produktiv als die beiden andern; oft haftet den damit abgeleiteten verben ein tadelnder, spöttischer, geringschätziger ton an, der auf andere verben dieser gruppe, auch isolierte, übergehen kann: *bärnərlə, tsürchərlə* 'wie ein Berner, Zürcher sprechen', *ässle, ärlə, stakklə* alle drei sprachliche unarten, *beinlə, scheichlə, füdlə* unarten des ganges bezeichnend. Besonders die bubensprache liebt diese bildungen: *töüchlə* 'beim baden untertauchen', *tsüglə* 'schwimmen', *türntschlə* 'turnen'. In dem masse wie das suffix sich von rein deminutiver bedeutung entfernt, wird es dem burschikosen gefühlston zugänglich, für die eigentliche kindersprache aber, die einen zärtlichen gefühlston verlangt, unverwendbar. Auf verschiedenen wegen führt dann die deminuierende bedeutung zur iterativen und frequentativen: *fräglə, pröble, schnäpslə, schlükchlə.*

Viel produktiver ist *-ələ*, das meist mit umlaut des stammsilbenvokals verbunden ist. Es hat sich ergeben aus verbalisierung von substantiven auf *-əli̥ : blüəmələ, schätsələ;* durch ableitung aus substantiven auf *ə, i̥* mittels *-lə : rägələ, tröpfələ, chirsələ, berələ;* aus verbalisierung von substantiven auf *-əl : öpfələ,* die sonst freilich in der regel zur form *-lə* führt: *meisslə, löfflə, gablə.* Die formen *löffələ, gäbələ* bezieht mein sprachgefühl lieber auf die deminutiven substantiva *löffəli̥, gäbeli̥,* als dass ich sie mit H. für weiterdeminuierung der verba *löfflə, gablə* halten möchte.

Dieses suffix ist häufig in bezeichnungen von spielen oder spielerischen beschäftigungen, meist denominativ: *wägələ* 'zum vergnügen mit einem kleinen wagen fahren', *sandələ, härdelə* (aber basl. *sandlə, dräklə*) 'mit sand, erde spielen', *schätsələ* 'liebeln'; am häufigsten aber vermittelt es — seiner beliebtheit in der ammen- und kindersprache entsprechend — eine zärtliche, kosende bedeutung: *chumələ* [basl. *kuməli!*] *tsu mi̥r, gangələ nid tsum pappəli! heschələ dúrstəli?* Diese letzteren beispiele sind allerdings insofern nicht ganz zutreffend, als nicht etwa alle formen der verben *chumələ, gangələ* usw. gebildet werden, sondern nur der 2. person sing. ind. präs. od. dem imperativ die verkleinerungssilbe angehängt wird.

Leicht entwickelt sich daraus eine bemitleidende, dann eine ironische, endlich eine verächtliche bedeutung; doch schwächt die deminution eine schon vorhandene tadelnde bedeutung ab z. b. in *waschələ, chosələ, pfösələ* vom unbehilflichen gang kleiner kinder gegenüber dem gröberen *waschlə, choslə, pfoslə.*

Eine hauptfunktion ist aber die bezeichnung der ähnlichkeit: *sürələ* 'säuerlich riechen oder schmecken', *gröüjələ* nach schimmel, *röükələ* nach rauch, *nüəchtələ* modrig riechen, *möntschələ, bökchələ, tsäpfələ* nach menschen, nach dem bock, nach dem pfropfen riechen oder schmecken; häufiger wohl denominativ als deverbativ, da die meisten von H.s beispielen deverbativer entstehung ebensowohl auf denominativen ursprung zurückgeführt werden können.

Den ableitungen dieser art mit frequentativer oder iterativer bedeutung stehen im Baseld. nicht selten bildungen ohne mittelvokal gegenüber: *lotlə* 'wackeln', *kitslə, waklə, kesslə* 'lärmen', *nigglə* 'tadeln' gegen bernd. *lodələ, chutsələ, waggələ, nikkələ.*

Das jüngste der drei suffixe ist *-ərlə,* das die höchste steigerung jedes deminutiven gefühlstons ausdrückt. Es ist im Bernd. viel produktiver als im Baseld., während es im schriftdeutschen fast kaum nachweisbar sein dürfte, jedenfalls bei Wilmanns nicht belegt ist. Es dient zur deminuierung von verben: *chochə : chöchərlə, tsablə : tsäbərlə,* tritt aber niemals selbständig an nominale stämme. H. rechnet

böpparlə neben *bopplə* 'klopfen' (mit unrecht) zu den isolierten, da ein *bopparə* daneben fehle. Ein solches hat gewiss im Bernd. so gut daneben bestanden wie heute noch im Baseld.

Ein letzter abschnitt gilt den übrigen verbalsuffixen, die meist nicht mehr produktiv sind: *-ərə, -tsə* (*-ksə, -sə, -tschə*), *-nə, -i̯ərə, -i̯gə*. Da bleibt auch nach Hodlers ausführungen noch manches aufzuklären, sowohl hinsichtlich der geschichtlichen entwicklung wie des heutigen zustands, namentlich des nebeneinanderbestehens verschiedener solcher ableitungen vom selben stamm. Bei den unpersönlich gebrauchten verben auf *-ərə*, die einen unwiderstehlichen, sich immer wieder meldenden drang ausdrücken, wie *es schläfferət mi, es lächərət mi, es chötsərət mi* (mir ist kotzerig), *es legərət mi* (es bringt mich zu fall) weist H. die vermutung, sie seien nach dem vorbild von *es hungert mich* entstanden, mit dem hinweis darauf ab, dass dieses vorbild in der mundart gar nicht vorkomme; ich muss gestehen, dass mir auch die beiden zuerst genannten beispiele den eindruck machen, dass sie nicht echt mundartlich seien. Aus dem Baseld. liesse sich *es tschūderet mi* (mich schaudert, aber nicht in moralischem, sondern in rein körperlichem sinne = ich schaudre zusammen), hinzufügen. Dass *futtərə* 'schimpfen' aus franz. *foutre* abzuleiten sei, ist mir lautlich und der bedeutung wegen wenig wahrscheinlich. *Spudərə* 'mit starker speichelentwicklung sprechen' wird mit *spöütsə* verwandt sein. Dieses verhältnis der verschiedenen ableitungen vom gleichen stamm, das wir noch oft beobachten (vgl. z. b. *lottlə* neben *lodərə, gaglə* neben *gagərə* 'sich unruhig hin- und herbewegen', *zettlə* neben *zattərə*) verdiente eine eingehende untersuchung, die auch auf das verhältnis der stammvokale und der stammauslautenden konsonanten (z. b. basl. *tschättərə* gegen bernd. *tschädərə*) auszudehnen wäre. Lohnend wäre auch eine sonderdarstellung der verben auf *-tsə, -ksə, -sə, -tschə* (die auf ältere *-azzen* und *-isōn*-bildungen zurückweisen) und ihrer bedeutungsentsprechungen in anderen ableitungsarten. Hodlers etymologien dieser verben scheinen mir da grossenteils sehr anfechtbar, lautlich wie inhaltlich.

Von den zahlreichen präfixen des mhd. sind im Bernd. nur noch *fer-* und *er-* wirklich produktiv (im Baseld. nur noch *fer-*). Auch dieses kapitel würde zu erschöpfender behandlung, wie H. selbst sagt, einer speziellen und reichen materialsammlung bedürfen; was er gibt, ist mehr zufälliger art.

Das präfix *g* (*k*)- < *ge-* wird an folgendes *b, d, g, p, t, ts* echt mundartlich assimiliert und zwar reichen die anfänge dieser assimilation in mhd. zeit zurück. Ich glaube nicht, dass H.s annahme, dass daneben von jeher nicht synkopierte und nicht assimilierte formen als die korrekteren fortbestanden, richtig ist. Ich meine in der tat, dass wörter wie *gebät, geburt, gedankche, gedult, gebore* aus schriftsprachlichem einfluss (dazu gehört auch der einfluss der Bernischen kanzleisprache) zu erklären seien; denn alle diese wörter erkennt das unverdorbene sprachgefühl mit sicherheit als fremdlinge. Entsprechendes gilt für die vorsilbe *be-*. Das im einzelnen zu belegen, würde überflüssig viel raum kosten. Überraschend ist H.s feststellung, dass auch im Bernd. (wie im Basl.) die perfektivierende kraft der vorsilbe *ge-* nicht mehr produktiv sei. Das stellt das Bernd. mit dem Baseld. in gegensatz zur mehrzahl der schweizerischen mundarten, namentlich der ostschweizerischen, in denen diese funktion noch lebendig ist. So ganz abgestorben ist *ge-* in dieser bedeutung übrigens auch im Bernd. — wenigstens auf dem lande — noch nicht. Das unfeste *k-* nach dem hilfsverb *mögə* = 'imstande sein', 'vermögen', das nach *mögə* = 'geneigt sein', 'lust haben' niemals erscheint, kann doch nur so erklärt

werden: *i ma klouffə* = 'ich kann [die strecke] gehen' in resultativem sinne, aber *i ma louffə* = 'ich habe lust, [zu fuss] zu gehen', weil da die durative bedeutung des infinitivs der zusammensetzung mit *g-* im wege steht. In der stadt Bern freilich fängt der unterschied an, zu schwinden, zweifellos unter dem einfluss der schriftsprache. Wo die zusammengesetzte form sich von der nicht zusammengesetzten in ihrer bedeutung schon weiter entfernt hat, ist auch in der stadt das präfix regel: *i ma kchó* = ich kann auskommen, ich habe genug; *es ma klängə* 'es kann langen, ausreichen'.

Die partizipia präteriti sind noch nicht durchweg mit dem präfix versehen. Einzelne an sich effektive verben entbehren wie in alter zeit des präfixes: *chó, wordə, fundə* (wenigstens auf dem lande). Dagegen geht die mundart in der hinzufügung von *g* zum partizip vielfach weiter als die schriftsprache bei den verben auf *-iərə,* bei denen es nicht — wie Hodler meint — darauf ankommt, ob das fremdwort schon in sich ein präfix enthält, sondern einfach auf den grad der volkstümlichkeit des lehnworts: echt mundartlich gewordene nehmen das *g-* an, nicht echt mundartliche nicht. Dass in formen wie *fiərkekkət* 'viereckig', *schlífkschuənət* 'schlittschuh gelaufen' das präfix nach dem muster des partiz. trennbarer komposita ins innere des wortes gedrungen sei, bedarf wohl des zusatzes, dass dies bewusst humoristische neubildungen etwa wie schriftspr. *frühgestückt* sind, die dann allmählich allgemein üblich wurden.

Aus dem umfänglichen kapitel über die häufigste und produktivste aller partikeln *fer-,* die im alemannischen auch das alte *zer-* fast ganz verdrängt hat, mag einiges hervorgehoben werden. *zer-* ist in der stadt Bern völlig verschwunden, auf dem lande im allgemeinen nur in spärlichen resten, im Berner Oberland aber verhältnismässig wohl erhalten. *fer-* erscheint auch an stelle von *be-* z. b. *fərschmirə, fərchräntsə,* von *er-* z. b. *fərtsellə* 'erzählen', *fərsúffə, fərtragə, fərlídə, fərbarmə, si fərcheltə.* In gruppe 7 sind wieder allerhand beispiele aufgenommen, die sicher nicht echt mundartlich sind: *fərarbeitə, fərwässərə, fərsilbərə, fərgöttərə, fərbində, si fərlobə, si fərhüràtə,* ebenso in gruppe 9 *fərblíbə* 'sitzen bleiben in einer klasse', in gruppe 11 *fərdikchə, fərwüəstə, fəruntröüjə, fərwarlosə, fərliədərlechə, fərschönərə, fərbessərə, ferbösərə, fərmérə, fərgrösərə, fərchlínərə* (echt mundartlich *dicker machen* usw.).

Im gegensatz zum Baseld., wo es nur noch isoliert und erstarrt sich findet, ist im Bernd. auch *er-* noch produktiv. Es ist öfters an stelle von *en-* oder *ent-* getreten, bald vermöge einer bedeutungsberührung, bald infolge einer mehr äusserlichen, lautlichen ähnlichkeit, wird aber seinerseits häufig durch *fer-* verdrängt. *Ertrünnə* scheint eher zur gruppe der zusammensetzungen mit *er + ent* zu gehören, in der wir etwa noch *ərtlénə, ərtschlipfə* finden. Diesen stehen nicht nur in ostschweiz. mundarten, wie H. meint, sondern auch im Baseld. zusammensetzungen mit *fert-* aus *ver + ent* gegenüber: *fərtwütschə, fərtschläffə, fərtlénə, fərtlaufə,* die der Bernd. mundart ganz unbekannt sein sollen. Produktiv ist das präfix *er-* nach H. nur in unsinnlicher bedeutung, indem es entweder zur bildung von verben dient, welche eine eintretende handlung bezeichnen, oder von solchen, bei welchem der abschluss der tätigkeit ins auge gefasst wird; namentlich von der gruppe der verben aus, die als objekt das ziel der tätigkeit haben wie *ərbättlə, ərrátə, ərläbə, ərtroumə, ərwütschə, ərlügə,* gelangt das präfix im Bernd., abweichend vom Baseld., zu fast unbeschränkter produktivität. 'Das kompositum besagt, dass das affizierte objekt durch die im verbum simplex ausgedrückte tätigkeit erreicht, gewonnen

wird, oder dass die auf das affizierte objekt gewendete tätigkeit den zweck erfüllt.'

Die aus zusammensetzungen mit betonten partikeln bestehenden perfektiven verben verspricht H. an anderer stelle zu behandeln.

Der zweite teil des buches (s. 65 bis schluss) ist dem substantiv gewidmet. Zunächst handelt H. über das geschlecht, über fälle von unentschiedenem geschlecht, über anhaltspunkte zur bestimmung des geschlechts, über geschlechtswandel infolge lautlicher veränderungen. Dann führt er im einzelnen die abweichungen vom geschlecht der schriftsprache auf, die häufig auf unterschiede zwischen ober- und mitteldeutsch seit mhd. zeit zurückgehen. Sonderbar, aber durch ähnliche beobachtungen z. b. in Württemberg und in Rheinhessen bestätigt, ist dabei der unterschied im geschlecht der buchstabennamen, die in protestantischen gegenden neutra, in katholischen maskulina sind. Dass *ballə* fem. 'der ball' sein geschlecht einer anlehnung an *chruglə* 'kugel' verdanke, ist zweifelhaft, man kann auch an einfluss des französ. *la balle* denken. Auch im geschlecht weicht das Bernd. vielfach vom Baseld. ab. Weiter behandelt H. die doppelgeschlechtigen substantiva, d. h. solche, bei denen das geschlecht aus verschiedenen gründen schwanken kann oder die in verschiedenen bedeutungen mit verschiedenem geschlecht auftreten. (Sollte das weibl. geschlecht für *bach* bei Albr. v. Haller nicht auf mittel- oder niederdeutschen einfluss aus seiner Göttinger zeit zurückzuführen sein?)

Es folgen einige seiten über die einteilung der substantiva in absolute und relative, abstrakte und konkrete, dann der wichtige dritte abschnitt über die bildung der substantiva, in welchem H. sich aber auf diejenigen ableitungen beschränkt, die noch produktiv oder doch durch eine genügende anzahl von beispielen vertreten sind, um als gruppe gelten zu können, und wo zugleich die ableitung als solche durchsichtig ist. S. 90—112 nehmen die nomina agentis ein. Ich erwähne aus der übrigens — wie auch ein vergleich mit Szadrowsky lehrt — keineswegs erschöpfenden und auch nicht ganz klar angeordneten darstellung einige besonderheiten. Reste des noch im mhd. substantivisch auftretenden schwachen adjektivs hat die mundart des landes noch erhalten in *ə stumm*, *ə bling* 'ein blinder' (*mancher halbbling* bei Gotthelf), *ə wältsch* 'ein Welscher', *ə meisterlos* 'ein unbezähmbarer mensch'). Die von H. aus der stadtmundart angeführten beispiele *chund, hér, möntsch, nütnuts, siəch* sind ältere, heute isolierte bildungen. Warum H. bildungen wie *ə schlamp, schlarp, tschalp, hótsch* 'nachlässiger mensch, trottel', *schuəputs, schuəwüsch* für jung ansieht, ist nicht klar. Reicher als das Baseld. ist Bernd. an bildungen von nomina agentis auf *-į*, namentlich an solchen mit tadelndem und schmähendem sinn. Von jedem verb solchen inhalts kann im Bernd. ein männliches substantiv auf *-į* abgeleitet werden: *dampį* 'schwätzer', *tschalpį* 'trottel', *trappį* 'einer, der schwerfällig auftritt', *stürmį, strudlį* usw. Von verben, denen an sich dieser tadelnde nebensinn nicht zukommt, werden solche ableitungen nur dann gebildet, wenn sie einen tadelnden sinn annehmen können: *ə redį* 'ein vielredner', *ə regiərį* 'wer überall und bloss zum kujonnieren befehlen will.' Den maskulinen auf *-į* stellt sich eine weibliche ableitung mit dem schwachen suffix *ə* (< germ. *ôn*) an die seite: *dampə, tschalpə, trappə, stürmə.* Im allgemeinen gehören freilich diese ableitungen mehr der mundart des landes an; in der stadt sind sie seltener (wie auch das Baseld. sie gar nicht kennt), und werden durch zusammensetzungen wie *brüəlį-, tsankį- wíb* (*-frou, -meitlį*) vertreten. Die verwendung dieses suffixes zur deminuierung kommt später zur sprache.

Das in der mundart wie in der schriftsprache noch produktive suffix *-ər* (*-lər, -nər*) ist ursprünglich bei ableitungen aus substantiven zu finden. Das sprachgefühl der mundart bezieht aber heute alle ableitungen, die dies irgendwie erlauben, lieber auf verben. Die unterschiede der bedeutungsgruppen spürt Szadrowsky mit schärferem sinne auf als H., dessen stoffsammlung übrigens auch nicht erschöpfend ist. Einige besonderheiten seien angemerkt. Die schülersprache liebt die langen wörter, namentlich die langen zusammensetzungen, durchaus nicht und greift darum auch bei den ableitungen auf *-ər* zu gewaltsamen verkürzungen: *gimələr, prögələr, sekchələr* sind die schüler des gymnasiums, des progymnasiums, der sekundarschule; *kchlassələr* die klassenchefs. *Gimələr* ist übrigens meines wissens auch die bezeichnung für die gymnasiallehrerprüfung, die ich bei H. nicht erwähnt finde. Die deverbativa auf *-ər*, die einen menschen nach seinen moralischen eigenschaften, meist unvorteilhaften, charakterisieren, werden stark beeinträchtigt durch die ableitungen auf *-i̥*, im gegensatz zum Baseld., das die *-er*-ableitungen auch in diesen fällen vorzieht. Bei den herkunfts- und zugehörigkeitsbezeichnungen auf *-ər* kennt das Bernd., wie die oberdeutschen mundarten überhaupt, in der regel keinen umlaut: *fríburgər, úrnər, äntlibuəchər, worbər, burgdórfər, chi̥rchdórfər, neftebachər, fürtalər, schaffhúsər;* warum in einzelnen fällen doch umlaut eintritt wie in *utzəstörfər*, ist nicht klar. Die die zugehörigkeit zu einer strasse oder einem stadtviertel bezeichnenden ableitungen auf *-lər* dagegen, wie *mättələr, chrámgässlər, schoshäldələr, muesmättlər* 'bewohner der Matte, Kramgasse usw.' weisen durchweg umlaut auf. In der bubensprache sind solche bildungen auf *-ər, -lər* nicht nur für die bewohner, sondern auch für die örtlichkeiten selbst, besonders als abkürzungen, beliebt: *chilchər* für *ts chilchəfäld, schwelər* 'schwellemätteli', *brämer* 'bremgartenwald', *däligər* 'dählhölzliwald', *buəbər* 'bubenseeli' usw.; im Baseld. sind dafür kürzende ableitungen auf *i̥* üblich: *mi̥nšti̥* 'münsterplatz', *seibi̥* 'säuplatz' (für barfüsserplatz). Die deverbativen ableitungen für sachen, die als handelnde kräfte vorgestellt werden oder wurden, wie *chlopfər, löüffer, schiəber, wekchər, brönnər, ufhänkchər, drükchər* sollen nach H. noch eine produktive gruppe bilden. Das ist mir deswegen zweifelhaft, weil die meisten seiner beispiele der entlehnung aus der schriftsprache dringend verdächtig sind.

Die feminina zu den maskulinen auf *-ər* erscheinen im Bernd. in den drei formen *-ərə, -əri̥ und əri̥n*. Es ist kaum zweifelhaft, dass die erste form (wie auch im Baseld.) die echt mundartliche ist. Die zweite form erscheint auf dem lande (im zusammenhang mit mittel- und ostschweiz. mundarten?). Die dritte ist aus der schriftsprache eingedrungen. Im Baseld. finden wir an ihrer stelle *-ərīn*, das kaum unmittelbar auf das mhd. dafür vorkommende *-erîn* zurückgeht, sondern das schriftsprachliche *-erin* wiedergibt unter verlängerung des in der mundart in unbetonter stellung vor auslaut. *n* nicht vorkommenden kurzen vokals und unter einführung eines nebenakzents. Man hätte gerne erfahren, wie die mehrzahl zu einer solchen einzahl im Bernd. gebildet wird, ob auch dort wie im Baseld. oft zusammensetzungen mit *-wîbər, -frouə* dafür eintreten. Während in der schriftsprache die femininen formen von familiennamen *t müllərə, t meijərə, t si̥gi̥talərə* usw. nicht mehr üblich sind, leben sie im Bernd. — wie in anderen deutschen mundarten — freilich meist in etwas herabwürdigendem sinne fort.

Auch bei den femininen auf *-ərə* treten ableitungen mit sächlicher bedeutung, vorzugsweise auf dem lande, für örtlichkeiten auf, an die sich die vorstellung eines kollektivbegriffs knüpft: *dörnərə* 'dorngebüsch', *wäsplərə* 'wespennest', *ameis-*

lərə 'ameisenhaufen' *ärpsərə, bonərə* 'ort, wo erbsen, bohnen gepflanzt werden', besonders häufig in flurnamen wie *haslərə, rosərə, südərə, goldərə* mit nicht immer durchsichtiger bedeutung, in einer fülle, wie sie das Baseldeutsche nicht kennt. Ihnen schliessen sich die kürzungen von strassennamen in der stadt an wie *chórnərə* 'kornhausbrücke', *schönərə* 'schönau', *spittlərə, arbärgərə, spichərə* für spital-, aarberger-, speichergasse. Sie scheinen auch — doch ist der psychologische zusammenhang nicht klar — das vorbild abgegeben zu haben für die verstümmelungen der schülersprache, die ein *chemərə, gogerə, fisərə, nattərə, biblərə* usw. für chemie, geographie, physik, naturgeschichte, bibliothek liebt.

Bei den femininen auf *-in* scheint die Berner mundart nur die entsprechung *-i̥* als echt mundartlich zu kennen, das in der stadt herrschende *-i̥n* entstammt nicht wie H. meint, den obliquen kasus, sondern der schriftsprache. Auffällig ist das fehlen des dem ahd. *-inna* entsprechenden *-ənə*, das im Baseld. gilt, auch für völker- und familiennamen z. b. *d'Schwöbənə, Franzesənə, Schmidənə, Freiənə, d'Imhofənə* vgl. oben das zu *-ərə* gesagte.

Das suffix *-əl* zur ableitung persönlicher maskulina erklärt H. für nicht mehr so produktiv wie in mhd. zeit; ich glaube, man kann richtiger seine produktive kraft für erloschen erklären, muss doch H. selbst fast alle seine beispiele zu den isolierten bildungen zählen. *Surni̥bəl* 'griesgram' bringt H. mit *nebel* zusammen, wie denn? Im Baseld. lautet das wort *sūri̥bəl* = saures übel. *Bängəl* soll im Bernd. auf persönliche bedeutung beschränkt sein, während ihm in anderen schweiz. mundarten eine sächliche zukommt. *Trossəl* 'brautausstattung' sei eine *-əl*-ableitung zu mhd. *trosse* < franz. *trousse;* eher unmittelbare entlehnung aus afranz. *trossel* = neufr. *trousseau.*

Die ableitungen auf *-ling* mit erhaltenem nasal haben nicht nur unter dem einfluss der schriftsprache die ältere form *-ling* zuweilen wiederhergestellt, sondern sind trotz H.s zweifeln sicher alle junge entlehnungen aus der schriftsprache. Produktiv ist das suffix in der mundart nicht mehr.

-əch, -ləch verwendet das Bernd. — noch ganz produktiv — zur benennung der verschiedensten apfelsorten: *büppəch, maltsəch, spitsorəch, súrgráuwəch, tüttləch, transparentəch, frénəch, renettəch, golpərmänəch* usw., die nach dem Idiot. I, 367 ff. in der übrigen Schweiz fast ausschliesslich auf *-achər* (*echər, -ichər, -ochər*) enden. Ob man mit H. die Bernd. bildung für ursprünglicher, die andere als weiterbildung von *-ach* mit dem die herkunft bezeichnenden suffix- *-ər* ansehen darf, ist fraglich. Wie steht es denn mit der mundartlichen echtheit des auslautenden konsonanten? Er kommt im Bernd. allerdings in gleicher weise in wörtern vor, wo das suffix anderen ursprungs ist: *ebi̥ch* 'efeu', *wägərəch, latləch, rätəch, pfirsəch, chnobləch, schnittləch, chressəch,* die im Baseld., soweit sie überhaupt vorkommen, auf *-ig,* (*-i̥*) enden.

Auf die im Bernd. so reich entwickelten arten der deminution kann mit rücksicht auf den raum nicht mit der ausführlichkeit eingetreten werden, die sie verdienen würden. Trotzdem gerade dieses gebiet in früheren grammatischen arbeiten, auf die H. allerdings kaum oder gar nicht bezug nimmt, behandelt worden ist, erfahren wir doch noch manches neue und beachtenswerte.

Die produktivsten suffixe sind *-li̥* und *-əli̥,* häufig, aber doch weniger produktiv ist *-i̥,* noch seltener sind *-tschi̥, -əl* und *-ki̥, -kəl,* vereinzelt *-tschəli̥,* wobei noch eine weitere differenzierung durch eintreten oder fehlen des umlauts des stammvokals eintritt. Oft kann dasselbe substantiv alle diese verschiedenen demi-

nutivformen entwickeln. Diese unterscheiden sich dann zum mindesten im gefühlston, wenn nicht in auseinandergehender spezialisierung der bedeutung.

Die auf s. 114, mitte, unter den deminutiven erwähnten, von verben abgeleiteten feminina auf *-i̥* sind zu unrecht dorthin gestellt. Sie gehören in den abschnitt über konkreta und abstrakta s. 88, unter a) oder c); von irgend einer verkleinerung ist bei ihnen gar nicht die rede. Eine solche ist heute vielfach nicht mehr fühlbar bei den ungemein verbreiteten kurzformen der vornamen und verwandtschaftsbezeichnungen auf *-i̥*. H. zitiert zum beweis dafür zwei dies gut verdeutlichende stellen aus Gotthelf: 'Sie rief Stüdeli, Lisebethli, Bäbeli, dann [als sie ungeduldig geworden war und darum auf den zärtlichen ton verzichtete] Stüdi, Lysi, Bäbi, aber niemand kam', und 'Jedem Babi sagte sie Bäbeli und jedem Trini Trineli und wusste gar schön und süss zu klütterlen.' Noch weniger ist etwas von verkleinerung oder zärtlichkeit zu spüren bei den in der bubensprache beliebten verkürzungen zweisilbiger geschlechtsnamen auf *-ər, -əl*: *dər · meiji̥, mülli̥, musti̥, wäbi̥* für Meier, Müller, Muster, Weber, *dər weibəli̥, tsüttəli̥* Weibel, Züttel.

Die sonderbaren verschiebungen des geschlechts, neutrum und femininum für männliche wesen, wie sie den Walliser mundarten (*s kuəni̥, s blaschi̥* für *der k., der bl.*) und dem Baseld.[1] (*d schmudlə, d mullə, d fonslə = der Schmid(li̥), der Müller, der Alfons*) in solchen fällen eigen sind, scheinen im Bernd. nicht vorzukommen. Bernd. ist nur, wie allgemein schweizerd., das neutrum des deminutivs für weibliche personen: *ts wäbərli̥, ts mejərli̥, ts léməli̥*, bei männlichen wesen beschränkt sich nach H. die deminution mit *-li̥* auf zwei- und mehrsilbige langvokalisch ausgehende namen: *dər dübuáli̥* (Dubois), *milliéli̥* (Milliet), *schirardéli̥* (Girardet).

In gewissen gegenden des Emmentals und des Berner Oberlandes sind fast alle konkreten begriffe nur noch in der verkleinerten form gebräuchlich; nicht nur bei kindern, sondern auch in der sprache der erwachsenen, die dann von ihren *ärmli̥* und *beindli̥* reden, ähnlich *ts chäsli̥, breili̥, chuəli̥, rössli̥, hüsi̥, chnächtli̥*; von einem *fränkli̥* statt einem franken zu sprechen, ist eine auch in der übrigen Schweiz weit verbreitete sitte. Solcher usueller, spezialisierter oder isolierter deminutiva gibt es im Bernd. noch eine ansehnliche menge, vielfach in übereinstimmung mit dem Baseld., aber doch oft über dieses hinausgehend.

Noch produktiv (im gegensatz zum Baseld., das nur noch wenige erstarrte bildungen dieser art besitzt) ist im Bernd. *-əl* oder sein lautgesetzlicher stellvertreter *-u* als verstümmelungssuffix in der bubensprache a) bei konkreten substantiven: *chäppu, hüətu, bŭchu* (bauch), *schökku* (schokolade); b) bei einsilbigen geschlechts- und vornamen und mehrsilbigen geschlechtsnamen, deren letzte silbe einen stärkeren nebenton trägt: *näfu* Näf, *rotu* Rot, *labhärdu* Labhart, *äbersöldu* Äbersold, *näppu* Napoleon, *kchöbu* Jakob, *fri̥du* Friedrich.

Dem in der landmundart, besonders im Oberland, noch produktiven suffix *tschi̥* in *meitschi̥, müntschi̥* kuss, *tänntschi̥, büümtschi̥, chalbtschi̥, hüentschi̥* usw. (dass auch der name des dorfes Ablentschen *abländschi̥* hieher zu ziehen sei, ist fraglich; man denkt an romanischen ursprung < *avalanche*) wendet H. seine besondere aufmerksamkeit zu. Es erscheint ausser in appellativen auch in zahlreichen, weit über den kanton Bern hinaus verbreiteten, aus vornamen entstandenen familiennamen: *Bertschi, Fritschi, Dietschi, Rüetschi, Santschi, Ueltschi, Witschi* usw. als kurzformen zu *Albert, Friedrich, Dietrich, Rudolf, Samuel, Ulrich, Wilhelm.* (Man vergleiche

1) Vgl. Wilh. Bruckner im Schweiz. Archiv f. volkskunde 21, 1917.

die bis nach Norddeutschland hin sich findenden *Bartsch, Pertsch, Förtsch, Fritsch, Fritzsche* usw.) Die herkunft dieses suffixes ist unaufgeklärt. Dass es sich aus ahd. *-zo* entwickelt haben könnte, ist nicht wahrscheinlich, weil diesem in der regel *-z* entpricht: *Benz, Fritz, Kuənz, Küənzi, Sanzį*. H. meint, man müsse auf *-sch* zurückgehen, das sich nach *l* und *n* leicht zu *tsch* fortbildete, und werde damit auf ahd. *-sk* geführt, das z. b. in *frösch, wintsch, hübsch, wältsch, dütsch, möntsch* erscheint. Nach dem muster *mennisc : man* sei ein *bruodisc* (> *brüətsch*) : *bruoder* anzunehmen. Für diese auffassung spreche auch der umstand, dass die ableitung mit *tsch* sich vornehmlich bei persönlichen substantiven und bei namen von haustieren finde. Die weitere ableitung mit *-în* sei verhältnismässig jung. Darnach müsste die ausbreitung des suffixes *tschi* statt *schi* von den auf *d, t, l, n* endigenden stämmen aus erfolgt sein.

Auf niederdtsch. *-kîn* und den einfluss der mit mittelniederfränkischen bestandteilen durchsetzten höfischen literatursprache will H. das bei männlichen und weiblichen vornamen begegnende und von dort auf tiere und sachen übertragene suffix *-kį* zurückführen. Das ist zweifelhaft, weil dem *k* die bei solcher herkunft zu erwartende aspiration fehlt, weswegen im Baseld. und in anderen schweiz. mundarten dafür häufig *gg* geschrieben wird. Den beispielen von H. liessen sich noch hinzufügen: *Gukkį* = August, *Sikkį* = Cécile, *Makkį* = Marguerite, *Nokkį* = Nora, *Fikkį* = Sophie, das appellativ *sukkį* = schwein. *Jokkį, Nikkį, Schäkkį* < Jakob, Nikolaus, Jacques brauchen nicht unbedingt hierher gerechnet zu werden; sie könnten auch zur klasse der *-į*-ableitungen gehören und vielleicht die vorbilder für einige von den anderen mit *-kį* gebildeten kurzformen abgegeben haben.

Wir haben oben die tatsache erwähnt, dass bei den deminutiven nomina umgelautete und unumgelautete formen nebeneinander auftreten. Eine regel vermag H. dafür nicht zu erkennen; vielleicht handelt es sich um unterschiede von allgemein üblicher oder nur gelegentlicher, von älterer und jüngerer bildung. Im Baseld. sind in abweichung vom Bernd. die unumgelauteten formen ganz selten; im Bernd. dienen sie, namentlich in der kindersprache, zur verstärkung des zärtlichen gefühlstons.

Zur bezeichnung weiblicher abstrakter substantiva dient allgemein alemanisch im weitesten umfang das suffix *-į*, mit dem fast von jedem einsilbigen adjektiv ein nomen qualitatis abgeleitet werden kann. Wenn die Berner stadtmundart davon einen beschränkteren gebrauch macht als die landmundarten und dafür die ableitungen auf *-heit* vorzieht, so macht sich darin zweifellos einfluss der schriftsprache geltend. *Fulkeit* bei Gotthelf, *Glättikeit* bei Haller haben nichts auffallendes, ihr *k* rührt von *-igheit* her; doch ist echt mundartlich im ersten wort die aspiration vermutlich auch Bernd. früh verloren gegangen wie im Baseld. *fülgət, krangget.* Ausserdem ist *-į* noch ganz produktiv für die bildung konkreter substantiva, die den ort bezeichnen, wo eine tätigkeit vor sich geht: *brauwį, hänkchį, läntį, sägį, stampfį, schwemmį, chorbį* korbmacherei. Zum teil freilich mögen unter den abstrakten wie unter den konkreten dieser bildungsart eindringlinge aus der schriftsprache stecken, bei denen dem schriftsprachlichen endungs-*e* ein mundartlich allein mögliches *-į* substituiert wurde.

Bei den kollektivbildungen mit *ge-* scheinen mir die in der mundart seit alter zeit bodenständigen wörter durchweg reduktion des *ge-* zu *g-* beziehungsweise assimilation an den anfangskonsonanten des grundworts zu verlangen. Daneben kommen — im Bernd. vermutlich so gut wie im Baseld. — bildungen mit *gį-* vor,

besonders wo die lautgesetzliche assimilation des *g-* an *b, p, d, t, g, k* des grundwort die zusammensetzung nicht mehr erkennen lässt, und auch dann grösstenteils als jüngere entlehnungen aus der schriftsprache: *giduə, gikär, gibabbəl.* Diese jüngeren wörter haben fast ausnahmslos einen tadelnden sinn.

Reich vertreten sind im Bernd. wie im schweizerd. überhaupt die femininen substantiva auf *-ətə* < ahd. *âta,* das Wilmanns als aus dem romanischen entlehnt ansehen will. In diese gruppe scheinen mir aber *houptətə* (*chopfətə*) *fuəssətə* nicht zu passen; sie dürften eher auf die zusammensetzungen *houpt-, kopf-, fuss-ende* (des bettes) zurückgehen mit schwund des *n* nach verlust des nebenakzents. Im Bernd., namentlich auf dem lande, steht daneben das suffix *-ət* < ahd. *ôt* in männlichen nomina actionis: *ärnət, höüjət, säijət* usw., von da übertragen auf die mit diesen arbeiten verbundenen feste und dann produktiv für feste und spiele aller art wie *tantsət, schwingət, ússchiəssət, grännət* (gesichterschneiden).

In der stadtmundart findet man für abstrakta viel häufiger die ableitung auf *-ig* (< *-ing* < *ung*), daneben neuerdings immer öfter *-ung.* H. hält die annahme, dass diese bildungen unter dem einfluss der schriftsprache sich ausgebreitet haben und ausbreiten, nicht für richtig, sondern meint, dass das suffix *-ig* beziehungsweise *-ung* von jeher in der stadt eine kräftige gruppe unterhalten habe und dass auch der grossteil der ableitungen, die sowohl mit *-ig* als *-ung* gebraucht werden, echtes und altes gut der mundart seien. Dem kann nicht beigestimmt werden. Die form *-ung* ist unter allen umständen der mundart fremd; natürlich sind auch viele von den wörtern auf *-ig* trotz ihres scheinbar echt mundartlichen äussern entlehnungen aus der schriftsprache, freilich so eingebürgerte, dass die jüngere generation mit ihrem allgemein schwächer gewordenen sprachgefühl sie nicht mehr als fremdkörper empfindet. Ähnliches wäre über das verhältnis von *-nus : nis* zu sagen.

Aus dem den schluss (s. 152—166) bildenden kapitel über die komposition mag erwähnung finden, dass in der stadt Bern an stelle der nur mangelhaft entwickelten weiblichen nomina agentis auf *-i, -ə* zusammensetzungen treten: *chärifrou, tsankiwíb, brüeliwíb* gegenüber ländlichen *chärə, tsankə* usw. oder *witfrou, búrəfrou, meistərfrou, bärnərmeitschi.* Da die männlichen nomina agentis mit tadelnder bedeutung in der regel nur auf erwachsene personen bezogen werden, tritt bei beziehung auf jüngere leute kompositum als ersatz ein: *brüəlibuəb, schnudərbuəb, tsankibueb* (auch sonst: *schuəlbueb, lérbuəb, milchbuəb*), ebenso für persönliche kollektivbegriffe: *búrəlüt* bauern, *stattlüt* städter, *hérəlüt* herren.

Merkwürdig ist die verkürzung langer vokale (beziehungsweise bewahrung alter kürze) im ersten kompositionsteil gegenüber länge des vokals im entsprechenden einfachen wort. Nach H. tritt dies nur ein, wenn die komposition zu entschiedener begriffseinheit verwachsen ist, nicht bei loseren beziehungen oder gar bei gelegentlichen bildungen z. b.: a) kürzung alter länge in *schneballə, schnemá,* aber *schnéschúfle, schnéwassər, harōl,* aber *hárwassər, schumachər,* aber *schuəladə, husfrou, stifmuətər*; b) alte kürze erhalten: *graswúrm* raupe, aber *grásfuədər, badhose,* aber *bádtsimmər* (lehnwort!), *sagmāl,* aber *ságbokch, taglón,* aber *tághemli.*

-s- als kompositionsbildendes element findet sich Bernd. in weiterem umfang als im Baseld., z. b. auch bei weiblichem erstem teil: *chuchistür, stubəsdür, ougsdechlə, chilchsturm.*

Dass in wörtern wie *bierdurst, mostwirt, holzsagi* das sprachgefühl ein akkusativverhältnis der beiden teile wahrnehme, möchte ich bezweifeln.

Unter den beispielen von zusammensetzungen, in denen ein verbalstamm im

ersten teil den zweck oder die bestimmung bezeichnet, nennt H. s. 164 auch *läbchuəchə.* Wie ist das zu verstehen? Wo ist da der verbalstamm? wo der zweck?

Hodlers arbeit ist im ganzen beschreibender art; sie begnügt sich mit der feststellung des heutigen tatbestandes, geht nur gelegentlich auf die vorgeschichte und die psychischen faktoren ein, die für sie bestimmend geworden sind und noch sind; sie beschränkt sich ausserdem auf das Berndeutsche. Szadrowsky dagegen zieht nur eine einzige gruppe von bildungen — diese aber auf dem ganzen gebiete schweizerischer mundarten — in betracht, nicht als statistiker, sondern als sprachpsychologe, und sucht für die in seinem stoffe liegenden probleme lösungen, die für die prinzipien der sprachgeschichte bedeutung haben. Lautliche probleme treten auch für ihn in den hintergrund und das morphologische kommt nur insoweit in betracht, als es mit fragen der bedeutung zusammenhängt. Geschichtliche untersuchungen über das vorkommen der wörter sind nur beiläufig einbezogen. Aber wichtig ist für ihn die feststellung in jedem einzelnen fall, ob ein wort dem lebenden sprachgebrauch angehört oder nur literarisch bezeugt ist. S. stützt sich natürlich auf das reiche material des Schweizerischen idiotikons, das er aber nur bei den sprachpsychologisch besonders interessanten gruppen, den bezeichnungen für wind und wetter, für affektionen, für abstraktes und bei den fällen mit nicht aktiver bedeutung lückenlos darbietet. Der als dissertation erschienene teil beschränkt sich auf die fruchtbarste bildungsweise der nomina agentis, die deverbativen *er*-ableitungen.

Diese ordnet S. nach ihren bedeutungsgruppen, mit feinstem sprachgefühl alle zartesten bedeutungsabstufungen unterscheidend und auseinander entwickelnd. Es muss jedem, der sich für solche fragen interessiert, überlassen bleiben, die ausgezeichnete darstellung des verfassers im original zu studieren; ein noch so ausführliches referat könnte ihren vorzügen nicht gerecht werden. S. unterscheidet *er*-deverbativa als bezeichnungen für personen, tiere, pflanzen, körperteile, gegenständliches, wind und wetter, tage und monate und flurnamen, physische und psychische affektionen, vorgänge und tätigkeiten (abstraktes). Zuletzt bespricht er übersichtlich die *er*-deverbativen nach der logischen beziehung des bezeichneten zur verbalhandlung.

Auf einige punkte mag indessen auch hier noch etwas näher eingegangen werden. Das persönliche nomen agentis auf *-er* bezeichnet 1. den träger einer wiederholten (berufs- oder gewohnheitsmässig ausgeübten) handlung, den durch den verbalbegriff dauernd charakterisierten; 2. den träger einer einmaligen handlung, den handelnden schlechthin. In der heutigen mundart scheint mir indessen die zweite gruppe nicht wirklich bodenständig, sondern der nachahmung schriftsprachlichen gebrauchs entsprungen. S. selbst stellt fest, dass bezeichnungen für den ausüber einer einmaligen handlung selten sind, zum mindesten viel seltener als bezeichnungen des beruflichen oder gewohnheitsmässigen trägers von verbalbegriffen.

Dass das gedeihen des *er*-typus auf dem boden der pflanzenbezeichnungen keineswegs mythische vorstellungsweise voraussetze, sagt S. meines erachtens mit recht. Wundt hat zwar zur erklärung davon auf die mythologischen vorstellungen von der pflanzenseele, den vegetationsdämonen hingewiesen, die in keimen und wurzeln, bäumen und früchten lebten, oder auf die visionären eindrücke von feld und wald im dunkel und in der einsamkeit. Diese *er*-bildungen erklären sich aber nach S. leicht und natürlich damit, dass das wachstum solcher pflanzen (*chriecherli, höckerli, grūperli, rutscherli*) einen vergleich mit menschlicher oder tierischer bewegung zulässt, dass also die pflanze selbst als tätig erscheint.

Die überaus reiche entfaltung des typus der deverbativen ableitungen mit gegenständlicher bedeutung muss an die deverbativen ableitungen mit persönlicher bedeutung anknüpfen. (Da das neutrum dafür nicht vorkommt, werden lateinische masculina auf *-arius* das feste muster für diese gattung abgegeben haben: *focarius* > *focher* blasebalg, *binarius* > *biner* milchmass, *sextarius* > *sester* hohlmass). Wenn eine viehschelle *chlepfer*, ein glockenschwengel *plämper* genannt wird, sind das dinge, die *chlepfen, plampen*, sie sind träger einer handlung, wenn auch unpersönliche vollstrecker derselben. An wirklich handelnde wesen im sinne einer personifikation braucht man dabei nicht zu denken, wenn auch nicht selten personennamen und andere personalbezeichnungen sowie tiernamen auf gegenstände übertragen werden: *haber-, chorn-, weizen-michel, grossmüeterli, fuchs, has, rätschvogel, güggel* als bezeichnung der letzten garbe. S. stellt mit recht solche wörter in den vordergrund, wenn es gilt, eine brücke zu schlagen zwischen den kategorien der personen- und der gegenstandsbezeichnungen. Nach diesen mustern konnten weitere bezeichnungen für gegenständliches aufkommen, die nicht tätige dinge bezeichnen, sondern gegenstände, die als mittel zur ausführung einer tätigkeit, als werkzeug dienen: *chnütscher, rüerer, süger*. Die grenze zwischen beiden gruppen ist schwer zu ziehen. Im falle von *schlapper* (der schlappende schuh) würde ich lieber S. zustimmen, der den schlappenden schuh als träger der handlung auffasst, als Behaghel, der in ihm ein mittel zur ausführung der handlung sieht. S. bemerkt sehr richtig, dass es von wert wäre, wenn seine theorie über das aufkommen der gegenständlichen *er*-ableitungen sich stützen liesse durch tatsachen der wortgeschichte, d. h. wenn sich nachweisen liesse, dass tatsächlich die ersten gegenstandsbezeichnungen auf *-er* solche in gewissem sinne aktive dinge bezeichnet haben, dass wörter mit rein instrumentaler bedeutung erst nach diesen aufkamen. Das wäre aufgabe einer besonderen untersuchung. Aber auch unmittelbar lassen sich die nomina instrum. an die nomina agentis anknüpfen. Der *borer* ist ein ding, das bohrt, wie der *borer* im persönlichen sinn ein mensch, der bohrt. Sehr nahe zu den persönlichen nomina agentis sind z. b. auch die häufigen scherzhaften bezeichnungen des weines und branntweines zu stellen: *chratzer, rachenbutzer, rippenchlemmer* usw.

Bei den pflanzennamen auf *-er* hat S. die annahme mythischer personifikation als überflüssig abgelehnt, bei den windnamen erkennt er deren berechtigung an. Wenn auch bei benennung von dingen und erscheinungen der natur eine mehrfache möglichkeit der deutung sich biete, so verdiene doch auf diesem gebiet die mit weniger mitteln auskommende erklärung keineswegs aus gründen der methode den vorzug vor einer deutung, die dämonen und geister zu hilfe nimmt, um so weniger, als in abgelegenen ländlichen oder gebirgigen gegenden der mythos noch jetzt zu hause sei.

Besondere vorsicht verlangt die deutung der flur- und geländenamen; neben maskulinen auf *-er*, in denen vielfach familiennamen der besitzer stecken mögen, treffen wir da häufig feminina auf *-eren*, in denen verschiedene bildungsweisen zusammengeflossen sein können. *Risleren, riseren, falleren* deutet S. unter vorbehalt als nom. agentis = ort wo sand, kies und dergleichen herabrieselt, beziehungsweise schutthalde, beziehungsweise 'die fallende' (waldname). In anderen derartigen bildungen vermutet er altes latein. *-aria*-suffix, in anderen altes *-rjōn*-suffix. Grossenteils sind übrigens, wie wir schon bei der besprechung von Hodler gesehen haben, diese namen nicht deverbativ, sondern denominativ als bezeichnungen von orten, wo die im namen steckenden pflanzen, tiere und stoffe in mengen vorkommen.

Ganz besonders gelungen scheinen mir die psychologischen ausführungen des § 9

über bezeichnungen physischer und psychischer affektionen (krankheiten, rausch und ähnliches) und der § 10 über bezeichnungen für vorgänge und tätigkeiten (abstraktes) darunter lautvorgänge (juchzer, jodler usw.), bewegungsvorgänge (tänze usw.).

Das ergebnis des letzten kapitels über die logischen beziehungen des bezeichneten zur verbalhandlung lässt sich so zusammenfassen: Die deverbativa auf *-er* bezeichnen:

1. alle arten von kausaler beziehung;
   a) was die verbalhandlung ausführt, aktive beziehung, weitaus der häufigste fall — beispiele überflüssig;
   b) was die verbalhandlung ausführt und zugleich von ihr betroffen wird, reflexive beziehung; schwach belegt, meist nur in älterer sprache, in sprichwörtern usw., aber auch sonst gelegentlich z. b. *schneller* ein käfer zu (*sich*) *schnellen*;
   c) dasjenige, womit die verbalhandlung ausgeführt wird, instrumentale beziehung, reichlich vertreten: *borer, schöpfer;*
   d) was zur ausführung veranlasst, kausative beziehung: *innuckerli* (schlafliedchen), *springer, laufer* (durchfall). Doch ist gerade bei der letzten art von beispielen kausative auffassung nicht durchaus notwendig;
   e) was von der verbalhandlung betroffen wird, das objekt des verbalbegriffs, und zwar:
      α) strikte passive beziehung bei deverbativen von transitiven verben, eine abart von passiver beziehung bei deverbativen von intransitiven verben: *anhenker, schieber* (schiebfenster), *versuecherli,* kleines muster zum versuchen (eine solche bildung kann den übergang von instrumentaler zu passiver beziehung vermitteln); *trîber* ein junges schwein, stark genug, dass es getrieben werden kann. Die hierher gehörigen personenbezeichnungen lassen in älterer sprache denominative auffassung neben der deverbativen zu: *ächter* = ächter und = geächteter, verfolgter, zu *ächten* oder *acht; buesser* frevler, der busse leisten sollte, aber nicht wirklich leistet; *anchläger* = ankläger und = beklagter, schuldner. S. wendet sich in seiner erklärung solcher fälle gegen Behaghel, der meint, es sei da die bedeutung in ihr gegenteil umgeschlagen, also ein widerspruch gegen die formale logik in der sprachentwicklung. S. sieht im tatbestand keinen anlass zu solchem vorwurf, da es sich einmal um zwei selbständige, gleichberechtigte bedeutungssphären handelt, *ächter* = der aktiv oder passiv bei der acht beteiligte, und da angeklagter nicht der logische gegensatz zu ankläger sei, was vielmehr einer, der nicht anklagt, wäre;
      β) was bei ausführung der verbalhandlung sich ergibt, das produktivobjekt, den effekt: *trüller,* haarknoten, der durch *trüllen* entsteht; *spritzer*, der durch spritzen entstandene flecken.
2. den ort der ausführung der verbalhandlung, räumliche beziehung, sehr selten: *hocker*, gegenstand auf dem man hockt; meist ist die beziehung nicht rein räumlich, sondern instrumental;
3. was zur verbalhandlung in zeitlicher beziehung steht, sehr selten: *heimgäer* der letzte tanz beim tanzfest.

MAINZ [jetzt Bern]. GUSTAV BINZ.

FRIEDRICH-NIETZSCHE-PREIS FÜR 1923.

Preisausschreiben der stiftung Nietzsche-archiv.

Welche fingerzeige gibt die sprachwissenschaft, insonderheit die etymologische forschung, für die entwicklungsgeschichte der moralischen begriffe ab?

(Nietzsche, Zur genealogie der moral. Anm. am schluss der 1. abhandlung 'Gut und böse', 'Gut und schlecht'.)

Für die bewertung kommen nur arbeiten in betracht, die die philosophischen wie sprachwissenschaftlichen gesichtspunkte nach streng wissenschaftlicher methode behandeln.

Zu berücksichtigen sind in erster linie die indogermanischen sprachen. Doch ist es sehr willkommen, wenn auch das material aus anderen sprachen herangezogen wird, wobei dem bearbeiter indessen, soweit er sich ein selbständiges urteil nicht zu bilden vermag, gestattet wird, über das aus zweiter hand geschöpfte lediglich zusammenfassend zu referieren.

Die arbeiten sind bis spätestens 1. april 1923 an das Nietzsche-archiv in Weimar einzureichen. Jede arbeit ist mit einem kennwort zu versehen; der name des verfassers darf nur in einem mit dem gleichen kennwort versehenen verschlossenen umschlag angegeben sein.

Alle arbeiten bleiben unbeschränktes eigentum der verfasser.

Der ausgesetzte preis beträgt 5000 m. Er soll am geburtstag Fr. Nietzsches, den 15. oktober (1923), ungeteilt einer arbeit zuerkannt werden. Ist keine arbeit preiswürdig, bleibt es den preisrichtern überlassen, über die verwendung der ausgesetzten summe zu befinden.

Das preisgericht besteht aus:

1. Universitätsprofessor Dr. Bruno Bauch, Jena.
2. Frau Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche, Weimar.
3. Graf Harry Kessler, Berlin.
4. Oberbürgermeister Dr. Adalbert Oehler, vorsitzender der stiftung Nietzsche-archiv.
5. Universitätsprofessor Dr. Ferd. Sommer, Jena.

NACHRICHTEN.

Am 14. mai 1921 starb zu Kopenhagen der sprachforscher und grammatiker Karl Arnold Edvin Jessen (geb. am 1. januar 1833 zu Randers); am 8. oktober 1921 zu Askov (Jütland), der als autorität auf dem gebiete der volkskunde und als lexikograph der jütischen mundarten rühmlichst bekannte pastor emer. Henning Frederik Feilberg (geb. 6. august 1831 zu Hillerød); am 26. oktober 1921 zu Königsberg der ausserordentl. professor dr. Wilhelm Uhl (geb. 23. november 1864 zu Braunschweig); am 4. november 1921 zu Stockholm der durch seine prähistorischen forschungen hochverdiente Nestor der schwedischen archäologen, prof. dr. Oskar Montelius; ende dezember 1921 zu Prag der ausserordentl. professor dr. Hans Lambel (geb. 26. august 1842 zu Linz); am 31. dezember 1921 der ordentl. professor an der universität München, geh. hofrat dr. Hermann Paul (geb. 7. august 1846 zu Salbke bei Magdeburg); am 4. januar 1922 zu Jena der ordentl. professor der vergleichenden sprachwissenschaft,

geh. hofrat dr. Berthold Delbrück (geb. 26. juli 1842 in Danzig); am 13. märz 1822 zu Erlangen der ordentl. professor, geh. hofrat dr. Elias Steinmeyer (geb. 8. februar 1848 zu Nowawes bei Potsdam); am 4. mai 1921 zu Wien der bekannte und verdiente skandinavist, hofrat dr. Josef Calisanz Poestion (geb. 7. juli 1853 in Aussee).

Delbrück, Jessen, Paul, Steinmeyer und Uhl waren hochgeschätzte mitarbeiter unserer zeitschrift, denen die redaktion ein dankbares angedenken bewahrt.

Berufen wurden: der privatdozent, studienrat dr. Walther Heinr. Vogt in Marburg an stelle des in den ruhestand getretenen ordentl. professors der nordischen philologie, dr. Hugo Gering nach Kiel; der ausserord. professor an der universität Jena dr. Hans Naumann als nachfolger von Karl Helm nach Frankfurt a. M.; der geh. hofrat professor dr. Oskar Walzel in Dresden als ordentl. professor der neueren deutschen literaturgeschichte nach Bonn; der ordentl. professor der neueren deutschen sprache und literatur, dr. Franz Schultz in Köln nach Frankfurt a. M.; der ausserordentl. professor dr. Friedrich Ranke in Göttingen als ordentl. professor der germanischen philologie nach Königsberg; der privatdozent dr. Ernst Bertram in Bonn als ordentl. professor der neueren deutschen sprache und literatur nach Köln; der ausserordentl. professor der deutschen literaturgeschichte dr. Christ. Janentzky in München als ordinarius an die technische hochschule in Dresden.

Befördert sind: die ausserordentl. professoren für neuere deutsche sprache und literatur dr. Robert F. Arnold in Wien, dr. Eugen Wolff in Kiel und dr. Phil. Witkop in Freiburg i. B. zu ordinarien; der ausserordentl. professor der deutschen sprache und literatur dr. Friedr. Neumann in Leipzig (zuvor privatdozent in Göttingen) zum ordinarius; der ordentl. honorarprofessor dr. Walther Ziesemer in Königsberg zum ordinarius; der privatdozent dr. Robert Faesi in Zürich zum ausserordentl. professor für neuere deutsche und schweizerische literaturgeschichte. Der oberlehrer prof. dr. Gustav Rosenhagen in Hamburg wurde zum honorarprofessor an der dortigen universität ernannt, der privatdozent dr. Fr. Braun in Leipzig zum ordentl. honorarprofessor der germ. philologie.

Dem professor dr. Adolf Hauffen in Prag wurde die neuerrichtete professur für deutsche volkskunde an der dortigen deutschen universität übertragen; der privatdozent an der universität Halle, dr. Wolfgang Liepe, erhielt einen lehrauftrag für geschichte des theaterwesens und dramaturgie.

Es habilitierten sich: für deutsche literatur dr. Gustav Bebermeyer in Tübingen, für deutsche literaturgeschichte und deutsche sprachkunde dr. Martin Sommerfeld in Frankfurt a. M. Der privatdozent dr. Karl Wesle hat sich von Frankfurt nach Jena umhabilitiert.

Der ordentl. professor, geh. hofrat dr. W. Braune in Heidelberg wurde zum korrespondierenden mitgliede der preuss. akademie der wissenschaften ernannt; der ordentl. professor, geh. regierungsrat dr. Friedrich Vogt in Marburg zum korrespondierenden mitgliede der Göttinger gesellschaft der wissenschaften, der ordentl. professor, geh. regierungsrat dr. Edward Schröder in Göttingen zum korrespondierenden mitgliede der bayr. akademie der wissenschaften.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.

Alexander, Meister. — Hase, Günther, Der minneleich meister Alexanders und seine stellung in der mittelalterlichen musik. [Forschungsinstitut für neuere philologie in Leipzig. I. Altgermanistische abteilung unter leitung von E. Sievers. Heft 1.] Halle, Niemeyer 1921. (VIII), 96 s. 18 m.

Anzengrubers werke. Gesamtausgabe nach den handschriften in 20 teilen, mit lebensabriss, einleitung und anmerkungen herausgegeben von Eduard Castle. Leipzig, Hesse & Becker o. j. (1921), geb. (in 7 bände) 140 m.

Arzneibuch, Das Gothaer mittelniederdeutsche, und seine sippe, herausgegeben von Sven Norrbom. [Mnd. arzneibücher, herausgegeben von Konrad Borchling. Bd. 2.] Hamburg 1921. 4°. (VI), 240 s.

Bell, Clair Hayden, The sisters son in the medieval German epic. A study in the survival of matriliny. [University of California publications in modern philology, vol. X, 2.] Berkeley 1922. 120 s.

Bibeltraktate (Gothaer). — Im Kampf um die deutsche bibel. Zwei traktate des 14. jahrhunderts, herausgegeben von Josef Klapper. Breslau, Eigenverlag 1922. VIII, 56 s.

Blöndal, Sigfús, Islandsk-dansk ordbog. (Hovedmedarbejdere: Björg Þ. Blöndal, Jón Ófeigsson, Holger Wiehe). 1. halvbind. Reykjavík, København og Kristiania 1920–22. XII, 480 s. gr. 4. 35 kr.

Bock, Eugen de, Beknopt overzicht van de vlaamsche letterkunde, hoofdzakelijk in de 19e eeuw. 'De Sikkel', Antwerpen; Em. Querido, Amsterdam o. j. 108 s.

Bojunga, Klaudius, Deutsche sprache und deutsches volkstum. Die behandlung ihrer zusammenhänge im unterricht auf höheren schulen. [Deutschunterricht und deutschkunde, heft 6.] Berlin, Otto Salle 1921. 72 s. 6 m.

Borinski, Karl, Geschichte der deutschen literatur von den anfängen bis zur gegenwart. Stuttgart, Berlin, Leipzig; Union Deutsche verlagsgesellschaft o. j. [1921]. 2 bände. XVI, 643; VIII, 673 s. und 48 tafeln, geb. 98 m.

Braun, Friedr., Die urbevölkerung Europas und die herkunft der Germanen. [Japhetische studien zur sprache und kultur Eurasiens, herausgegeben von F. Braun und N. Marr. I.] Berlin, Stuttgart, Leipzig, W. Kohlhammer 1922. 91 s. 22 m.

Bruns, Friedr., Modern thought in the German lyric poets from Goethe to Dehmel. [University of Wisconsin studies in language and literature. 13.] Madison 1921. 103 s.

Cohn, Egon, Gesellschaftsideale und gesellschaftsroman des 17. jahrhunderts. Studien zur deutschen bildungsgeschichte. [German. studien . . . herausgegeben von E. Ebering. 13.] Berlin, E. Ebering 1921. (VIII), 239 s. 30 m.

Conscience, Hendrik. — Bock, Eugen de, H. C. en de opkomst van de vlaamsche romantiek. 'De Sikkel', Antwerpen; Em. Querido, Amsterdam o. j. 319 s.

Curme, George O., A grammar of the German language designed for a thoro and practical study of the language as spoken and written to-day. New-York, The Macmillan company. 1922. XII, 623 s. geb.

Edda Sæmundar. — Den ældre Eddan tolkad av Axel Åkerblom. 2 delar. Uppsala, J. A. Lindblad 1920–21. 186; 226 s. 24 kr.

Edda Sæmundar. — Die Edda mit historisch-kritischem kommentar, herausgegeben von R. C. Boer. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & zoon 1922. 2 bände. XCI, 320 und VIII, 398 s. geb.

— Die lieder der älteren Edda (Sæm. Edda) herausgegeben von Karl Hildebrand, völlig umgearbeitet von Hugo Gering. 4. aufl. Paderborn, Schöningh 1922. XXVIII, 484 s.

— Gering, Hugo, Glossar zu den liedern der Edda. 5. aufl. Paderborn, Schöningh 1923. X, 231 s.

— Reuter, Otto Sigfried, Das rätsel der Edda und der arische urglaube. Sontra in Hessen, Verlag Deutschordensland 1921. 174 s. mit 13 holzschnitten. 28 m.

Ehret, Joseph, Das Jesuitentheater zu Freiburg in der Schweiz. Erster teil. Die äussere geschichte der herbstspiele von 1580—1700 mit einer übersicht über das schweizerische Jesuitentheater. Freiburg i. Br. 1921. XV, 259 s., 7 tafeln und 2 karten 50 m.

Eventyr, Norske, En systematisk fortegnelse efter trykte og utrykte kilder ... ved Reidar Th. Christiansen. Kristiania, J. Dybwad 1921. XI, 152 s.

Feist, Sigmund, Einführung in das gotische. Texte, übersetzungen, erläuterungen. [Teubners philol. studienbücher.] Leipzig und Berlin, Teubner 1922. VI, 156 s. und 1 tafel kart. 48 m.

Gerdau Hans, Der kampf ums dasein im leben der sprache. Ein sprachbiologischer versuch zur lösung des lautwandelproblems auf darwinistischer grundlage. Hamburg, W. Gente 1921. 62 s. 3 m.

Gerullis, Georg, Die altpreussischen ortsnamen, gesammelt und sprachlich behandelt. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1922. (VI, 286 s. 75 m.

Goethe. — Berendsohn, Walter A., Goethes knabendichtung. Hamburg, W. Gente 1922. 172 s.

— Schnitzer, Manuel, Goethes Josephbilder, Goethes Josephdichtung. 1.—5. aufl. Hamburg, W. Gente 1921. 130 s. und 22 tafeln, geb. 25 m.

Götze, Alfred, Proben hoch- und niederdeutscher mundarten. [Kleine texte für vorlesungen und übungen herausgegeben von H. Lietzmann. 146.] Bonn, A. Marcus & E. Weber 1922. (II), 110 s.

Graebisch, Friedr., Die mundart der grafschaft Glatz und ihrer böhmischen nachbargebiete. [Glatzer heimatschriften. I.] Kommissionsverlag von A. Walzel in Mittelwalde 1920. IV, 78 s.

Gragger, Robert, Deutsche handschriften in ungarischen bibliotheken. [Ungarische bibliothek, für das Ungarische institut an der universität Berlin, herausgegeben von R. Gragger. I, 2.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1921. (IV), 56 s. und 1 facs. 8 m.

Grimm, Jacob und Wilhelm. — Berendsohn, Walther A., Grundformen volkstümlicher erzählerkunst in den Kinder- und hausmärchen der brüder Grimm. [Hamburger habilitationsschrift.] Hamburg, W. Gente 1922. 143 s. 30 m.

Gryphius. — Steinberg, Hans, Die reyen in den trauerspielen des Andreas Gryphius. [Gött. dissert.] Göttingen 1914. VIII, 124 s.

Güntert, Herm., Von der sprache der götter und geister. Bedeutungsgeschichtliche untersuchungen zur Homerischen und eddischen göttersprache. Halle, Niemeyer 1921. VIII, 183 s. 26 m.

Hammerich, Louis L., Zur deutschen akzentuation. [Det kgl. danske vidensk.

selskab. Histor.-filol. meddelelser VII, 1.] København, A. F. Høst & søn 1921. 330 s.

Heine, Heinr. — Schellenberg, Alfred, H. Heines französische prosawerke. [German. studien . . ., herausgegeben von E. Ebering. 14.] Berlin, E. Ebering 1921. (VIII), 86 s. 12 m.

Hengestsage. — Aurner, Nellie Slayton, Hengest. A study in early english hero legend. [University of Iowa studies. I, 51.] 1921. (II), 76 s. und 44 taf.

— Schreiner, Katharina, Die sage von Hengest und Horsa. Entwicklung und nachleben bei den dichtern und geschichtsschreibern Englands. [German. studien . . ., herausgegeben von E. Ebering. 12.] Berlin, E. Ebering 1921. XII, 166 s. 24 m.

Iwand, Käthe, Die schlüsse der mhd. epen. [German. studien, heft 16]. Berlin, Emil Ebering 1922. 171 s.

Jespersen, Otto, Language, its nature, development and origin. London, G. Allen & Unwin 1922. 448 s. geb. 18 sh.

Kaiser, Elsbet, Frauendienst im mittelhochdeutschen volksepos. [Germanist. abhandlungen . . ., herausgegeben von Fr. Vogt. 54.] Breslau, Marcus 1921. VII, 106 s.

Kelly, John Alexander, England and the Englishman in German literature of the 18. century. New-York, Columbia university press 1921. XVII, 156 s. 1,25 doll.

Kossinna, Gustaf, Die deutsche vorgeschichte eine hervorragend deutsche wissenschaft. 3. verbesserte auflage. [Mannus-bibl. nr. 9.] Leipzig, Curt Kabitzsch 1921. VIII, 255 s. und 50 tafeln 50 m.

Kurath, Hans, The semantic sources of the words for the emotions in sanskrit, greek, latin and the germanic languages. [Chicago dissert.] Menasha, Wisconsin 1921. VIII, 68 s.

Leach, Henry Goddard, Angevin Britain and Scandinavia. [Harvard studies in comparative literature VI.] Cambridge, Harvard university press 1921. XII, 432 s. 3,50 doll.

Loen, Joh. Michael von, Goethes grossoheim (1694–1776), sein leben, sein wirken und eine auswahl aus seinen schriften von Siegfried Sieber. Leipzig, Historiaverlag (Paul Schraepler) 1922. 237 s. und 1 portr. 60 m.

Luther. — Franke, Carl, Grundzüge der schriftsprache Luthers. 3. teil: satzlehre. 2. auflage. Halle, Waisenhaus 1922. XII, 419 s.

Magnússon, Árni. — A. M.s private brevveksling udg. af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. Københ. og Krist., Gyldendal 1920. (IV), 735 s. 10 kr.

Matthias, Theodor, Sprachleben und sprachschäden. Ein führer durch die schwankungen und schwierigkeiten des deutschen sprachgebrauchs. 5. aufl. Leipzig, Friedr. Brandstetter 1921. XII, 503 s. 40 m.

Naumann, Hans, Primitive gemeinschaftskultur. Beiträge zur volkskunde und mythologie. Jena, Diederichs 1921. (II), 196 s. 25 m.

Nibelungenlied. — Der Nibelunge nôt in auswahl und mhd. sprachlehre mit kurzem wörterbuch von W. Golther. 6. aufl. [Sammlung Göschen.] Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & co. 1922. 196 s. geb.

Nibelungensage. — Schröder, Franz Rolf, Nibelungenstudien. [Rhein. beiträge und hilfsbücher zur german. philologie und volkskunde, herausgegeben von Th. Frings, R. Meissner und J. Müller. VI.] Bonn und Leipzig, Kurt Schröder 1921. (VIII), 58 s. 15 m.

Notker. — Hoffmann, Paul Th., Der mittelalterliche mensch, gesehen aus welt und umwelt Notkers des deutschen. Gotha, F. A. Perthes 1922. (VIII), 356 s. 40 m.

Ólafs saga helga efter pergamenthaandskrift i Uppsala universitetsbibliothek Delagardieske samling nr. 8II utg. av den Norske historiske kildeskriftkommission ved Oscar Albert Johnsen. Kristiania, J. Dybwad 1922. LVII, 116 s. und 1 facs. 7 kr.

Ordbog over det danske sprog grundlagt af Verner Dahlerup med understøttelse af undervisningsministeriet og Carlsbergfondet udg. af det Danske sprog-og litteratur-selskab. Tredje bind. bræ — dø. Københ., Gyldendal 1921. VI, 4 s. u. 1268 sp. — Fjerde bind. døbe — flytte. VI, s. u. 1276 sp. 1922.

Paul, Hermann, Über sprachunterricht. Halle, Niemeyer 1921. 29 s.

Petsch, Robert, Deutsche dramaturgie. 1. band: Von Lessing bis Hebbel. 2. aufl. Hamburg, Paul Hartung 1921. LVI, 194 s. geb. 26 m.

Pipping, Hugo, Inledning till studiet av de nordiska språkens ljudlära. Helsingfors, Söderström & co. 1922. XII, 211 s.

Pohl, Gerhard, Der strophenbau im deutschen volkslied. [Palaestra 136.] Berlin, Mayer & Müller 1921. VIII, 219 s. 28 m.

Rother, herausgegeben von Jan de Vries. [German. bibliothek, herausgegeben von W. Streitberg. II, 13.] Heidelberg, Winter 1922. CXV, 129 s. 28 m.

Runen. — Lindquist, Ivar, Runinskriften på Hogastenen i Bohuslän. Ett rättsdokument från 700-talet. Särtryck ur Göteborgs och Bohusläns fornminnesförenings tidskrift. Göteborg, Elanders boktrykkeri a. b. 1921. 13 s.

Schiffmann, Konrad, Das Land ob der Enns. Eine altbaierische landschaft in den namen ihrer siedlungen, berge, flüsse und seen. München und Berlin, R. Oldenbourg 1922. XII, 248 s. cart. 68 m.

Schleiermacher. — Schleiermacher als mensch. Sein werden, familien- und freundesbriefe 1783—1804. In neuer form mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Heinrich Meisner. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1922. (IV), 368 s. und 3 abbildungen geb. 60 m.

Seiler, Friedr., Deutsche sprichwörterkunde. [Handbuch des deutschen unterrichts . . . begründet von A. Matthias. IV, 3.] München, C. H. Becksche verlagsbuchhandlung 1922. X, 457 s. geb. 85 m.

Skalden. — Meissner, Rudolf, Die kenningar der skalden. Ein beitrag zur skaldischen poetik. [Rhein. beiträge und hilfsbücher zur german. philologie und volkskunde, herausgegeben von Th. Frings, R. Meissner und Jos. Müller. I.] Bonn und Leipzig, Kurt Schröder 1921. XII, 437 s. 80 m.

Sprüche, Merseburger. — Meissner, Rudolf, Cuonio uuidi. [Sonderabdruck aus der Festgabe für Friedr. von Bezold.] Bonn, Kurt Schröder 1921. 16 s.

Stolz, Alban. — Mayer, Julius, Alban Stolz. Freiburg i. Br., Herder & co. 1921. X, 619 s., 10 abbild. und 1 facs. geb. 115 m.

Studier i modern språkvetenskap utgivna av Nyfilologiska sällskapet i Stockholm. VIII. Upsala, Almqvist & Wiksells boktryckeri-a.-b. 1921. (IV), 163 s. 6,50 kr.

Darin u. a.: A. Nordfelt, Det historiska beviset för Eufemiavisornas ålder. — J. Reinius, Några anmärkningar till tysk grammatik.

Studier, Nysvenska. Tidskrift för svensk stil- ok språkforskning utg. av. Bengt Hesselman och Olof Östergren. 1. årg., 1—3. häftet. Uppsala, Akadem. bokhandeln 1921. 144 s. Preis für den jahrgang 8 kr.

Neue folge von 'Språk och stil', die ihr erstes heft mit einem aufsatz von Nils Svanberg über Heines einfluss auf Fröding eröffnet.

Tannhäuser, Der, herausgegeben von S. Singer. Tübingen, J. C. B. Mohr 1922, VIII, 47 s. 15 m.

Vogt, Friedr., Geschichte der mittelhochdeutschen literatur. 1. teil. 3. umgearb. auflage. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher verleger (Walter de Gruyter & co.) 1922. X, 363 s. 55 m.

Wasserzieher, Ernst, Deutsche sprachgeschichte, anregungen und beiträge zu ihrer behandlung auf der schule. [Deutschunterricht und deutschkunde, heft 7.] Berlin, Otto Salle 1921. 64 s. 6 m.

Weibull, Curt, Sverige och dess nordiska grannmakter under den tidigare medeltiden. Lund, Gleerup 1921. VIII, 196 s. 12 kr.

Wolff, Ludwig, Studien über die dreikonsonanz in den german. sprachen. [German. studien . . ., herausgegeben von E. Ebering. 11.] Berlin, E. Ebering 1921. (IV), 190 s. 24 m.

Wolters, Friedr. und Petersen, Karl, Die heldensagen der germanischen frühzeit. Breslau, Ferd. Hirt 1921. (VIII), 315 s. 34 m.





